

Buchdruckerei Gutzwiller & Baumann, Zürich.

Festgabe
auf die
Eröffnung

des Schweiz.
Landes-
Museum

1898

Festgabe
auf die Eröffnung des
Schweizerischen
Landes-Museums
in
Zürich



am 25. Juni 1898.

Polygraphisches Institut A. G. Zürich.

Festgabe
auf die Eröffnung des
Schweizerischen
Landes-Museums
in Zürich



am 25. Juni 1898.

Polygraphisches Institut A. G. Zürich.

George Bonsor
from Sir Bartle Frere - Jan. 1913 -

FESTGABE

AUF DIE ERÖFFNUNG DES

SCHWEIZ. LANDESMUSEUMS

R.7

G.B.7

JORGE BONSOR
CASTILLO DE MAIRENA DEL ALCOR
(SEVILLA)

FESTGABE

AUF DIE ERÖFFNUNG DES

SCHWEIZERISCHEN

LANDESMUSEUMS

IN

ZÜRICH

AM 25. JUNI 1898

ZÜRICH
POLYGRAPHISCHES INSTITUT, A.-G.

ARCHIVO GENERAL DE ANDALUCIA

INHALT

Seite

H. Angst, Die Gründungsgeschichte des Schweizerischen Landesmuseums 1

H. Pestalozzi, Der Bau des Schweizerischen Landesmuseums 33

J. Heierli, Die Chronologie in der Urgeschichte der Schweiz 45

R. Ulrich, Die Gräberfelder von Molinazzo-Arbedo und Castione 83

J. Zemp, Die Backsteine von S. Urban 109

J. R. Rahn, Über Flachschnitzereien in der Schweiz 171

H. Zeller-Werdmüller, Zur Geschichte des Zürcher Goldschmiede-Handwerkes . . . 207


Vogelin



Glasgemälde von 1552.

Die

Gründungs-Geschichte

des

Schweizerischen Landesmuseums.

Von

H. Angst.

«Solche Dinge müssen erkämpft werden.»
Bundesrat Schenk sel. im Januar 1891.

Das Schweizerische Landesmuseum ist im Zeichen des Kampfes geboren. Die Verhältnisse drängten dabei den Verfasser in die vordersten Reihen der Streiter; dieser Umstand verbunden mit der anerkannten Schwierigkeit, zeitgenössische Geschichte zu schreiben, sowie der knappe Rahmen, in welchen der erste Versuch, die Gründung des Landesmuseums zu schildern, hineingedrängt werden muss, mögen als Entschuldigung für die Mängel dienen, welche der Arbeit notwendigerweise anhaften. Vielleicht findet sich in späteren Jahren die Gelegenheit, dem Schweizervolke eine eingehende Darstellung der bemerkenswerten Vorgänge zu bieten, die im Juni 1891 mit dem Bundesbeschlusse, Zürich zum Sitze des Landesmuseums zu machen, ihren Abschluss gefunden haben.

* * *

Das Schweizerische Landesmuseum soll am 25. Juni 1898 eröffnet werden. Wenige Monate nachher wird ein Jahrhundert verflossen sein, seit die Erhaltung vaterländischer Altertümer von Staats wegen durch einen Erlass der höchsten Landesbehörde der Schweiz dekretirt wurde. Am 15. Dezember 1798 fasste «*das Vollziehungs-Directorium der einen und untheilbaren helvetischen Republik*» zu Luzern folgenden Beschluss:

« Nach Anhörung des Rapports seines Ministers der Künste und Wissenschaften über die immer zunehmende Zerstörung der alten Denkmäler Helvetiens;

Erwägend dass die Ehre der Nation insbesonders erfordere, und dass es den Wissenschaften und der Menschheit überhaupt zum Nutzen gereiche, dergleichen Missbräuche zu hemmen, sowie auch diesen den Wissenschaften sehr kostbaren Theil des öffentlichen Reichthums den Zerstörungen der Unwissenheit und des Muthwillens zu entziehen, dieselben zu erhalten und zu vermehren,

beschliesst:

(1.) Die Verwaltungskammern sollen eine ausführliche Beschreibung aller schon bekannten alten Monumente und aller derjenigen eingeben, die mit der Zeit in dem Umfange ihres Cantons entdeckt werden könnten.

(2.) Der Regierungs-Statthalter eines jeden Cantons soll darauf wachen, dass die besagten Monumente auf keine Art verderbt oder beschädiget werden; auch wirksame Massregeln zu deren Erhaltung ergreifen, und wenn allenfalls alte Ruinen hervorgegraben würden, die diesörtigen Arbeiten mit aller Aufmerksamkeit fortsetzen zu lassen. »

Wie in neuerer Zeit dem Bundesbeschlusse von 1886 betreffend die Erhaltung vaterländischer Altertümer das Landesmuseums-Gesetz von 1890 folgte, so erhielt das erste Dekret der helvetischen Regierung seine Vervollständigung schon am 16. April 1799 durch ein zweites, das lautet:

« Das Vollziehungs-Directorium der einen und untheilbaren helvetischen Republik;

In Erwägung dass ein grosser Theil mehr oder weniger kostbarer Kunstwerke hie und da in den ehemaligen Klöstern und andern Nationalgebäuden zerstreut liegen, wo sie der Beschädigung jeder Art blossgestellt sind;

In Erwägung, dass die Sammlung dieser Art von Nationalschätzen in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte leicht, wenig kostbar und für den Fortgang der technischen Kenntnisse und der schönen Künste in Helvetien sehr nützlich ist, und dass sie das einzige Mittel ist zur Verhütung unwiederbringlicher Schädigungen in diesem Fache;

Nach Anhörung des Berichtes seines Ministers der Künste und Wissenschaften,

beschliesst:

1. Der Minister der Künste und Wissenschaften ist ganz besonders bevollmächtigt, durch zu diesem Endzweck abgeschickte Künstler mit möglicher Beschleunigung alle Gemälde, Zeichnungen, Kupferstiche, kostbare architektonische Modelle, Modelle von sinnreichem oder künstlichem Mechanismus sowie überhaupt alle tragbaren Kunstwerke aus den Nationalgebäuden zusammenbringen zu lassen.
2. In jedem Cantone wird den abgeschickten Artisten die Verwaltungskammer ihr Geschäft durch allen erforderlichen Vorschub erleichtern.
3. Die abgeschickten Künstler werden über alle in jedem Gebäude gesammelten Gegenstände ein Inventar aufnehmen.
4. Sie werden auf die sicherste und zugleich wohlfeilste Transportirung bedacht sein und zur Beförderung derselben die benöthigten Mittel erhalten.
5. Der Minister der Künste und Wissenschaften hat den Auftrag zu ungesäumter Uebereichung eines Plans in Betreff der Zurüstung und der erforderlichen Anordnungen für eine Centralsammlung der Kunstsachen. »

Damals marschirte die Gesetzgebung in rascherem Tempo als gegenwärtig. Von dem Einheitsstaate, wie ihn die Helvetik vorübergehend ins Leben rief, sind wir heute noch weit entfernt; doch findet hundert Jahre nach dem «Altertümer-Erlass» des Direktoriums die Einweihung des Schweizerischen Landesmuseums statt. Lebensfähige Ideen lassen sich wohl eine Weile in den Hintergrund drängen; sie können aber nicht aus der Welt geschafft werden, denn «Sie bewegt sich doch!»

Stapfer, der Minister der Künste und Wissenschaften, fühlte offenbar die Verantwortlichkeit, welche die gänzliche Umwälzung aller Verhältnisse den neuen Machthabern auch mit Rücksicht auf die Erhaltung der vaterländischen Altertümer, deren ehemalige legitime Hüter plötzlich von der politischen Bildfläche verschwunden waren, überbunden hatte. Der Staatsmann sah voraus, dass die Zentralgewalt eingreifen müsse, wenn das Land durch die Zerstörung und Verschleuderung seiner alten Kunstwerke nicht einen unersetzlichen Verlust erleiden sollte. In den beiden Erlassen ist es merkwürdig zu lesen, wie nicht nur die Erhaltung alter Kunstarbeiten an und für sich angestrebt, sondern ihre Wichtigkeit als Modelle für die Entwicklung der Gewerbe und der schönen Künste nachdrücklich hervorgehoben wird. Ganz und gar im Sinne der Helvetik war es, dass diese Sammlung von Gemälden, Zeichnungen, Kupferstichen, kostbaren Modellen, überhaupt von «*allen tragbaren Kunstwerken*» in den Nationalgebäuden in «*einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte*» angelegt und zugänglich gemacht werden sollte. Aus den Akten geht übrigens hervor, dass der Urheber der Idee eines Zentralmuseums nicht Stapfer selbst war, sondern der Zürcher Architekt J. C. Escher, welcher ein längeres Schreiben an den «Bürger Minister», datirt Luzern, den 10. April 1799, mit diesen Worten beginnt:

> «Die gütige Nachsicht, mit welcher Sie letzthin meine Ideen über die Vereinigung der in allen Kantonen zerstreuten und dem Staate angehörigen Kunstsachen beurtheilten, muntert mich auf, Ihnen hier noch einiges mitzutheilen.»

In Stapfers eigenhändigem französischem Konzept zu der Vorlage an das Vollziehungsdirektorium finden sich Eschers Argumente beinahe wörtlich wiedergegeben.

An den Ankauf gefährdeter Kunstwerke aus Staatsmitteln scheint man in jenem Momente noch nicht gedacht zu haben. Dagegen wurde 1801 die wertvolle Bibliothek des verstorbenen Generals Zurlauben, welche nach St. Blasien wandern sollte, von dem helvetischen Direktorium käuflich erworben und damit der erste Anfang zu einer ebenfalls geplanten Nationalbibliothek gelegt. Die Beschlüsse des Direktoriums hinsichtlich der Erhaltung und Sammlung vaterländischer Altertümer selbst gelangten nie zur Ausführung, teils wegen der immer grösser werdenden Geldnot der Regierung, teils infolge der kriegerischen Ereignisse des Jahres 1799. Allein auch aus andern, innerlichen Gründen wäre die Verwirklichung der schönen Idee damals auf grosse Hindernisse gestossen.

Der Zusammenbruch der ehemaligen Eidgenossenschaft war nicht nur von weitgehenden politischen Folgen begleitet; auch auf andern Gebieten führte er zu einschneidenden Veränderungen der Anschauungen und Verhältnisse. Dem Ansturm der neuen Ideen musste das Alte überall weichen, und damit war gleichzeitig über manche der sichtbaren Erinnerungen an die Zeit der dreizehn alten Orte der Stab ge-

brochen. Den frühern Untertanenländern konnte kein Interesse an der Erhaltung der Denkmäler zugemutet werden, welche die Herrschaft ihrer ehemaligen Regenten zu verherrlichen bestimmt waren. In den vorher souveränen Kantonen selbst kehrte mit der Neugestaltung der Dinge Gleichgültigkeit und Missmut, begleitet von ökonomischen Bedrängnissen ein; auch hier riefen die Zeichen alter Herrlichkeit bloss schmerzlichen Erinnerungen; warum sie also erhalten? Die französische Invasion und die napoleonischen Kriegsjahre hatten die öffentlichen Kassen geleert; das alte Patriziat der Städte und die regierenden Familien der Länder waren zum grossen Teil ruinirt und ihrer frühern Ressourcen, der Landvogteien und der Offiziersstellen im Dienste fremder Fürsten, beraubt; Handel und Gewerbe lagen darnieder, und die Landbevölkerung hatte noch keine Zeit gehabt, aus der Umwälzung viel Nutzen zu ziehen. Unter dem Drucke dieser bösen Verhältnisse wurden in vielen Teilen der Schweiz die ehrwürdigen Rats- und Amtshäuser an Private verkauft und ihre wertvollen Zierden an alten Kunstwerken verschleudert. Zeughäuser, welche während Jahrhunderten der Stolz ihres Kantons gewesen waren, fielen der Plünderung durch die Franzosen anheim, oder es wurde ihr Inhalt als unnützer Plunder dem Meistbietenden zugeschlagen. Mancherorts gingen die Schlösser und Landhäuser der Stadtfamilien, in denen sich kostbares Hausgerät und Zimmerschmuck aller Art angesammelt hatte, mit Schiff und Geschirr an die Bauern über, welche davon verkauften, was sie nicht in den eigenen Gebrauch nahmen. Die silbernen Trinkgefässe der Zünfte wanderten in den Schmelztigel oder verschwanden sonstwie; das gleiche Schicksal ereilte die Silberschätze der Patrizierfamilien, welchen Extra-Kontributionen auferlegt wurden, zu deren Bezahlung bares Geld mangelte. Kurz, es trat eine allgemeine, klägliche Liquidation des reichen Erbes an einheimischen Kunstarbeiten ein, welches die Vorväter hinterlassen hatten.

Aus dieser traurigen Zeit stammen die Spezialsammlungen schweizerischer Glasmalereien, welche im Auslande in öffentlichem und privatem Besitze existiren. Der eifrige Sammler J. N. Vincent in Konstanz erwarb sein erstes Glasgemälde im Jahre 1815; seine Kollektion, in welcher sich rund 450 Schweizerscheiben befanden, wurde, wie noch in frischer Erinnerung steht, 1891 in Konstanz öffentlich versteigert. Drei erst im Laufe der letzten Jahre in Frankreich und England entdeckte, bis dahin gänzlich unbekannte Privatkollektionen schweizerischer Glasmalereien, die in der Zeit von 1800—1830 entstanden sind, weisen zusammen die erstaunliche Zahl von über tausend Schweizerscheiben auf, alles Stiftungen von Ständen, Städten, Stiften, Schützengesellschaften, Zünften und Privatpersonen, vom Bürgermeister bis zum Bauern hinunter, und als solche, wenn nicht immer von künstlerischem Werte, so doch von geschichtlichem und kulturhistorischem Interesse für ihre ursprüngliche Heimat.

Aus der Nacht der allgemeinen Verachtung und Verschleuderung vaterländischer Altertümer von damals leuchtet wie ein Stern die Gestalt des liebenswürdigen Dichters und Malers, Martin Usteri von Zürich († 1827), hervor, der allein unter seinen Mitbürgern die Pietät und den Mut hatte, einen grossen Teil seines Vermögens der Erwerbung einheimischer Kunstwerke zu widmen. Seine qualitativ höchst bedeutende Sammlung von Glasmalereien, welche das Kennerauge verraten würde, auch wenn der

Name des Sammlers verloren gegangen wäre, wanderte nach Usteris Tod mit seinen andern Kollektionen von Kupferstichen, Manuskripten und seltenen Druckwerken ins Ausland und konnte erst 1894 in der Hauptsache wieder für unser Land zurückerworben werden.

Ein anderer Zürcher, der berühmte Prediger Lavater, kaufte schon vor Usteri schweizerische Glasmalereien auf, allein nicht für sich selbst, sondern für den ihm befreundeten Fürst Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau, der sie, über hundert an der Zahl, in seinem «Gothischen Hause» im Parke von Wörlitz in die Fenster einsetzen liess. Die Leichtigkeit, mit welcher Lavater sich diese Schätze verschaffen konnte, lässt auf die Geringschätzung schliessen, welcher alte vaterländische Kunstwerke schon vor den Revolutionsjahren verfallen waren. Das Eindringen welscher Sitte und Mode und die sich fortwährend steigernde Einfuhr französischer Möbel sowie anderer Gegenstände des täglichen Gebrauches hatte das einheimische Kunsthandwerk lahm gelegt und dessen Erzeugnisse bei den herrschenden Klassen in Misskredit gebracht, während die kommende politische Umwälzung mit ihrer radikalen Beseitigung alles Alten bereits ihre Schatten voraus warf.

Auf die Periode der politischen Reaktion und Stagnation nach 1815 folgten die stürmischen dreissiger und vierziger Jahre, welche vielerorts das Zerstörungswerk vollendeten. Anlässlich der Aufhebung der Klöster, die noch am pietätvollsten den Besitzstand von einheimischen Kunstwerken festgehalten hatten, wurde die Liquidation von Altertümern von Staats wegen betrieben; die tiefste Ebbe der Verschleuderung ererbten Kunstgutes und die Hochflut des Vandalismus waren erreicht, als 1836 der grösste Teil des ehemaligen Basler Kirchenschatzes in Liestal auf öffentlicher Gant nach allen Windrichtungen zerstreut wurde. Als dann im Jahre 1848 aus dem lockern, ohnmächtigen Staatenbunde der Kantone ein kräftiger Bundesstaat, die neue Schweiz, entstand, war der grossen Masse des Volkes das Bewusstsein abhanden gekommen, dass die alte Eidgenossenschaft auf dem Gebiete des Kunstgewerbes eine hervorragende Stelle eingenommen, dass ihre Bürger, die Jost Ammann, Tobias Stimmer, Daniel Lindtmeyer, Christoph Murer, ehemals den Ruhm schweizerischer Kunstfertigkeit in ferne Länder getragen hatten und dass bei uns bis tief ins 17. Jahrhundert hinein die bildende Kunst enger mit dem politischen, militärischen und sozialen Leben des gesamten Volkes verbunden gewesen war als vielleicht in irgend einem andern Lande Europas.

* * *

Die erste Weltausstellung in London vom Jahre 1851 gab Veranlassung zur Gründung eines Museums, wie es bis jetzt nirgends bestanden hatte, des South Kensington Museums, ausschliesslich für kunstgewerbliche Erzeugnisse aller Zeiten und Völker bestimmt. Vorher kannte man bloss archäologische Museen, wie das Britische Museum, den Louvre und ähnliche Anstalten, mit oder ohne Gemälde- und Skulpturen-Gallerien. Einige Jahre später entstand in der Schweiz die erste öffentliche Sammlung für die Aufnahme alter kunstgewerblicher Arbeiten, die 1856 von Rudolf Wackernagel gegründete «Mittel-

alterliche Sammlung» in Basel. Zwar waltete dabei nicht die Absicht ob, eine für das Gewerbe vorbildliche Sammlung von Altertümern anzulegen; es handelte sich vielmehr um die Gründung eines kulturhistorischen Museums nach dem Muster des Germanischen Museums in Nürnberg. Allein die Gegenstände des täglichen Gebrauches früherer Jahrhunderte, die im Gegensatze zu der modernen Fabrikware den Stempel der Individualität des Verfertigers und oft auch des Bestellers tragen, können in der Regel als kunstgewerbliche Vorbilder betrachtet werden, weshalb es eine Unmöglichkeit ist, die genaue Grenze zwischen einem historischen und einem lokalkunstgewerblichen Museum zu ziehen. Auf jeden Fall gebührt Basel das Verdienst, den ersten Versuch gemacht zu haben, die bis dahin schmählich vernachlässigten mittelalterlichen Altertümer planmässig zu sammeln und aufzustellen. Die schon 1832 entstandene Sammlung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich wurde entsprechend der Tendenz ihres berühmten Leiters, Dr. FERDINAND KELLER († 21. Juli 1881), nach einer andern Richtung hin geäuffnet; sie hatte hauptsächlich die zahlreichen Fundstücke aus den zuerst im Zürichsee entdeckten Pfahlbauten aufzunehmen. Die Vermehrung der Sammlung durch mittelalterliche Altertümer wurde als Nebensache betrachtet und dem Zufall überlassen, weshalb die zürcherische Sammlung auf diesem Gebiete in kurzer Zeit von der baslerischen überflügelt war. In Bern, wo seit den Burgunderkriegen und der Reformation ein Grundstock wertvoller historischer Altertümer vorhanden war, dachte man ebensowenig an eine zielbewusste Vervollständigung durch Einkäufe als in Zürich; unter dem Einflusse des Bonstetten'schen Vermächtnisses richtete man dort das Hauptaugenmerk ebenfalls auf vorgeschichtliche Altertümer. Dagegen trat in Bern ein Privatliebhaber, Herr a. Grossrat Bürki, auf, der, mit reichen Mitteln ausgestattet, erst tastend und in einseitiger Weise, dann mit wachsendem Eifer sich auf das Sammeln von Schweizermünzen und Altertümern, namentlich von Glasgemälden, verlegte, die nach seinem Tode 1881 in Basel unter den Hammer gebracht wurden.



Dr. FERDINAND KELLER

Seit langer Zeit hatten einsichtige und patriotische Männer, in erster Linie Professor Dr. J. R. Rahn in Zürich, mit Wort und Schrift auf die unverantwortliche Vernachlässigung altschweizerischer Kunstdenkmäler und die beständige Verschleuderung von Altertümern aufmerksam gemacht. Das blosse Klagen und Jammern erwies sich indessen als ungenügend, um dem Unfug zu steuern. 1880 endlich trat, angeregt und gegründet von dem um die Pflege der alten und neuen Kunst der Schweiz hochverdienten Herrn Théodore de Saussure von Genf, die *Schweizerische Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler* ins Leben, die ihr Hauptaugenmerk auf die

GENERAL DE ANDALUCIA



Konservirung der Baudenkmäler unseres Landes richtete, allein gleichzeitig von Anfang an einen Teil ihrer bescheidenen Einnahmen auf den Ankauf gefährdeter Altertümer verwendete. Hiemit war der richtige Weg für die Zukunft, wenn auch mehr versuchsweise, betreten. Bei den beständigen, an und für sich nur zu berechtigten Klagen über die «Juden» wurde immer das Ausschlaggebende ignorirt, nämlich der Umstand, dass in gewissen Momenten nicht nur Privatpersonen, sondern sogar kirchliche und weltliche Behörden und Korporationen ihnen gehörende Altertümer verkaufen *wollen* oder *müssen*, und dass, wenn keine einheimischen Käufer sich zeigen, dem Verkäufer nichts anderes übrig bleibt, als die Offerten von Fremden anzunehmen. Die Kalamität, welche die Auktion Bürki in Basel unzweifelhaft für das Land bedeutete, hatte ihr Gutes darin, dass sie den Schweizern in dieser Beziehung die Augen öffnete. Wollte man von den einheimischen Schätzen, die Bürki zusammengebracht hatte, noch etwas retten, so blieb nichts anderes übrig, als rasch Geld zu sammeln und damit an der Auktion den fremden Liebhabern und Sammlern entgegenzutreten. Dies geschah, und damit wurde vor der Oeffentlichkeit gezeigt, wie man es machen muss, um gefährdete Altertümer dem Lande zu erhalten.

Fast gleichzeitig mit der Gründung der «Erhaltungs-Gesellschaft» schlug Nationalrat SALOMON VÖGELIN, Professor der Kulturgeschichte an der Universität Zürich, in einer vom 16. Mai 1880 datirten Eingabe dem Bundesrate die Gründung eines «*schweizerischen Nationalmuseums für historische und kunstgeschichtliche Altertümer*» vor, zu welchem Zwecke ein jährlicher Bundesbeitrag von zwanzigtausend Franken ins Auge gefasst wurde. Dem Optimisten Vögelin schwebte erst ein Zusammenlegen aller oder wenigstens der wichtigsten der in den Kantonen aufbewahrten geschichtlichen Altertümer vor, welche einem Nationalmuseum mit Sitz in der Bundesstadt leihweise zu überlassen gewesen wären.

Bei dem damaligen Chef des Departementes des Innern, Herrn Bundesrat SCHENK († 8. Juli 1895), fand Vögelins Anregung eine sympathische Aufnahme; dem gross und ideal angelegten, dabei durchaus zentralistisch gesinnten Berner musste das Projekt eines schweizerischen Nationalmuseums ohne weiteres einleuchten. Der Sache wurde aber diesmal keine Folge gegeben, weil der um sein Gutachten angegangene Nationalrat von Büren, Präsident der Einwohnergemeinde Bern, konfidentiell antwortete, Herr a. Grossrat F. Bürki beabsichtige, nach Vollendung des neuen naturhistorischen Museums die Räume des alten Gebäudes zur Errichtung eines historischen Museums zu benutzen. «Dieser in Aussicht genommene Zeitpunkt tritt mit nächstem Jahre ein, und es wird sich dann zeigen, wie die schöne Absicht von Herrn Bürki verwirklicht werden kann», sagt Herr von Büren in seinem Gutachten, das auf eine Verschiebung der Angelegenheit hinauslief.

Unterm 28. November 1880 benachrichtigte Vögelin das Präsidium des Nationalrates, dass er zum Budget, Artikel Ausgaben, Departement des Innern, den Antrag stellen werde, für ein *historisches Nationalmuseum 20,000 Franken einzusetzen*. Dem Antrag war ein kurzes Exposé beigelegt, worin Vögelin neuerdings Bern als einzig in Frage kommenden Sitz der zukünftigen Anstalt bezeichnet und dabei bemerkt,

dass diese Stadt die nötigen Lokale unentgeltlich zu beschaffen hätte. Der Nationalrat lehnte am 13. Dezember 1880 Vögelins Anregung ab.

* * *

Zwischen diesen ersten, missglückten Versuch Vögelins und seinen zweiten fällt ein Ereignis, durch welches die Frage der Erhaltung schweizerischer Altertümer und der Errichtung eines Zentralmuseums aus der Beratung durch engere Kreise der Bundesstadt herausgerückt und an das Licht der Öffentlichkeit und der allgemeinen Beurteilung durch das Schweizervolk gestellt wurde, nämlich die *schweizerische Landesausstellung in Zürich im Jahre 1883*.

Dass an einer schweizerischen Landesausstellung die Kunst der Neuzeit erscheinen müsse, darüber konnte von Anfang an keine Meinungsverschiedenheit obwalten. Ob die alte Kunst ebenfalls vertreten sein sollte, erschien dagegen zum mindesten zweifelhaft. Während jedermann unter den lebenden schweizerischen Künstlern den einen oder den andern, wenn auch bloss dem Namen nach, kannte, wussten die wenigsten, was unter der alten Kunst der Schweiz zu verstehen sei. Künstler ersten Ranges, grosse Maler und Bildhauer, hat unser Land ja nie besessen, es sei denn, man rechne Hans Holbein zu den Schweizern. Die oben genannten Meister der Kleinkunst des 16. Jahrhunderts waren mehr nur den Spezialisten bekannt, und ihre Werke konnten bei uns nirgends in einem gewissen Zusammenhange gesehen und genossen werden. Es ist deshalb nicht zu verwundern, dass für die Gruppe 38, «Alte Kunst», der Landesausstellung sich keine besondere Begeisterung zeigte, weder bei den Behörden noch den Kommissionen, geschweige denn im Lande selbst. Einzelne Fach-Autoritäten, wie z. B. Prof. Rahn, sahen in einer öffentlichen Ausstellung von bisher nur Wenigen bekannten Altertümern eine Gefahr, nicht sowohl in Bezug auf ihre Zerstörung durch Feuer in den provisorischen Ausstellungsgebäuden als wegen der Begehrlichkeit fremder Käufer — die während der Dauer der Ausstellung bewerkstelligten Verkäufe wertvoller Altertümer aus öffentlichem Besitze an Ausländer bewiesen, dass diese Befürchtungen keineswegs unbegründet gewesen waren — und standen aus diesem Grunde dem Projekte anfangs eher ablehnend gegenüber.

Das Resultat dieser negativen Einflüsse war, dass der zum Vorstand der Gruppe bezeichnete Professor S. Vögelin mehrmals an der Möglichkeit der Durchführung der Aufgabe verzweifelte und dass im November 1882, ein halbes Jahr vor der Eröffnung der Ausstellung, sozusagen noch nichts für diese Abteilung getan war. Zu jener Zeit wurde der Verfasser mit Prof. Vögelin bekannt, dem er seine keramische Sammlung für den Fall zur Ausstellung anerbot, dass die Gruppe 38 zu Stande komme. Auf Vögelins Einladung trat der Verfasser in das Gruppenkomite ein, und kurz darauf konnte er den Mitbesitzer und Kustos der berühmten Vincent'schen Sammlung in Konstanz, Herrn Joseph Vincent, zu der Erklärung veranlassen, dass er unter gewissen (wie es sich nachträglich herausstellte, allerdings schwer auszuführenden) Bedingungen bereit sei, eine Auswahl seiner schönsten schweizerischen Glasgemälde in Zürich auszustellen.

Nachdem so eine würdige Vertretung zweier der wichtigsten Zweige altschweizerischer Kunsttätigkeit, der Keramik und Glasmalerei, gesichert war, konnte der weitern Entwicklung der Dinge mit mehr Ruhe entgegengesehen werden. Von den bedeutendsten öffentlichen Altertums-Sammlungen der deutschen Schweiz war nichts erhältlich; auch die meisten Museen der kleineren Städte verhielten sich ablehnend. Dagegen war die Beteiligung von Genf eine überraschend starke, und namentlich erfreute sich das Unternehmen der Sympathien einer Reihe katholischer Korporationen, Klöster, Stifte und Kapitel in verschiedenen Teilen der Schweiz.

Der Erfolg der Ausstellung war geeignet, die Veranstalter für die grosse Mühe, Sorge und Arbeit, die sie damit gehabt hatten, zu entschädigen. Jetzt konnte sich das Publikum mit eigenen Augen davon überzeugen, auf welch' hoher Stufe das Kunstgewerbe einst bei uns angelangt war. Die Abteilung «Alte Kunst» des Ausstellungspavillons bei der Tonhalle war trotz des Extra-Eintrittspreises beständig mit Besuchern angefüllt, die sich an dem bisher in solcher Konzentration nirgends gebotenen Anblick farbenglühender Scheiben, bemalter Winterthurer Oefen, funkelnden Silbergeschirrs und gediegener Möbel weiden konnten; auch eine vollständige Zimmereinrichtung vom Jahre 1656, aus Zürich selbst stammend, hatte das Komite aufgestellt; es war dies der Vorläufer der alten Interieurs, wie sie jetzt den Glanzpunkt des Landesmuseums bilden.

Unter dem Eindrucke der Ausstellung und während derselben hielt Prof. Vögelin am 9. Juli 1883 im Nationalrat jene glänzende Rede über die Errichtung eines schweizerischen Nationalmuseums, in welcher er erst den erhebenden Einfluss des nationalen Gedankens schilderte, wie er gewaltig, doch mit kurzem Flügelrauschen an den grossen Festen des Schweizervolkes hervortritt, und dann ausrief: «Aber es gibt Formen, in welchen der nationale Gedanke seinen unvergänglichen und monumentalen Ausdruck gefunden hat. *Das sind die geschichtlichen Denkmäler eines Volkes,* die lebendiger als alles andere Zeugnis ablegen von seinem Wollen und Können, von seinen Taten und Geschicken, von seinen Hoffnungen und Idealen». Vögelin schloss seine packende Rede mit folgender Aufforderung:

«Meine Herren! Was ein solches kunstgewerbliches Museum dem Lande bieten könnte, das haben Sie in den letzten Tagen beim Besuch der Kunstausstellung in Zürich gesehen. Wohl nicht ohne Ueberraschung haben Sie wahrgenommen, wie mannigfaltige Techniken unsere Vorfahren handhabten, wie Vorzügliches sie in allen, in der Keramik, in der Textilkunst, in der Metalltechnik, im Buchdruck und vor allem in der Glasmalerei leisteten. Da ist doch wohl über Sie das Gefühl gekommen, hier liege ein Stück nationalen Reichtums vor, den zu schützen, dem Lande zu erhalten, Pflicht der Behörden sei. *Und es ist die letzte Stunde, wenn noch etwas geschehen soll!* Schamloser, zudringlicher ist die Plünderung der Schweiz durch ausländische und inländische, getaufte und beschnittene Antiquare noch niemals betrieben worden als jetzt. *Lassen Sie abermals zwanzig Jahre vorbeigehen und Sie werden nur noch völlig abgeweideten Boden finden!*

Meine Herren! Ich hoffe ein Besseres von Ihrem Patriotismus und Ihrer Einsicht. Ich hoffe, Sie ergreifen die Gelegenheit und schaffen ein Werk, das der Ver-

gangenheit zur Ehre, der Gegenwart zur befruchtenden Anregung gereichend, zugleich ein bleibendes Monument des schweizerischen Gemeinsinnes sein wird.»

Nach übereinstimmenden Berichten machte die mit Vögelins hinreissender Beredsamkeit gehaltene Rede einen sichtbaren Eindruck auf den Rat, welcher die Motion zur Begutachtung an den Bundesrat überwies. Dieser beauftragte das Departement des Innern mit der Untersuchung und Vorberatung der Frage, und einer Einladung von Herrn Bundesrat Schenk folgend versammelten sich am 21. Februar 1884 die Herren Im Hof-Rüsch von Basel, Jost Meyer-am Rhyn von Luzern, Prof. S. Vögelin, Prof. Dr. J. R. Rahn, Prof. Julius Stadler, alle drei von Zürich, Th. de Saussure von Genf und Direktor E. Wild von St. Gallen zu einer Besprechung der Motion Vögelin in Bern, an welcher Herr Schenk präsidirte; Bundesarchivar Dr. J. Kaiser war durch Krankheit am Erscheinen verhindert. Schenk befand sich damals schon im Besitze von Briefen, die ihm einen Vorgeschmack von der Opposition geben konnten, auf welche die Errichtung eines Nationalmuseums in gewissen Kreisen stossen würde. Zwei der ursprünglich zur Konferenz eingeladenen Herren aus Basel und Lausanne schickten einen entschiedenen und wiederholten Abschlag. Dabei ging der eine so weit, zu erklären, dass er in dieser Angelegenheit seine Kollegen und Freunde in Genf, Freiburg und Neuchâtel konsultirt habe, und dass sie seine Ansicht teilen, ein Nationalmuseum sei unnütz und schädlich.

An der Sitzung selbst wurde der wichtige Beschluss gefasst, dem Bundesrate zu beantragen, es sei jährlich die Summe von *fünfzigtausend Franken* zum Zwecke der Erhaltung und Erwerbung vaterländischer Altertümer ins Budget aufzunehmen und mit der Verwendung dieser Summe der Vorstand der *Schweizerischen Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler* zu betrauen. Die auf den Vorschlag letzterer Instanz vom Bunde angekauften Altertümer seien bis auf weiteres in den bestehenden kantonalen und lokalen Sammlungen zu deponiren, womit der Frage der Errichtung eines schweizerischen Nationalmuseums nicht vorgegriffen sein solle.

Dieser Beschluss, das Resultat einer langen Beratung, die starke Meinungsverschiedenheiten betreffend die Wünschbarkeit oder Notwendigkeit eines Zentralmuseums zu Tage gefördert hatte, war bei der noch wenig abgeklärten Lage der einzig mögliche und richtige, und er gereicht den Beteiligten zur immerwährenden Ehre.

Der Verschleppung einheimischer Kunstwerke ins Ausland versuchte man auch auf anderem Wege beizukommen. Am 14. August 1884 erklärte der Nationalrat die Motion seines Mitgliedes H. Geigy-Merian von Basel erheblich:

> «Der Bundesrat ist eingeladen, die Frage zu prüfen und zu berichten, ob nicht vermittelst Beschränkung der Freiheit der Ausfuhr von antiken Kunstgegenständen schweizerischen Ursprungs die Erhaltung derselben für unser Land zu fördern sei».

Nachdem der Bundesrat das Gutachten des Herrn Th. de Saussure in Genf sowie des schweizerischen Zoll-Departements eingeholt hatte, die beide ablehnend ausfielen, beantragte er in dem Geschäftsbericht für 1884, dem Postulat Geigy keine weitere Folge zu geben. Es muss auch zugestanden werden, dass die Erfahrungen, welche in

anderen Ländern mit dem Ausfuhrverbot für alte Kunstwerke gemacht worden sind, wenig Ermutigung bieten konnten, ganz abgesehen von der schwierigen und kostspieligen Vollziehung eines solchen Gesetzes durch die Zollbehörden.

Einen Versuch, der Motion Vögelin «auf praktischem Wege» entgegenzukommen, nannte der Bundesrat selbst in seinem Berichte an die Bundesversammlung vom 25. November 1884 die von ihm vorgeschlagene Erwerbung der Sammlung von Pfahlbau-Altertümern des Herrn Dr. Gross in Neuenstadt, wobei folgende bemerkenswerte Erklärung seitens der obersten Landesbehörde erfolgte:

«Der Bundesrat stellt sich im Grundsatz auf den Boden, den jene Experten-Kommission eingenommen; aber er bringt die Angelegenheit nicht in der Form des Begehrens eines festen, jährlich wiederkehrenden Kredites für Ankauf von schweizerischen Altertums- und Kunstgegenständen vor die Bundesversammlung, sondern er wird, wenn die Räte nicht den andern Weg vorziehen, in jedem einzelnen Fall, wo eine solche Erwerbung wünschbar oder geboten erscheint, von den eidg. Räten den erforderlichen Kredit sich erbitten. Dadurch glaubt der Bundesrat den Befürchtungen, die sich unverkennbar auch im Schosse der Bundesversammlung an den Begriff eines «schweizerischen Nationalmuseums» als eines die fernere Entwicklung der kantonalen Museen gefährdenden Institutes knüpfen, von vornherein zu begegnen.»

Als eine Durchkreuzung der Vögelin'schen Motion, welche direkt auf ein Bundesmuseum in Bern abzielte, wurde dagegen eine neue, am 25. Mai 1885 im Ständerat gestellte Motion der Herren Rusch und Muheim angesehen; dieselbe wurde nach Anhörung einer trefflichen, von gründlichem Studium der Frage zeugenden Rede von Herrn Landammann Muheim erheblich erklärt und lautete:

«Der Bundesrat wird eingeladen, Bericht und Antrag zu bringen, ob und in welcher Weise öffentliche Altertümersammlungen, welche der vaterländischen Geschichte dienen, sowie die Unterhaltung geschichtlicher Baudenkmäler durch Bundesbeiträge zu unterstützen seien.»

Nach gut eidgenössischer Gepflogenheit fasste der Bundesrat die Motion des Zentralisten Vögelin im Nationalrat und diejenige der Föderalisten Rusch und Muheim im Ständerate zusammen und schlug mit Botschaft vom 14. Juni 1886 den eidgenössischen Räten den Erlass eines kurzen Gesetzes vor, dessen Hauptartikel in der Schlussfassung folgendermassen lauten:

«Art. 1. Es wird zur Erhaltung, resp. Erwerbung vaterländischer Altertümer, sofern der jeweilige Stand der eidg. Finanzen dies gestattet, ein jährlicher, im Budget zu bestimmender Kredit, welcher 50,000 Franken nicht übersteigen soll, ausgesetzt:

a) für Anschaffung solcher Altertümer, welche ein ausgesprochenes gemeineidgenössisches Interesse haben und über welche der Bund sich das Eigentums- und Verfügungsrecht vorbehält;

b) für Beteiligung an Ausgrabungen;

c) für Beteiligung an der Erhaltung historisch oder künstlerisch bedeutsamer Baudenkmäler;

d) für Unterstützung kantonaler Altertumssammlungen, in Fällen, wo diese eine ihre Kräfte übersteigende Anschaffung von geschichtlichem Interesse zu machen wünschen.»

So entstand der Bundesbeschluss vom 30. Juni 1886 betreffend die *Beteiligung des Bundes an den Bestrebungen zur Erhaltung und Erwerbung vaterländischer Altertümer*, womit der Vernachlässigung der Kunstdenkmäler im Inlande sowie der Verschleuderung schweizerischer Altertümer ins Ausland endlich gleichzeitig entgegengetreten werden konnte, und zwar nach schweizerischer Eigenart nicht nur auf dem direkten Wege des Eingreifens der Zentralorgane, sondern auch auf dem indirekten der Unterstützung kantonaler und lokaler Restaurationsarbeiten und Sammlungen.

Der im Juni 1886 gewährte «Altertümerkredit» von 50,000 Franken jährlich trat erst 1887 in Kraft. Allein das Eis war einmal gebrochen, und in der nämlichen Session bewilligte die Bundesversammlung einen Nachtragskredit zum Zwecke des Ankaufes der Münz- und Medaillensammlung des verstorbenen Fürsprechs Jakob Amiet in Solothurn. Als sich ferner im Oktober des gleichen Jahres anlässlich der Auktion Felix in Köln die Möglichkeit zeigte, einige hervorragende schweizerische Altertümer, worunter Prachtscheiben aus der ehemaligen Sammlung Bürki, für unser Land zurückzuerwerben, beschloss der Bundesrat, sich an dieser Versteigerung mit der Summe von 20,000 Franken zu beteiligen. Professor Vögelin wurde ersucht, ihr beizuwohnen, lehnte aber aus Mangel an Erfahrung ab und schlug den Verfasser vor, der damit die Beschickung von Kunstauktionen im Ausland eröffnete, welcher eine Reihe der besten Erwerbungen für das Landesmuseum zu verdanken sind. Zwar konnten die gewünschten Glasmalereien nicht ersteigert werden, weil der Vertreter des Bundes die Reservepreise des Verkäufers übertrieben fand und die ersten offiziellen Versuche auf diesem Gebiete nicht durch die Bezahlung von damals unerhörten Preisen diskreditiren wollte. Dagegen wurden einige von Urs Graf von Solothurn gravirte Silberplatten von 1519, aus dem Kloster St. Urban stammend, ersteigert und gleichzeitig aus freier Hand in Köln zwei spätgotische Standesscheiben von Uri und Schwyz erworben. Als Kuriosum darf erwähnt werden, dass der Bund acht Jahre später die gleichen Scheiben von den Erben des Herrn Felix zu Preisen kaufen konnte, die durchschnittlich ein Drittel unter den Reserve-Taxationen von 1886 standen.

Mit dem Jahr 1887 begann unter dem Präsidium des Herrn Th. de Saussure von Genf, dem später Herr J. C. Kunkler, Architekt, von St. Gallen, folgte, die erspriessliche Tätigkeit der *Eidgenössischen Kommission für Erhaltung schweizerischer Altertümer;* zu einer solchen wurde der auf den Wunsch des Bundesrates erweiterte Vorstand der *Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler* ernannt. Herr Schenk zeigte mit dieser ungewöhnlichen Erhebung des Vorstandes einer Privatgesellschaft zum Range einer eidgenössischen Fachkommission seinen weiten, von keinen kleinlichen Rücksichten getrübten Blick. Es konnte ihm nicht unbekannt sein, dass der Vorstand der «Gesellschaft für Erhaltung schweizerischer Kunstdenkmäler», deren Mitglieder hauptsächlich den konservativen Kreisen der schweizerischen Bevölkerung angehören, in seiner Mehrheit kaum zentralistischen Tendenzen huldigen werde. Allein er besass auch Menschenkenntnis genug, um zu wissen, dass die so Geehrten nur die Interessen der ihnen anvertrauten Sache ins Auge fassen und sich nicht durch persönliche politische Anschauungen leiten lassen werden, und der weitere Verlauf der Dinge bewies, dass

er sich in dieser Beziehung nicht geirrt hatte. Die unvergänglichen Dienste, welche Bundesrat Schenk von diesem Zeitpunkte an der Sache der Erhaltung schweizerischer Altertümer im weitesten Sinne und später speziell dem Landesmuseum leistete, sind in dem Jahresberichte der Anstalt für 1895 mit tiefem Danke anerkannt.

Es braucht kaum gesagt zu werden, dass die leitenden Persönlichkeiten des ehemaligen Komites der Gruppe 38 von 1883, welche nun der «Altertümer-Kommission» angehörten, die Errichtung einer permanenten Ausstellung schweizerischer Altertümer, mit andern Worten eines Zentralmuseums, beständig vor Augen hatten und das Gesetz von 1886 nur als eine Etappe auf dem Wege dazu ansahen. Diese Absicht fand gleich in dem ersten bedeutenden Ankaufe der Kommission ihren Ausdruck, demjenigen des geschnitzten Zimmers mit farbigem Ofen von 1566 in der «Rosenburg» in Stans, der schon im Frühjahr 1887 durch das freundliche Entgegenkommen des Eigentümers, Herrn Casp. Odermatt, möglich wurde. In erster Linie handelte es sich dort darum, ein Interieur an Ort und Stelle seiner Benützung als Magazin und zugleich fremden Kaufsversuchen zu entziehen; seine spätere Aufstellung an einem Zentralpunkte wurde dabei nicht besprochen; allein dieser Gedanke war bei der Erwerbung nichtsdestoweniger ausschlaggebend. Stillschweigend aber zielbewusst wurde so dem Landesmuseum von Anfang an vorgearbeitet.

Das gleiche Jahr 1887 sah den Beweis dafür geleistet, dass nicht nur kunstgewerbliche schweizerische Altertümer im In- und Ausland für öffentlichen Besitz erworben werden können, sondern auch geschichtliche Reliquien von hoher Bedeutung. Heute mutet es einen seltsam an, zu hören, wie Vögelin und andere vor zwölf Jahren sich mit Entschiedenheit dahin aussprachen, eigentlich geschichtliche Altertümer seien für das Nationalmuseum bloss durch die leihweise Ueberlassung seitens der Kantone erhältlich, indem von käuflichen Erwerbungen keine Rede mehr sein könne. Diese Annahme beruhte auf der Unkenntnis dessen, was an schweizerischen historischen Altertümern sich noch im Auslande befand. Im Mai 1887 gelang es dem raschen Zugreifen dreier Zürcher (Prof. Vögelin, Dr. W. H. Doer und H. Angst), die silbervergoldete, mit dem emaillirten Wappen geschmückte Kette des Bürgermeisters Hans Waldmann zu kaufen und sie von Berlin nach Zürich zurückzubringen. Diese, der Privatinitiative zu verdankende Rettung eines historischen und künstlerischen Gegenstandes ersten Ranges machte Aufsehen und regte zum Nachdenken an. Das Jahr schloss mit einigen andern, auf die spätere Gründung eines Zentralmuseums gerichteten wichtigen Erwerbungen grösserer Objekte durch die Altertümer-Kommission. Eine selbst für die Eingeweihten unerwartet rasche Entwicklung der Dinge sollte nun das nächste Jahr, das Schicksalsjahr des Landesmuseums, bringen.

* * *

In der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 24. Februar 1888 erschien ein Leitartikel, betitelt «*Zürich und das schweizerische Nationalmuseum*» und gezeichnet H. A., welcher eine Wirkung ausübte, wie sie sich der Schreiber nie hätte träumen lassen. «Durch

einen Zufall, den wir als gutes Omen für Zürich betrachten wollen, dürften die beiden Fragen eines Museumsbaues in unserer Stadt und der Errichtung eines schweizerischen Nationalmuseums beinahe gleichzeitig spruchreif werden», so begann der Artikel. Es wurde darin ausgeführt, dass die Altertümer-Kommission im ersten Jahre ihres Bestehens bereits drei alte Zimmereinrichtungen oder die Hauptteile solcher für den Bund erworben habe, nämlich die Rathausstube von Mellingen von 1467, die prachtvolle Saaldecke des Konstanzer Bischofs Hugo von Hohenlandenberg von 1515 aus dem Schlosse Arbon und das oben erwähnte Zimmer aus der «Rosenburg» in Stans von 1566. «Wie sollen diese Erwerbungen aber untergebracht werden» hiess es weiter. «Sie an Ort und Stelle zu lassen, ist unzulässig, eine bloss provisorische Aufstellung beinahe unmöglich. Der einzige Ausweg besteht in der Erstellung eines Neubaues, in welchem diese Zimmereinrichtungen in passender Weise untergebracht und zur Aufnahme zeitgenössischer Altertümer eingerichtet werden können.» Der Artikel sagte sodann, dass der Bund selbst kein Museum werde bauen wollen, allein voraussichtlich nicht anstehen werde, seine Altertümer da unterzubringen, wo man ihm ein passendes, des Landes würdiges Gebäude zur Verfügung stellen würde. Als hiefür ernstlich in Frage kommend waren bloss Bern als Bundesstadt und Zürich als Sitz der bedeutendsten wissenschaftlichen und gewerblichen Anstalten der Schweiz genannt und Basel und Genf als zu exzentrisch gelegen bezeichnet. Der Artikel schloss mit einem Hinweise auf das längst gefühlte Bedürfnis eines Zentralmuseums für Zürich und mit den Worten: «Es ist aber notwendig, dass alle Kreise der zürcherischen Bevölkerung die Wichtigkeit der Museumsfrage und der unerwartet günstigen Konstellation in Bezug auf das Nationalmuseum verstehen. Wir müssten keine Zürcher sein, wenn wir uns dann nicht zu helfen wüssten.»

Nun wird nachträglich jeder Unbefangene zugeben müssen, dass so ziemlich alles gekommen ist, wie es in dem Artikel vorausgesagt war, und dass in dieser Tatsache auch dessen Rechtfertigung liegt. Sein Erscheinen rief aber sofort einem lauten Chorus von ärgerlichen Vorwürfen, hauptsächlich in Basel und Bern, der Stadt Zürich als mutmasslicher Bewerberin für ein Nationalmuseum und dem Verfasser gegenüber, dem sogar persönliche Angriffe nicht erspart blieben, weil er seiner Überzeugung Worte verliehen hatte. Der beabsichtigte Zweck war indessen erreicht; der Stein geriet ins Rollen.

Der erste offizielle Schritt geschah von Genf aus. Schon zehn Tage nach dem Erscheinen des obigen Artikels, am 5. März 1888, richtete der Stadtrat von Genf eine Eingabe an den Bundesrat, worin er auf die Vorteile hinwies, welche Genf als Sitz des Nationalmuseums dem Bunde bieten würde. Zwei Tage später, am 7. März, ging die Eingabe des Regierungsrates von Basel-Stadt ein, die bereits eine definitive Übernahmsofferte enthielt, in welcher die alte Barfüsserkirche mit Areal und der erforderlichen Einrichtung dem Bunde zur Verfügung gestellt wurde. Ihr folgte unterm 16. April die Anmeldung Berns vermittelst einer Zuschrift der Direktion der Erziehung des Kantons. Die Eingabe des Stadtrates Zürich ist vom 12. Juni datirt, diejenige Luzerns vom 14. Juni. In den genannten Städten beschäftigten sich nicht nur die Behörden, sondern in den meisten auch besondere Initiativkomites sowie die öffentliche Meinung lebhaft mit der Angelegenheit.

In der nüchternen Geschäftsstadt Zürich wurden eine Menge Bedenken, aufrichtige wie vorgeschützte, gegen die Bewerbung um das Landesmuseum ins Feld geführt, und einflussreiche Persönlichkeiten schienen von einem heute unbegreiflichen Kleinmut gegenüber Bern beherrscht. Die entscheidenden Würfel fielen am 26. Mai in einer öffentlichen Versammlung auf der «Schmiedstube», welche von Stadtrat C. C. Ulrich präsidirt wurde und ausserordentlich zahlreich und repräsentativ besucht war. Der Verfasser hatte die Ehre, das Hauptreferat zu halten, und er war zum Glücke mit einem guten Rüstzeug versehen. Einer der ersten Zürcher, welcher, obwohl keineswegs in antiquarischen Kreisen sich bewegend, die Wichtigkeit der Frage für die weitere Entwicklung der Stadt mit dem sichern Vorgefühle des gemeinnützigen Mannes erkannte, war der am 22. März 1892 leider viel zu früh verstorbene CARL FIERZ-LANDIS, den eine aufrichtige Freundschaft mit dem Verfasser verband. Letzterer erhielt am 26. März 1888 folgende lakonische, in ihrer Form charakteristische Mitteilung von Fierz-Landis aus Carmignano in Toskana:

> «Für den Fall, dass das eidgenössische Museum nach Zürich kommt, stelle ich die Sammlung auf Schloss Schwandegg schenkungsweise zur Verfügung, resp. alle diejenigen Altertümer daraus, welche die Kommission wünscht.»

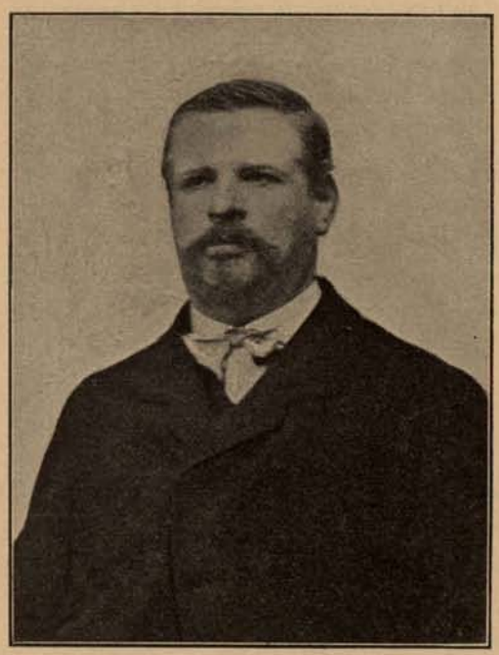
Infolge einer Unterredung mit Fierz-Landis nach seiner Rückkehr war der Referent im Falle, der Schmiedstuben-Versammlung zu erklären, dass der Besitzer von Schwandegg bereit sei, sofern das Landesmuseum in Zürich errichtet werde, ausser den antiquarischen und naturgeschichtlichen Sammlungen auch das Schlossgut selbst der Stadt Zürich als freies Geschenk in die Hand zu geben. Ohne die Konkurrenz Zürichs um das Landesmuseum wäre aus naheliegenden Gründen die Schaffung einer Zentralstelle überhaupt vermutlich in Frage gestellt gewesen; es hieng also sehr viel davon ab, den Zürchern selbst Mut zu machen, und dazu gab es kein besseres Mittel, als ihnen nachzuweisen, dass Zürich, Stadt und Kanton, dem Bunde nicht nur einen Grundstock wertvoller Sammlungen anbieten, sondern auch von vorneherein auf die finanzielle Hülfe hochherziger Männer rechnen könne. Gerade deshalb war die Initiative von Fierz-Landis in jenem Momente vom grössten Werte und für manchen in der Beurteilung der Möglichkeit einer erfolgreichen Konkurrenz Zürichs ausschlaggebend. (Fierz-Landis bewies seine Sympathien mit den Bestrebungen des Landesmuseums später, 1891, noch dadurch, dass er in einem Zeitpunkte, da der ordentliche Jahreskredit erschöpft war, der



CARL FIERZ-LANDIS

Altertümer-Kommission einen zinsfreien Vorschuss für einen Ankauf von Glasmalereien machte, der keinen Aufschub litt, und kurze Zeit vor seinem Tode teilte er dem Verfasser mit, er habe sich vorgenommen, jedes Jahr etwas für das Landesmuseum zu leisten.) Noch zwei Eröffnungen konnte der Referent der Versammlung machen, erstens diejenige, dass Herr Joseph Vincent in Konstanz bereit sei, seine unerreichte Sammlung von Glasmalereien in dem schweizerischen Nationalmuseum aufzustellen, aber aus persönlichen Gründen bloss, wenn Zürich zum Sitz erhoben werde; zweitens, dass der Referent selbst seine keramische Sammlung im Museum deponiren wolle. Als gleichsam gegebenen Ort für den Neubau wurde die Stelle in der Platzpromenade bezeichnet, auf welcher 1883 das grosse schweizerische Ausstellungsgebäude gestanden hatte; hiefür lag ein provisorisches Bauprojekt von Herrn Architekt Alb. Müller vor. Mit freudiger Akklamation beschloss die Versammlung einstimmig, alle Schritte zu tun, um das Nationalmuseum für Zürich zu sichern und damit womöglich die Kunstgewerbeschule in Verbindung zu bringen, entsprechend den Traditionen und Interessen der Stadt. Diese energische Kundgebung machte auswärts bedeutendes Aufsehen und führte zu erneuten Pressangriffen auf Zürich, welche hin und wieder die Grenzen der Mässigung überschritten.

Mitten in die Bewerbungs-Bewegung der Städte hinein fiel ein gänzlich unerwartetes Ereignis. Wenige Tage, nachdem die erste Eingabe Basels an den Bundesrat erfolgt war, verbreitete der Telegraph im Lande die Kunde, der am 12. März in Basel verstorbene Baumeister LUDWIG MERIAN habe der Eidgenossenschaft für das zukünftige Landesmuseum sein ganzes Vermögen vermacht. L. Merian, ein Junggeselle, dessen behagliches Heim in Klein-Basel ein Miniatur-Landesmuseum war, indem er es mit einer grossen Anzahl meistens schweizerischer Altertümer geschmückt hatte, gehörte zu den wenigen Privatsammlern, welche sich an der Landesausstellung in Zürich von 1883 beteiligten. Mit liebenswürdiger Liberalität erklärte Herr Merian damals dem Verfasser, der ihn im Auftrage des Gruppenkomites besuchte, man könne auswählen, was man wolle, selbst die an den Wänden angebrachten Gegenstände, weil er dieser ersten Ausstellung schweizerischer Altertümer in Zürich seine vollen Sympathien entgegenbringe. Wirklich verwendete sich Herr Merian auch bei einigen Zünften Basels für die Beschickung der Ausstellung in Zürich mit ihren alten Bechern, allein ohne Erfolg. Das Testament Merians, welches in jenem kritischen Momente eine mächtige Förderung des Projektes eines Nationalmuseums bedeutete, lautete kurz und bündig:



LUDWIG MERIAN

«Haupterbin ist die schweizerische Eidgenossenschaft zum *bestimmten Zwecke der Erbauung, resp. Vermehrung eines schweizerischen Nationalmuseums* für künstlerische und kunstgewerbliche Gegenstände früherer Zeiten.»

Es wurde aufgestellt am 6. Juni 1884, acht Monate, nachdem Merian seine Altertümer von der Zürcher Ausstellung zurückerhalten hatte. Letztere besuchte er wiederholt und nahm auch an dem Bankett Teil, welches den Ausstellern in Gruppe 38 von dem Komite gegeben und an welchem der Gedanke einer Fortsetzung der populären Ausstellung in der Form eines Zentralmuseums von mehreren Rednern ausgesprochen wurde. Man darf wohl annehmen, dass die Landesausstellung in Zürich den Anstoss zu dem Merian'schen Vermächtnis gegeben hat, welches merkwürdiger Weise gerade zur richtigen Stunde in Kraft trat. Der «*Merianfonds*» leistete später dem Landesmuseum in den ersten und schwierigsten Jahren seines Bestehens unschätzbare Dienste.

Dem Bundesrate musste es nun klar werden, dass bei der herrschenden Stimmung in den wichtigsten Städten und angesichts ihres eifrigen Wettbewerbes die Errichtung eines Zentralmuseums in den Bereich der praktischen Politik getreten war. Das Departement des Innern beauftragte deshalb unterm 5. Juni die Altertümer-Kommission, ein Programm für ein schweizerisches Nationalmuseum auszuarbeiten, welches die Kommission am 12. September 1888 einreichte. Es hatte dies die Meinung, dass dieses Programm den konkurrirenden Städten mitgeteilt werden solle, um ihnen als Basis für die definitive Gestaltung der einzureichenden Baupläne zu dienen. Als Zweck des Museums wurde in dem Programm bezeichnet «ein möglichst vollständiges Bild von der Kultur- und Kunst-Entwicklung auf den Gebieten der heutigen Schweiz bis zum Ende des 18. Jahrhunderts» zu geben. Bezüglich des Inhaltes waren folgende Normen aufgestellt:

«Das Landesmuseum soll in Original und Nachbildung die Denkmäler folgender Kultur- und Kunstepochen vereinigen: I. Vorgeschichtliches, Helvetisch-Gallisches, Etruskisch-Römisches, Allemannisch-Burgundisches, 500 m². II. Mittelalter und Renaissance bis Ende des 18. Jahrhunderts: Bauteile und Skulpturen, kirchliche Kunst, Schatzkammer (Goldschmiedearbeiten), Hausrat, Holzschnitzereien und Möbel, Textilkunst, Glasmalerei, Keramik, Metallarbeiten, Waffen, Musikinstrumente, Büchereinbände, Buchdruck und graphische Künste, 1900 m². III. Erinnerungen aus der Geschichte der Schweiz, beziehungsweise der Kantone: Kostüme und Uniformen, Rechts- und Staatsaltertümer, Folter- und Strafinstrumente, Masse und Gewichte, Zunftaltertümer, Münzen, Medaillen, Stempel und Siegel. Historische Gemälde, Stiche, Porträts, Kostümbilder und Autographen, Baumodelle, Raritäten, 700 m². IV. Bibliothek, Handzeichnungen und Arbeitsräume, 400 m². V. Verwaltungsräume, 300 m².

Es wurde also eine benutzbare Quadratfläche von mindestens 3800 m² verlangt, wovon nur 3000 m² für das Hauptgebäude und der Rest von 800 m² für Annexe und Aufstellung von Monumenten im Freien ins Auge gefasst waren. Ferner wurde vorgeschrieben, dass bei der Anordnung der einzelnen Sammlungs-Abteilungen in erster Linie auf die historische Uebersichtlichkeit Rücksicht genommen werde, und schliesslich gewünscht, dass das Hauptgebäude von einem grösseren Areal begleitet oder umgeben sei, welches den nötigen Raum für die spätere Vergrösserung der Gebäulichkeiten biete. Die Kommission schlug dem Bundesrate zudem vor, den bis dahin allgemein

gebrauchten Ausdruck «Nationalmuseum» durch «Landesmuseum» zu ersetzen, weil wir Schweizer strenge genommen keine Nation seien.

Das Jahr 1888 hatte für die gute Sache der Erhaltung schweizerischer Altertümer und der Errichtung eines Landesmuseums ausserordentlich viel Erfreuliches gebracht. Seine Kehrseite zeigte es, als am 17. Oktober Salomon Vögelin, gebrochen durch ein Uebermass von Arbeit im Dienste und für das Wohl seiner Mitbürger nach langem, qualvollem Leiden aus dem Leben schied. Vögelin war im öffentlichen wie im Privatleben eine seltsame, von vielen unverstandene und unrichtig beurteilte Erscheinung. Als letzter Sprössling einer stadtzürcherischen Familie, deren körperliche und geistige Eigenschaften sich durch manche Generationen hindurch in immer ähnlichen Lebensstellungen in einseitiger Weise entwickelt hatten, zeigte Vögelin ihre vererbten Vorzüge und Mängel in ausgesprochenem, eigentlich potenzirtem Masse. Gleich erstaunlich wie die Vielseitigkeit und Tiefe seines Geistes war Vögelins Arbeitskraft, die es ihm ermöglichte, auf jedem Gebiete, das er betrat, seinen Mann zu stellen. Was ihm aber zur Durchführung seiner hohen Ideale und Pläne fehlte, waren praktisches Geschick, Konzentration sowie die anhaltende Willenskraft, welche einem robusten Körper entspringt. Zerrissen von rätselhaften Widersprüchen in seinem Innern und deshalb zu Extremen geneigt, blieb er trotz mancher bittern Enttäuschung bis an sein Ende vor allem der hingebende Freund der körperlich oder geistig Armen, aber auch der furchtlose Gegner von Hartherzigkeit oder Ausbeutung, gegen welche sein angeborener Gerechtigkeitssinn sich mächtig aufbäumte. Seine ausgesprochen sozialistischen Anschauungen waren weder das Resultat volkswirtschaftlicher Erwägungen noch politischen Ehrgeizes; die einzige Triebfeder, welche ihn dabei bewegte, bestand in seiner Menschenliebe. Ein begeisterter Freund alles Schönen und rastloser Forscher auf dem Gebiete der schweizerischen Kultur- und Kunstgeschichte, war Vögelin gleichzeitig ein warmer Vaterlandsfreund, weshalb er die Idee eines schweizerischen Ruhmes- und Kunsttempels, als welcher ihm das künftige Nationalmuseum vorschwebte, eifrig ergriff und verfolgte. Als er im Herbst 1888 auf das Krankenlager geworfen wurde, von dem er sich nicht wieder erheben sollte, da herrschte noch die Stille vor dem Sturm. Der lange, heisse Kampf, ob überhaupt ein Landesmuseum entstehen solle oder nicht, schliesslich verwirrt und vergiftet durch den Zank um den Sitz, war noch nicht entbrannt. Die opferfreudige Bewerbung der Städte erweckte den Schein allgemeiner Uebereinstimmung in der Wünschbarkeit eines Zentralmuseums. Vögelins gründlich zerstörte Gesundheit würde ihm nicht mehr erlaubt haben, in den eidgenössischen Räten und vor der Oeffentlichkeit tatkräftig in den Streit einzugreifen; ohnmächtig hätte er ihm von dem Todbette aus zusehen müssen. Die gütige Vorsehung ersparte ihm diese schwere Prüfung; mit der tröstlichen Ueberzeugung, dass das Werk, dessen beredter Kämpe er bis dahin gewesen, gesichert sei, schloss er die Augen, tief betrauert von allen denen, die durch irreführende Aeusserlichkeiten und menschliche Schwächen hindurch die edle Seele Vögelins erkannt und sie zu verehren gelernt hatten. Der Verfasser glaubt, dem ersten Vorkämpfer des Landesmuseums, der schwer unter der Verkennung litt, die ihm gerade in seiner Vaterstadt oft unverhüllt entgegentrat,

diesen von Herzen kommenden Freundes-Nachruf in der Denkschrift zur Eröffnung des Landesmuseums schuldig zu sein.

* * *

Die Einwendungen, welche im Publikum und in den eidgenössischen Räten gegen die Errichtung eines Landesmuseums erhoben wurden und welche in der schweizerischen Presse ihren mehr oder weniger lebhaften Ausdruck fanden, waren in der Hauptsache zweierlei Art, einerseits rein politischer und anderseits sachlicher Natur. Jeder zentralistische Vorstoss auf irgend einem Gebiete des schweizerischen Gemeinwesens findet, ganz abgesehen von seiner inneren Berechtigung, einen grundsätzlichen Widerstand bei denjenigen Bürgern, welche in der Stärkung der Zentralgewalt und der entsprechenden Schwächung der Kantonalsouveränität eine Gefahr für das Vaterland erblicken. Nun muss aber gleich gesagt werden, dass in der vorliegenden Frage die föderalistischen Befürchtungen und die daraus entspringende Opposition gegen eidgenössische Gesetzesentwürfe keineswegs eine so wichtige Rolle spielten wie bei andern Gelegenheiten. Der Grund hiefür liegt wesentlich darin, dass die Leiter und Repräsentanten der öffentlichen Meinung in den sonst streng föderalistisch gesinnten Urkantonen, die «Landammänner», schon der Idee der Staatshülfe zum Zwecke der Erwerbung vaterländischer Altertümer und dann folgerichtig auch der rationellsten Lösung der Frage ihrer Unterbringung, der Vereinigung an einem Punkte, günstig gesinnt waren. Der stark entwickelte historische Sinn der Bewohner der drei Länder vermochte in dieser Angelegenheit die politischen Antipathien zu überwinden. Ohne die patriotische Stellungnahme von Männern wie Muheim und Wirz wäre das schweizerische Landesmuseum kaum zu stande gekommen. Die offenkundige Tatsache, dass so bewährte Verfechter der Kantonalsouveränität in der geplanten Zentralanstalt keine neue Gefahr erblickten, brach der konservativen Opposition in und ausserhalb der eidgenössischen Räte die Spitze ab. Einen auffallenden, geradezu unverständlichen Kontrast hiezu bildete die feindliche Haltung einzelner Mitglieder der radikalen Linken der Bundesversammlung, deren Glaubenssatz doch die Zentralisation ist. Diese Gegner des Landesmuseums schienen nicht einzusehen, dass die Einigung der Geister auf idealem Gebiete auf die Dauer haltbarer und fruchtbringender ist als in rein materiellen Fragen, die einem beständigen Interessenwechsel unterworfen sind.

Allgemeiner und intensiver gestaltete sich der Widerstand aus sachlichen Gründen, welcher sich in seinem ersten Stadium vorzugsweise um die Vorstände der kleineren kantonalen Sammlungen konzentrirte. Eine mächtige Unterstützung fand diese Opposition in der Gleichgültigkeit, welche ideale Bestrebungen im Gegensatze zu materiellen bei der Masse des Volkes immer finden werden, so lange ihre Schulung eine so einseitige ist wie gegenwärtig noch, ferner in der Ueberzeugung vieler gebildeter, sonst fortschrittlich gesinnter Schweizerbürger, dass der richtige Moment zur Gründung eines Landesmuseums verpasst und es jetzt dafür zu spät sei. Die Befürchtung, es werde dabei

nicht viel Besseres mehr als eine mit Bundesgeldern angelegte «Grümpelkammer» herauskommen können, war viel verbreitet und schwer zu widerlegen. In ihrem Eifer hatten die Beförderer der Gründung eines Landesmuseums selbst den Gegnern diese Waffe in die Hand gegeben. «Wenn Ihr uns beständig vorjammert, die Schweiz sei gänzlich ausgeplündert und von alten Kunstwerken entblösst, womit wollt Ihr denn ein Landesmuseum füllen?» Solchen Einwendungen gegenüber, die von vielen in guter Treu und Glauben gemacht, von andern als wirksames Kampfmittel gerne benutzt wurden, hatten die Freunde der Idee schweren Stand. Sie konnten lange behaupten, es sei in der Schweiz selbst in privatem und öffentlichem Besitze noch weit mehr vorhanden, als man glaube, und es könne mit Geld und Geschick manches dem Lande früher entfremdete Kunstwerk vom Auslande wieder zurückgekauft werden. Sogar in Zürich selbst mit seinen wertvollen Sammlungen, die damals allerdings noch zerstreut und nicht immer leicht zugänglich waren, die vereinigt aber einen soliden Grundstock für ein Landesmuseum bilden konnten, herrschte in dieser Beziehung ein schwer zu besiegender Skeptizismus. Dann begegnete man häufig der grundfalschen Ansicht, die kantonalen Museen sollen ihrer Hauptstücke zu Gunsten des eidgenössischen Museums beraubt werden. Nachdem dieser Irrtum mit unendlicher Mühe auf offiziellem und nichtoffiziellem Wege aufgeklärt worden, blieb immer noch die Furcht, welche man gewiss hegen konnte, dass durch eine rücksichtslose Konkurrenz seitens der zukünftigen Museumsbehörden den kantonalen Sammlungen die Existenz und Weiterentwicklung erschwert, wo nicht verunmöglicht werde. Dass die wenigsten sich eine klare Vorstellung von einem Landesmuseum machen konnten, das war begreiflich, allein der Verwirklichung des Projektes natürlich ebenfalls nicht günstig. Aus allem dem geht hervor, mit welchen Schwierigkeiten die Gründung einer rein idealen Zwecken gewidmeten Anstalt in unserem Gemeinwesen zu kämpfen hat, wo nicht einzelne privilegirte Kreise entscheiden, sondern das Volk selbst das letzte Wort zu sprechen gewöhnt ist. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, verdient der lange Streit um das Landesmuseum die Aufmerksamkeit jedes Politikers, auch des Ausländers, welcher der Entwicklung demokratischer Institutionen sein Interesse entgegen bringt.

* * *

Mit dem Jahre 1889 trat die Frage der Errichtung eines Landesmuseums in das entscheidende Stadium der Beratung durch die Bundesverammlung. In der Zwischenzeit waren weder die Gegner noch die Freunde des Landesmuseums müssig geblieben. Zahlreiche Artikel für und wider die projektirte Bundesanstalt füllten die Spalten der schweizerischen Presse, und private sowohl als offiziöse Broschüren wurden aus beiden Lagern in das Publikum geworfen. Auch hinter den Kulissen dürfte sich in dieser Zeit mancherlei abgespielt haben.

Zürich benützte Ende Juni den Anlass des 400-jährigen Gedenktages von *Hans Waldmanns* Tode, um engern und weitern Kreisen zu zeigen, in welcher Weise man die vom Bunde erworbenen alten Zimmereinrichtungen in dem zukünftigen Landesmuseum

zu verwenden beabsichtige. Die ehrwürdige *Rathausstube von Mellingen* von 1467, die damals in Zürich magazinirt war, wurde provisorisch in den «Musiksaal» eingebaut, und das Komite stellte darin eine Anzahl persönlicher Andenken an den grössten Zürcher Bürgermeister nebst zeitgenössischen Glasmalereien, Möbeln, Waffen, Beutestücken etc. aus; in dem Rahmen der altersgrauen Ratsstube vereinigt, gaben diese ein Bild jener Zeit, wie man es vorher an keiner Ausstellung in der Schweiz geschaut hatte. Die «*Waldmann-Ausstellung*» erzielte einen durchschlagenden moralischen und finanziellen Erfolg und trug viel dazu bei, das Publikum von der Möglichkeit und Nützlichkeit eines historischen Bundesmuseums zu überzeugen.

Zu jener Zeit bestand die *Eidgenössische Kommission für Erhaltung schweizerischer Altertümer* aus folgenden Mitgliedern: J. C. Kunkler, Architekt in St. Gallen, Präsident; Professor Dr. J. R. Rahn in Zürich, Vizepräsident; Carl Brun in Zürich, Aktuar; H. Angst in Zürich, Quästor (dem von Anfang an die Besorgung der Kaufgeschäfte zufiel); Stadtammann Tanner in Aarau, Oberst Camille Favre in Genf, Kunstmaler Raphael Ritz in Sitten, Architekt E. Vischer-Sarasin in Basel, Landammann G. Muheim in Altdorf, Professor Dr. W. Cart in Lausanne, Architekt H. von Segesser in Luzern, Professor Bendel-Rauschenbach in Schaffhausen, Dr. E. von Fellenberg in Bern, Bundesarchivar Dr. J. Kaiser in Bern und H. Zeller-Werdmüller in Zürich. Hievon waren mehrere, einschliesslich des Präsidenten, ursprünglich keineswegs für die Idee der Errichtung eines Landesmuseums eingenommen; die Erfahrungen, welche sie in der Kommission machten, überzeugten aber auch diese Mitglieder bald von der Notwendigkeit einer eidgenössischen Zentralstelle. Diese erfreulicher Weise ohne Reibungen allmälig erzielte Uebereinstimmung der Ansichten war ganz dazu angetan, die vielseitige Arbeit im Schosse der Kommission selbst zu erleichtern und nach aussen Vertrauen einzuflössen.

Die von Herrn Schenk selbst verfasste, sorgfältig ausgearbeitete Landesmuseums-Botschaft des Bundesrates an die Bundesversammlung trägt das Datum des 31. Mai. Der Ständerat erhielt die Priorität und ernannte zur Prüfung der Angelegenheit, mit Umgehung von Vertretern der vier Städte, eine Kommission (HH. Muheim, Good, Haberstich, Ruchet, de Torrenté, Wirz und Zweifel), welche ihre Arbeit gründlich besorgte und auch die Vincent'sche Sammlung in Konstanz besuchte. Den Bericht der Kommissionsmehrheit erstattete der Präsident, Herr Landammann Muheim, indem er in meisterhafter Art die zwingenden Gründe zusammenfasste, welche die unverzügliche Errichtung eines Landesmuseums als wünschenswert erscheinen liessen. Die Kommissionsminderheit (Haberstich und Good) hätte eine schwere Aufgabe gehabt, dem Berichte Muheims, der auf gewissenhaftes Studium und eine dreijährige Erfahrung als Mitglied der «Altertümer-Kommission» gegründet war, einen motivirten Antrag auf Nichteintreten entgegen zu stellen; sie begnügte sich damit, die Verschiebung der Beschlussfassung auf «einen spätern, geeigneteren Zeitpunkt» zu beantragen und gestand damit selbst die Schwäche ihrer Position zu.

Die Debatte im Ständerat begann am 6. Dezember mit dem Antrage Muheims auf Eintreten, der Tags darauf von de Torrenté in französischer Sprache unterstützt wurde. Nachdem noch Wirz mit sichtlicher Begeisterung für Eintreten gesprochen hatte, verschob

der Rat die weitere Diskussion auf Montag. Sie wurde am 10., 11. und 12. Dezember fortgesetzt und hielt sich im allgemeinen auf einem ungewöhnlich hohen Niveau; die Reden der beiden Berichterstatter der Mehrheit und der Herren Schenk, Wirz und Göttisheim hätten jedem Parlamente zur Ehre gereicht. In der Hauptabstimmung, welche unter Namensaufruf stattfand, wurde mit 27 gegen 16 Stimmen Eintreten beschlossen und nach stattgehabter artikelweiser Beratung der von Muheim redigirte Gesetzesentwurf unverändert angenommen.

Die Beratung im Nationalrate begann in der ordentlichen Sommersession am 9. Juni 1890. Sie war im Gegensatz zu der viertägigen Debatte im Ständerate, wo die eigentliche Schlacht ausgefochten wurde, eine parlamentarische Promenade. In diesem Rate hatte sich die Stimmung seit 1880 gewaltig zu Gunsten des Landesmuseums verändert. Im Namen der Kommissionsmehrheit (HH. Riniker, Brosi, Grieshaber, Heitz, Suter) beantragte der Präsident Riniker, auf die Vorlage einzutreten. Ein Minderheitsantrag gegen das Eintreten wie im Ständerat lag hier nicht vor; dagegen wurde in der artikelweisen Beratung von den Herren Ruffy, Favon und Benziger zu Art. 10, Sitz der zukünftigen Anstalt, die folgende Abänderung, die auf eine Beschlussverschiebung hinauslief, vorgeschlagen: «Der Sitz des Landesmuseums wird auf Bericht und Antrag des Bundesrates bestimmt, gleichzeitig mit dem Sitze derjenigen höhern öffentlichen Unterrichtsanstalten (Rechtsschule, Anstalt für Gesundheitspflege, Tierarzneischule u. s. w.), deren Schöpfung durch Art. 27 der Bundesverfassung vorgesehen ist.» Herr Bundesrat Schenk erklärte, dass der Bundesrat die dringliche, spruchreife Frage der Errichtung eines Landesmuseums, welcher ja die Antragsteller selbst grundsätzlich keineswegs feindlich gegenüber ständen, nicht mit derjenigen der Nützlichkeit oder Notwendigkeit einer Anzahl anderer Bundesanstalten verquicken lassen könne; er sei aber bereit, diese Forderungen als Postulat zu berücksichtigen. Darauf gab Herr Ruffy die Erklärung ab, dass die Minderheit auf ihren Antrag verzichte. Nach einem nochmaligen Intermezzo in der nämlichen Angelegenheit und nachdem der Rat, entgegen dem Antrage der Kommissionsmehrheit, die Referendumsklausel ebenfalls aufgenommen hatte, genehmigte er in der Hauptabstimmung die Vorlage mit 77 gegen 26 Stimmen. Die Abänderungen, welche der Nationalrat an der ständerätlichen Fassung vorgenommen hatte, waren redaktioneller und nebensächlicher Art, so dass am 27. Juni der Präsident des Nationalrates demjenigen des Ständerates melden konnte, es herrsche nun Uebereinstimmung zwischen den beiden Räten. Folgendes ist der Wortlaut des Gesetzes:

Art. 1. Es soll ein schweizerisches Landesmuseum gegründet werden.

Art. 2. Dasselbe ist bestimmt, bedeutsame vaterländische Altertümer geschichtlicher und kunstgewerblicher Natur aufzunehmen und planmässig geordnet aufzubewahren.

Art. 3. Dem Landesmuseum werden die der Eidgenossenschaft bereits zugehörenden historisch-antiquarischen Sammlungen und einzelnen Gegenstände zugewiesen.

Es wird geäuffnet:

a) aus den jeweiligen Bundeskrediten für Erhaltung vaterländischer Altertümer;

b) aus der Merianstiftung und allfälligen weiteren Vergabungen;

c) durch geschenkte und unter Vorbehalt des Eigentumsrechtes anvertraute schweizerische Altertümer.

Art. 4. Die durch Bundesbeschluss vom 30. Juni 1886 zugesicherte Unterstützung des Bundes darf durch das Landesmuseum nicht geschmälert werden.

Letzteres tritt gegenüber den öffentlichen Altertumssammlungen in den Kantonen nicht als Konkurrent auf, wenn es sich um Gegenstände handelt, welche vorwiegend kantonale Bedeutung haben oder nicht zur Ergänzung der eidgenössischen Sammlungen notwendig sind.

Die Verwaltung des Landesmuseums wird zur Förderung der gemeinschaftlichen Ziele einen Verband der öffentlichen Altertumssammlungen ins Leben rufen.

Sie unterstützt dieselben durch Ratschläge und Vermittlung von Ankäufen, sowie durch Austausch und kauf-, leih- oder schenkweise Überlassung von Altertümern in Original oder Kopie.

Art. 5. Der Kanton, beziehungsweise die Stadt, in welche das schweizerische Landesmuseum verlegt wird, stellt demselben unentgeltlich zur Verfügung:

ein zweckmässig gelegenes, für die Aufnahme der Sammlungen eingerichtetes, würdiges Gebäude mit einem benutzbaren Bodenflächenraum von mindestens dreitausend Quadratmetern,

und in Verbindung mit dem Gebäude ein freies Areal, welches den nötigen Raum für spätere Vergrösserung oder Vermehrung der Gebäulichkeiten und zur Aufstellung von Bautypen und Monumenten bietet und mindestens zweitausend Quadratmeter Flächeninhalt haben soll.

Der Sitz des Landesmuseums trägt überhaupt die Bau-, Einrichtungs- und Unterhaltskosten des Hauptgebäudes und späterer Annexe. Für die betreffenden Pläne wird die Genehmigung des Bundesrates vorbehalten.

Art. 6. Die am Sitze des Landesmuseums befindlichen, der Stadt oder einer öffentlichen Korporation oder dem Kanton angehörenden historisch-antiquarischen Sammlungen (Art. 2) sollen mit den Sammlungen des Bundes vereinigt in den Räumen des Landesmuseums aufgestellt und einheitlich geordnet werden.

Art. 7. Die in Art. 6 verzeigten Sammlungen verbleiben ihren bisherigen Eigentümern, dürfen aber so lange, als das schweizerische Landesmuseum besteht, diesem nicht entzogen werden.

Allen übrigen Ausstellern bleibt ihr Eigentums- und freies Verfügungsrecht gewahrt.

Sämtliche Gegenstände werden vor ihrer Vereinigung inventarisirt und mit Eigentumszeichen versehen.

Art. 8. Die Verwaltung des Landesmuseums besorgt, unter Oberaufsicht des Bundesrates, eine Kommission von sieben Mitgliedern, von welchen fünf durch den Bundesrat und zwei durch die betreffende kantonale oder städtische Vollziehungbehörde gewählt werden.

Unter dieser Kommission steht der Konservator des Museums, welcher auf deren Vorschlag vom Bundesrate gewählt wird.

Die Befugnisse und Obliegenheiten der Kommission und des Konservators werden durch eine bundesrätliche Verordnung festgestellt.

Art. 9. Die Kosten der Verwaltung, Bedienung und Beheizung des Museums, sowie der Versicherung der aufgenommenen Gegenstände werden von der Bundeskasse getragen.

Art. 10. Der Sitz des Landesmuseums wird auf einen Bericht des Bundesrates hin von der Bundesversammlung bestimmt.

Art. 11. Der Bundesrat wird beauftragt, gemäss den Bestimmungen des Bundesgesetzes vom 17. Juni 1874, betreffend die Volksabstimmung über Bundesgesetze und Bundesbeschlüsse, die Bekanntmachung dieses Beschlusses zu veranstalten.

Die Errichtung eines Landesmuseums war damit beschlossen; denn, wie vorauszusehen war, wurde die Referendumsfrist nicht benutzt. Nun hiess es an die heikle Frage der Zuteilung der Anstalt an eine der vier konkurrirenden Städte herantreten.

* * *

Nachdem von den Regierungen der Kantone Zürich, Bern, Luzern und Basel die auf Mitte September verlangten, verbindlichen Uebernahmsofferten eingegangen waren, befand sich der Bund in der beneidenswerten Lage, unter vier Projekten auswählen zu können. Den geplanten Neubauten in Bern und Zürich standen in Basel und Luzern ehrwürdige Baudenkmäler, dort ursprünglich kirchlicher, hier weltlicher Bestimmung gegenüber, die zur Aufnahme der Sammlungen umgebaut und mit dem geforderten Umgelände zu einem Ganzen vereinigt werden sollten. Die Eingaben, bestehend in den Bauplänen, perspektivischen Ansichten, Sammlungskatalogen und andern einschlägigen Dokumenten, waren der beste Beweis dafür, welchen Wert jede der vier Städte darauf legte, zum Sitze des Landesmuseums erkoren zu werden. Was dem Bunde damals zur Benützung oder geradezu als freies Geschenk (wie z. B. die reiche Sammlung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich) angeboten wurde, repräsentirte eine Summe von vielen Millionen. Ihre tiefsten Wurzeln hatte die Begeisterung für das Landesmuseum unzweifelhaft in der Bevölkerung Basels geschlagen, deren Kunstsinn seit Jahrhunderten ein nachahmenswertes Beispiel für die andern Eidgenossen bildet. Wäre dieser Gesichtspunkt ausschlaggebend gewesen, so hätte Basel die Palme gereicht werden müssen; wer sich aber die Mühe nahm, die topographische und die politische Karte der Schweiz zu studiren, der konnte nicht lange darüber im Zweifel sein, dass sich schliesslich im Parlament entscheidende Interessengruppen um andere Städte als Basel bilden werden. In Bern, wo die konservativen Häupter der Burgergemeinde anfänglich lieber ein lokales Museum als ein eidgenössisches gesehen hätten, wurde die Angelegenheit von der regierenden radikalen Partei als Machtfrage, welche die Stellung Berns in der Eidgenossenschaft berühre, aufgefasst und in der Folge konsequent als solche behandelt, was man den Bernern nicht stark verargen kann. Von einer so allgemeinen, ungekünstelten Sympathie für die Sache selbst wie in Basel war in Bern so wenig die Rede als in Luzern und Zürich. Luzerns geschmackvolle Eingabe, in welcher eine malerische Anlage an der Reuss mit dem schönen Rathaus als Hauptgebäude angeboten wurde, war besonders bestechend; der aufmerksame Beobachter konnte sich aber doch des Eindruckes nicht erwehren, es fehle irgendwo an dem ernsten Eifer und der Entschlossenheit, das Werk zu einem guten Ende zu führen, und man würde sich in Luzern schliesslich mit einem Achtungserfolge begnügen. Der Umstand, dass nachher in Luzern in Museumssachen alles beim alten blieb, während dank der Landesmuseums-Bewegung in den beiden anderen Städten, Basel und Bern, grosse Lokalmuseen entstanden, scheint darauf hinzudeuten, dass jener Eindruck nicht ganz unrichtig war.

In Zürich mangelte offenbar denjenigen Kreisen, von denen man annimmt, sie besitzen Musse und Mittel, ideale Bestrebungen zu unterstützen, das richtige Verständnis für das, was ein Landesmuseum werden und in Zukunft leisten könnte. Rühmliche Ausnahmen, worunter auch einzelne Zürcher im Auslande abgerechnet, zeigte sich in der begütertsten Klasse eher Abneigung gegen das Landesmuseum als das Gegenteil. Um so einsichtiger waren dafür andere Elemente der Bevölkerung. Schon am 16. Dezember 1888 beschloss die demokratische Partei des Kantons in ihrer Jahresversammlung zu Zürich auf den Antrag von Nationalrat Curti durch Erheben von den Sitzen, das Andenken ihres betrauerten Gesinnungsgenossen, Salomon Vögelin, durch kräftiges Eintreten für die Errichtung eines Nationalmuseums zu ehren. Die Behörden, sowohl diejenigen der Stadt unter der Leitung von Herrn Stadtpräsident Pestalozzi als der Ausgemeinden und des Kantons, bewiesen durch die Tat, dass sie die Wichtigkeit der Frage für Stadt und Kanton einsahen. Es machte nicht wenig Aufsehen und die pessimistischen Prophezeihungen einiger Blätter wurden gründlich widerlegt, als später der zürcherische Kantonsrat in seiner Sitzung vom 1. September 1890 einstimmig beschloss, der Stadt einen zinsfreien Vorschuss von einer halben Million Franken auf zwanzig Jahre zu gewähren. (In jener Sitzung wurde von dem Berichterstatter, Herrn Pfarrer Sewer in Veltheim, die bemerkenswerte Tatsache erwähnt, dass schon am 30. Mai 1875 im «Landboten» ein Artikel erschienen sei, betitelt: «Ein schweizerisches Nationalmuseum in Winterthur». Der Verfasser war Emil Egli, damals Pfarrer in Dynhard, jetzt Professor der Theologie an der Universität Zürich). Zürichs offizielles Bewerbungsmaterial wurde am letzten Tage des angesetzten Termines, am 15. September, von je einem Abgeordneten des Regierungsrates und des Stadtrates nach Bern gebracht. Ausser den in den Standesfarben gebundenen Sammlungskatalogen etc. legten die Delegirten Herrn Schenk das in sehr kurzer Zeit entstandene Projekt der Herren Architekten Gull und Fietz für den Neubau im «Platzspitz» vor. Bei der Erteilung des Auftrages war den Architekten bedeutet worden, man wünsche keinen viereckigen «Museumskasten» für die gewöhnliche, schablonenhafte Vitrinenausstellung, sondern ein Gebäude, in welchem die mit Absicht gekauften alten Zimmer sowie die von der Stadt angebotenen spätgotischen Interieurs und Bauteile als Hauptsache zur Geltung kommen und harmonisch mit den Ausstellungsgegenständen selbst vereinigt werden können. Das Gull'sche Projekt zeichnete sich durch malerische Gestaltung verbunden mit günstiger Raumverteilung aus und fand in den eidgenössischen Räten und ausserhalb so allgemeinen Anklang, dass die bernischen Behörden sich veranlasst sahen, ihr erstes, aus einem richtigen Museumskasten bestehendes Bauprojekt zurückzuziehen und durch ein dem zürcherischen ähnliches zu ersetzen. Es wäre von bedeutendem Interesse, die Offerten der vier Städte und die ihnen vorausgegangenen Schritte seitens privater Initiativkomites, Gesellschaften und Behörden einer nähern Betrachtung zu unterziehen; allein leider fehlt es in dieser Denkschrift an dem Raume hiezu.

Für den Bundesrat handelte es sich im Spätjahr darum, das beinahe überreiche Konkurrenzmaterial einer Prüfung durch Experten zu unterstellen. Schweizerische Fachleute wären alle mehr oder weniger befangen gewesen, weshalb drei anerkannte

ARCHIVO GENERAL DE ANDALUCIA

ausländische Autoritäten auf dem Gebiete des Museumswesens, die Direktoren A. W. Franks vom Britischen Museum in London, A. Darcel vom Musée des Thermes und de l'Hôtel de Cluny in Paris und Dr. A. von Essenwein vom Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg, mit der Aufgabe betraut wurden. Die Experten, begleitet von dem in Sachen wohl bewanderten Herrn Th. de Saussure von Genf, trafen am 20. Oktober in Bern ein, besuchten der Reihe nach Luzern, Zürich und Basel und verreisten schon am 25. wieder von Bern, nachdem sie die Ausarbeitung ihres Berichtes Herrn von Essenwein übertragen hatten. Als Basis für die Beratungen diente ihnen ein gedrucktes, vom Departement des Innern aufgestelltes, sorgfältig ausgearbeitetes Frageschema. Das Resultat des Gutachtens muss als ein unbefriedigendes bezeichnet werden. Von den Experten, schon betagten, wenig kräftigen Männern, waren zwei, die Herren Darcel und Essenwein gerade unwohl — sämtliche drei, um ihre Museen hochverdiente Männer haben seitdem das Zeitliche gesegnet — und wünschten der damals schon recht winterlichen Jahreszeit wegen die Dauer der Rundreise möglichst abzukürzen. So kam es, dass jeder der vier bewerbenden Städte bloss ein Tag gewidmet werden konnte, von welchem die den Experten überall angebotene private und öffentliche Gastfreundschaft noch einen beträchtlichen Teil in Anspruch nahm. An eine gründliche Abwägung der Vorzüge und Nachteile der vier Bauprojekte und der zugleich angebotenen lokalen Altertumssammlungen war unter so ungünstigen Umständen nicht zu denken. Bezeichnend ist übrigens, dass der englische Experte sich auf eine zweiwöchige Arbeit gefasst gemacht hatte und nicht wenig erstaunt war, zu vernehmen, dass seine Kollegen alles in fünf Tagen abwickeln wollen. Die Schlussfolgerungen der Experten erwiesen sich im allgemeinen als für Bern günstig, was in den andern Städten vorübergehend eine ziemliche Entmutigung verursachte. Bei näherem Zusehen wurde der Bericht aber so unvollständig und orakelhaft gefunden, dass die Angriffe, welche nach seiner Veröffentlichung von allen Seiten in der schweizerischen Presse erfolgten, nur zu gerechtfertigt erschienen. Es hielt in der Tat nicht schwer, zu begründen, dass ein unter solchen Verhältnissen zu stande gekommenes Gutachten unmöglich als massgebend oder gar entscheidend betrachtet werden dürfe; die öffentliche Meinung beeinflusste der Expertenbericht nicht, und in den Verhandlungen der eidgenössischen Räte wurde er nachher kaum mehr erwähnt.

Mit Botschaft des Bundesrates vom 29. November 1890 wurde der Bundesversammlung vorgeschlagen, in ihrer Dezembersession den Sitz der zukünftigen eidgenössischen Anstalt zu bestimmen. Als die Mitglieder der beiden Räte am 1. Dezember in Bern zusammentraten, fanden sie auf ihren Pulten in den Sitzungssälen ein Prachtwerk, betitelt: «Zürichs Bewerbung um das schweizerische Landesmuseum» vor, das sich durch glänzende Ausstattung und reichen Inhalt auszeichnete. In aller Stille hatten die Mitglieder des zürcherischen Initiativkomitees (H. Angst, Privatdozent Heierli, Architekt A. Müller, Stadtpräsident Pestalozzi, Professor Rahn und Stadtrat Ulrich nebst den Herren Zeller-Werdmüller und Architekt G. Gull als Mitarbeiter) im Laufe eines Monats (25. Oktober bis 22. November) das Buch geschrieben und es durch die Firma Hofer & Burger drucken, illustriren und mit einem Einband schmücken lassen, dessen Haupt-

zierde, die farbige Reproduktion des 1512 von Papst Julius II. den Zürchern geschenkten Panners, an die grossen Zeiten der alten Eidgenossenschaft erinnern sollte. Der Stadtrat Zürich hatte es auf sich genommen, dem Komite zu diesem Zwecke einen ausreichenden Kredit zu erteilen. Wohl noch nie ist ein Werk von diesem Umfang und von dieser Ausstattung in so kurzer Zeit erstellt worden, weshalb Zürichs Bewerbungsschrift von 1890 immer eine bibliographische Merkwürdigkeit bleiben wird. Dieses Geschenk Zürichs sollte jedem einzelnen Ratsmitgliede in Wort und Bild vor Augen führen, was Zürich dem Lande an Gebäuden und Sammlungen sowie in Bezug auf die wissenschaftliche und gewerbliche Verwertung derselben werde bieten können. Der Eindruck, den es machte, war unstreitig ein bedeutender; es liess sich dies den Anhängern und Gegnern Zürichs an den Mienen ablesen.

Am 16. Dezember schritt der Ständerat zu dem Wahlgeschäft. Der Präsident der Kommission, Herr Landammann Muheim, beantragte, alle vier Städte als wahlfähig zu erklären und in geheimer Stimmabgabe zu entscheiden, auf eine Debatte aber, von der nichts Neues oder Erspriessliches mehr zu erwarten wäre, zu verzichten. Der Rat trat dieser Ansicht bei, und unter lautloser Stille und allgemeiner Spannung bei den Mitgliedern und den zahlreichen Zuhörern auf der Gallerie begann das Wahlgeschäft. Im dritten Wahlgange fiel Basel, das bloss noch 4 Stimmen auf sich vereinigte, aus, im vierten Bern mit 7 Stimmen; aus dem fünften ging Zürich mit 26 Stimmen gegen 16, die auf Luzern fielen, als Sieger hervor.

Zwei Tage später kam der Nationalrat an die Reihe. Die Tribünen waren überfüllt; in den Korridoren drängte man sich; auch Damen waren anwesend, ein ungewöhnlicher Anblick in den Sitzungssälen der eidgenössischen Räte. Der Bundesrat war bis auf ein Mitglied vollzählig erschienen. Allgemein wurde erwartet, dass Zürich obsiegen werde. Eine Minderheit der Spezialkommission beantragte Verschiebung behufs Aktenvervollständigung, was aber mit grosser Mehrheit abgelehnt wurde. Entgegen dem Antrage der Kommission auf offene Abstimmung beschloss der Rat mit 65 gegen 61 Stimmen geheime Wahl. Im zweiten Wahlgang fiel Basel mit 9 Stimmen aus, im dritten Luzern mit 15; im vierten blieb Bern mit 72 gegen 61 Stimmen Meister. Schallendes Bravo ertönte von den Tribünen, als die Zahlen ausgerufen wurden. Über Hintergedanken einzelner Mitglieder des Rates und über geheime politische Abmachungen zwischen ganzen Gruppen, welche zu diesem, für die Uneingeweihten überraschenden Resultate beigetragen haben mögen, wurden sofort mancherlei Behauptungen laut; es ist aber besser an dieser Stelle den Mantel der schweizerischen Bruderliebe darüber zu breiten.

Am nächsten Tage begann der Ständerat das Wahlgeschäft aufs neue und beschloss mit 31 gegen 10 Stimmen, an Zürich festzuhalten. Der Nationalrat entschied sich darauf für Verschiebung der Angelegenheit auf die Frühjahrssession.

Die Räte waren also auseinander gegangen, ohne dass das Gesetz perfekt geworden wäre. Was vorauszusehen war, erfolgte nun. Die Agitation gegen das Landesmuseum begann von neuem, verstärkt durch Elemente aus den beiden unterlegenen Städten Basel und Luzern; sollte ein Landesmuseum überhaupt entstehen, so konnte ja

als Sitz bloss noch Bern oder Zürich in Frage kommen. Für die Freunde des Landesmuseums war die Periode zwischen Neujahr 1891 und dem Zusammentritt der Bundesversammlung im April die schwierigste Zeit; denn da hiess es nicht nur zum zweiten Male gegen die traditionellen Gegner mit ihren bekannten Argumenten Front machen, sondern zudem gegen ehemalige Verbündete. Die Errichtung eines Landesmuseums schien neuerdings ernstlich in Frage gestellt. Gleichgültigkeit und Skeptizismus vereinigten ihr totes Gewicht wieder mit den Kräften einer überzeugten, rührigen Gegnerschaft. Selbst in Zürich trat eine sichtliche Lauheit und Reaktion ein, ein Rückschlag, der nach den gemachten grossen Anstrengungen, das Landesmuseum zu erhalten, doppelt bemühend war. In diesem Momente der Entmutigung traf Ende Januar Herr Bundesrat Schenk in Zürich ein und schloss im Kreise der dortigen Initianten seine aufmunternde, männliche Ansprache mit den Worten, die dieser Arbeit als Motto vorgesetzt sind. Gegen das Frühjahr zu entbrannte der Kampf lebhaft auf der ganzen Linie der schweizerischen Presse und führte hüben und drüben zu neuen Eingaben an die Bundesversammlung. Eine solche vom März 1891 war unterzeichnet von Präsidenten und Mitgliedern von Kunst- und Altertumsvereinen und Museen in Winterthur, Solothurn, Luzern, Basel, Nidwalden, Zug, Schaffhausen, Graubünden, Thurgau und trug auch einzelne Unterschriften aus Tessin und Waadt; sie verlangte Absetzung des Traktandums Landesmuseum und Verteilung der vom Bund gekauften und weiter zu erwerbenden Altertümer an die kantonalen und lokalen Sammlungen. Aus dem andern Lager gelangte von der Eidgenössischen Kommission für Erhaltung schweizerischer Altertümer das dringende Gesuch an den Bundesrat, er möchte in der demnächst zusammentretenden Bundesversammlung den Versuchen, die Ausführung des Landesmuseums-Gesetzes zu verunmöglichen, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln entgegentreten.

In der Aprilsession der Räte wurde die Abstimmung über den Sitz wieder aufgenommen. Da der Nationalrat im Dezember 1890 das Wahlgeschäft auf die Frühjahrssitzung verschoben hatte, so fand diesmal die erste Abstimmung in seinem Schosse statt, wobei sich neuerdings eine kleine Mehrheit für Bern zeigte. Das anschaulichste Bild der damaligen Stimmung geben die gegenseitigen Mitteilungen der Präsidien der beiden Räte. Am 9. April schrieb der Nationalratspräsident an seinen Kollegen im Ständerat:

> « Wir beehren uns, Ihnen anzuzeigen, dass der Nationalrat beschlossen hat, in Bezug auf Traktandum 5:
>
> Landesmuseum, Sitz,
>
> auf dem herwärtigen Beschluss vom 19. Dezember 1890 entgegen dem Ständerätlichen vom 19.
>
> zu beharren »

worauf am 10. April die Antwort einging:

> « Wir beehren uns, Ihnen anzuzeigen, dass der Ständerat beschlossen hat, in Bezug auf Traktandum 5:
>
> Landesmuseum,

auf dem herwärtigen Beschlusse vom 19. Dezember 1890 entgegen dem Nationalrätlichen vom 9. April 1891

zu beharren».

Nach einer dritten Abstimmung am 13. April «beharrte» der Nationalrat neuerdings. Nach dem Art. 6 des Bundesgesetzes vom 22. Dezember 1849 über den Geschäftsverkehr zwischen den beiden Räten wird dieses Verfahren «fortgesetzt, bis beide Räte erklären, auf ihren Absichten definitiv zu beharren. In diesem Falle bleibt der Gegenstand liegen, bis er auf die für die Gesetzgebung vorgeschriebene Weise wieder angeregt wird, und die Akten bleiben bei dem Rate, welcher das Geschäft zuerst in Behandlung nahm». Am 14. April fasste der Ständerat mit 30 Stimmen den entscheidenden Beschluss, *definitiv zu beharren.* Damit war im Ständerat die Türe ein für allemal geschlossen. Der Nationalrat, welcher in der letzten Abstimmung vom 16. April eine Mehrheit von 7 Stimmen für Bern gegeben hatte, beschloss entgegen einem Antrage auf Definitiverklärung nochmalige Verschiebung auf die nächste Session.

Durch den Beschluss des Ständerates war eine ernsthafte Lage geschaffen. Mit beständig zunehmender Mehrheit, welche schliesslich in ihrer moralischen Wirkung der Einmütigkeit nahe kam, hatte er seinen Willen kund getan, lieber kein Gesetz zu Stande kommen zu sehen als Zürich als Sitz fallen zu lassen. Ein gleiches Vorgehen seitens des Nationalrates hätte zur Folge gehabt, dass das Landesmuseum einstweilen nicht errichtet und die ganze Angelegenheit auf unbestimmte Zeit zurückgelegt worden wäre. Diese negative Lösung hätte allerdings dem Sinne der Gegner der neuen eidgenössischen Anstalt entsprochen, die in ihren Zeitungsorganen auch offen die Hoffnung aussprachen, dass das Museum an dieser letzten Klippe scheitern werde. Ein solcher Ausgang der Sache wäre aber nach aussen einer empfindlichen Schwächung des nationalen Gedankens und in der Bundesversammlung selbst einer Verletzung des Prinzipes gleichgekommen, dass die Voten der Mitglieder in beiden Räten äquivalent sind; denn in der *vereinigten Bundesversammlung* hätte Zürich auf Grund der letzten Separatabstimmungen eine Majorität von zwanzig Stimmen gehabt. Es begannen nun aber noch andere und stärkere Faktoren zu wirken als solche der Arithmetik und Billigkeit. Die scheinbare Unfähigkeit der Räte, sich in einer eidgenössischen Frage zu einigen, welche Jahre lang die öffentliche Meinung des Landes beschäftigt und bis auf einen Detailpunkt ihren gesetzgeberischen Abschluss gefunden hatte, erregte überall im Lande und bei Angehörigen aller Parteien Anstoss und Unzufriedenheit. Selbst diejenigen Schweizerbürger, die an der Schaffung eines Landesmuseums wenig oder kein Interesse nahmen, fanden es der Würde der Bundesversammlung und des Landes nicht angemessen, dem Auslande ein solches Zeichen der Unzulänglichkeit demokratischer Institutionen zu geben.

Die Eidgenössische Kommission für Erhaltung schweizerischer Altertümer wandte sich unterm 21. Mai in einer zweiten, in sehr entschiedenem Tone gehaltenen Eingabe an den Bundesrat mit der Bitte, dieser möchte in der bevorstehenden Session der Bundesversammlung mit einer endgültigen Erklärung in Bezug auf das Landesmuseum vor die eidgenössischen Räte treten. Das Dokument schloss mit der bestimm-

ten Aeusserung, dass die eidgenössische Kommission, welche die absolute Notwendigkeit einer Zentralstelle für die vom Bunde erworbenen Altertümer während ihrer Amtstätigkeit seit 1886 kennen gelernt hatte, ihre verantwortungsvolle Aufgabe nicht länger mehr tragen könne, wenn das Landesmuseums-Gesetz schliesslich scheitern sollte.

Die Eingabe gelangte am 29. Mai im Bundesrate zur Behandlung, welcher auf den Antrag von Herrn Schenk den *Bundespräsidenten Welti* einlud, sich namens des Bundesrates in den eidgenössischen Räten für eine Einigung, beziehungsweise für die definitive Erledigung der Sitzfrage auszusprechen. Dies geschah in einer energichen Ansprache des Bundespräsidenten im Nationalrate am 18. Juni vor der Abstimmung, deren Resultat als «definitiv» angesehen werden sollte. Eine eigentümliche Stimmung muss in dem Saale in dem Momente geherrscht haben, als der persönlich hochangesehene erste Magistrat der Republik sich erhob. Anwesende konstatiren, dass gefühlt wurde, es schwebe eine Wendung der Dinge in der Luft, wobei allerdings nur eine kleine Anzahl Mitglieder wussten, dass das Schicksal Berns in dieser Angelegenheit in Wirklichkeit schon besiegelt war. In kurzer, aber eindringlicher und mit bewegter Stimme vorgetragener Rede führte Herr Welti im Namen des Bundesrates aus, dass die Errichtung eines Landesmuseums im ganzen Lande Wiederhall gefunden und einem edlen Wettstreite der Städte gerufen habe. Es stehe zu hoffen, dass die Sache endlich zur endgültigen Erledigung gebracht werde, wenn nicht das schöne Werk selbst gefährdet und das Ansehen der Eidgenossenschaft im Inlande und Auslande geschädigt werden solle. Auch könne es nicht vom freien Entschlusse der Räte abhängen, ein vom Volke ohne irgend welche Opposition stillschweigend genehmigtes Bundesgesetz nicht auszuführen. «*Der Beschluss, den Sie heute fassen werden, ist die Eröffnung der Feier des sechshundertjährigen Bestandes der Eidgenossenschaft, die wir in wenigen Wochen begehen werden.*»

74 Stimmen fielen auf Zürich, 53 auf Bern. Die Waadtländer, welche in den früheren Abstimmungen zu Bern gehalten hatten, votirten unter dem Einflusse ihres hervorragenden Landsmannes, Bundesrat Ruchonnet, diesmal für Zürich.

Dank der festen Haltung des Ständerates und der Intervention der höchsten Landesbehörde im Nationalrate war nach langem, ermüdendem Kampfe Zürich der Sitz des Landesmuseums zugefallen. Noch am gleichen Abend erfreute der Chef des Departements des Innern den Verfasser mit folgendem Schreiben, welches die Gesinnung dieses guten Eidgenossen kennzeichnet:

> «Der Telegraph hat Ihnen schon die Kunde von dem Ausgange der heutigen Abstimmung im Nationalrate betreffend den Sitz des Landesmuseums gebracht.
>
> Mir lag immer am Herzen, dass es überhaupt entstehe, gleichviel wo unter den konkurrirenden Städten, und so bin ich glücklich, dass es nunmehr sicher und geborgen ist.
>
> Auch habe ich die volle Überzeugung, dass das schöne nationale Institut in Zürich vortrefflich aufgehoben sein wird. Nirgends würde es begeistertere Freunde und einsichtigere Pfleger finden, als dort sind.
>
> Mit aufrichtigstem Glückauf und freundschaftlichem Gruss!
>
> Ihr ergebener
>
> Schenk B.-R.

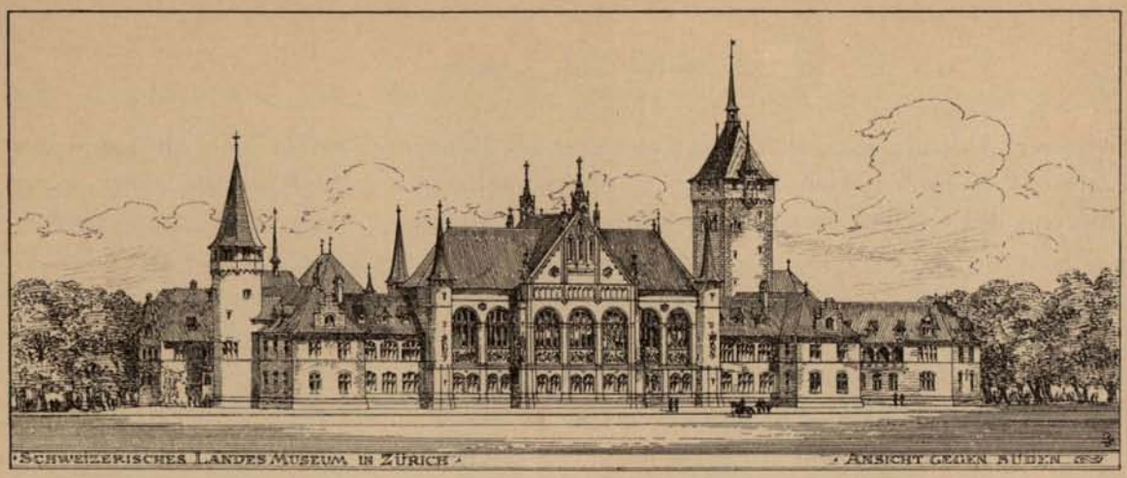
Mit Zuschrift des Bundesrates vom 23. Juni wurde der Regierung des Kantons Zürich der Beschluss offiziell mitgeteilt und sie angefragt, ob der Kanton beziehungsweise die Stadt Zürich bereit sei, die im Gesetz vom 27. Juni 1890 vorgesehenen Verpflichtungen zu übernehmen, was die Regierung nach Vernehmlassung des Stadtrates Zürich unterm 3. Oktober 1891 bejahte.

* * *

Die Aufgabe, welche sich der Verfasser gesetzt hat, ist hiemit beendigt. Das weitere über den Bau des Landesmuseums und die Tätigkeit der Museumsbehörden seit 1892 findet sich in den Jahresberichten der Anstalt verzeichnet. Ob die von den Vorkämpfern des Landesmuseums seinerzeit gemachten Verheissungen in Erfüllung gegangen sind, wird das Schweizervolk am Tage der Eröffnung selbst beurteilen.



Lagerscene (Kappeler Milchsuppe?)
auf einem zürcherischen Glasgemälde von 1530.



Der Bau

des

Schweizerischen Landesmuseums.

Von

H. PESTALOZZI.

Einleitung.

Bei Anlass der Bewerbung der Stadt Zürich um den Sitz des schweizerischen Landesmuseums konnte es sich nicht darum handeln, einen bereits bestehenden Bau durch zweckentsprechende bauliche Umgestaltung als Museum einzurichten, wie dies seitens der Städte Basel und Luzern vorgesehen worden war. Zürich fand sich nicht im Besitze eines historischen Baudenkmals, das schon in seiner äussern Erscheinung für die Aufnahme eines der grossen Vergangenheit unserer Schweizergeschichte gewidmeten Museums geeignet gewesen wäre; es konnte sich für Zürich nur um die Erstellung eines Neubaues handeln. Da ausserdem die örtliche Verbindung des schweizerischen Nationalmuseums mit dem in Zürich bestehenden Gewerbemuseum samt Kunstgewerbeschule von Anfang an in Aussicht genommen war, so ergab sich von selbst ein Bauprogramm, das nur in einem Neubau in vollkommener Weise erfüllt werden konnte. Endlich war noch der Forderung Rechnung zu tragen, dass ein

späterer Ausbau, resp. eine Vergrösserung des Gebäudes, sofern sich im Laufe der Zeit das Bedürfnis nach Erweiterung der Sammlungen geltend machen sollte, ohne Störung des Gesamtbildes vorgenommen werden könne.

Bauplatz.

Diese Anforderungen mussten schon bei der Wahl des Bauplatzes berücksichtigt werden. Die im Zentrum der Stadt liegenden Plätze, welche für den Bau des Museums in Betracht fielen, der sogenannte Amthausplatz neben der Predigerkirche und der Garten der Landolt'schen Liegenschaft zum «Lindental» an der Rämistrasse erwiesen sich bei näherer Prüfung als räumlich unzureichend, und von einer Lage am Seequai musste schon deswegen abgesehen werden, weil ein genügend grosses Areal für die Umgebung des Museums und die spätere Vergrösserung desselben nicht zur Verfügung stand. Dagegen hatte sich der südliche Teil der Platzpromenade, in unmittelbarer Nähe des Bahnhofes, bei Anlass der schweizerischen Landesausstellung von 1883 als vorzüglich geeignet erwiesen zur Aufnahme eines Ausstellungs- und Sammlungsgebäudes. Dieser Platz durfte als besonders günstig bezeichnet werden, weil er durch unmittelbare Verbindung mit der Platzpromenade nicht nur genügenden Raum für eine spätere Vergrösserung, sondern auch eine äusserst stimmungsvolle Umgebung für das zu erstellende Museumsgebäude bot. Für die Anlagen selbst konnte durch einen Bau an dieser Stelle ein wirksamer, architektonischer Hintergrund geschaffen werden.

Der Stadtrat von Zürich erteilte im Januar 1892 Herrn Architekt Gustav Gull den Auftrag, auf Grund des vorläufig festgestellten Programms ein Bauprojekt für Errichtung eines Gebäudes in der Platzpromenade auszuarbeiten, welches sowohl die Sammlungen des schweizerischen Landesmuseums, wie auch das städtische Gewerbemuseum nebst Kunstgewerbeschule zu enthalten hatte. Herr Gull konnte sich dabei an die von ihm früher schon angefertigten Pläne anschliessen, welche als Grundlage für die Bewerbung der Stadt Zürich als Sitz des Landesmuseums gedient hatten. Die ursprüngliche Idee ist in der Hauptsache für die Ausführungspläne unverändert beibehalten worden.

Disposition und Äusseres.

Die allgemeine Disposition des Gebäudes ist so getroffen, dass statt einer streng geschlossenen, in klassischen Formen sich aussprechenden Monumentalarchitektur eine Gruppirung der Gebäudeteile gewählt wurde, die es ermöglicht, dass auch im Äussern die verschiedene Zweckbestimmung des Baues zum klaren Ausdruck gelangt. Der Zentralraum des Landesmuseums, die grosse Waffenhalle, ist der an Höhe dominirende Mittelpunkt der Anlage, an welchen sich die Flügelbauten in der Weise anschliessen, dass ein innerer Hofraum gebildet wird, der durch eine 30 m breite Öffnung mit der

öffentlichen Anlage der Platzpromenade in Verbindung steht. Der Haupteingang, in der Längsaxe des Hofes liegend, wird durch den 60 m hohen Torturm kräftig markirt. Dieser Turm bildet zugleich die Trennung zwischen dem Landesmuseum und den Räumen des Gewerbemuseums, welch letzteres seine besondern Eingänge besitzt. Da im westlichen Flügel die im Landesmuseum aufgestellten Interieurs aus verschiedenen Kunstepochen organisch in den Bau eingefügt worden sind, so hat der Architekt auf Symmetrie in den Fenster-Axen und Mauerpfeilern verzichtet, dagegen durch Benutzung der verschiedenen architektonischen Motive, welche die zum Teil aus gotischer Zeit stammenden Kreuzgänge und Erkerfenster darboten, eine an Abwechslung reiche und den Charakter des Baues trefflich zum Ausdruck bringende Wirkung erzielt. Auch an den übrigen Partien des Gebäudes, wo die Rücksicht auf Verwendung alter Bauteile nicht in Betracht fiel, so an der grossen Mittelbaute des Waffensaales, finden wir nicht eine bestimmte Stilrichtung verfolgt, sondern eine Mischung von Renaissanceformen mit gotischen Anklängen, wie dies an Bauwerken in schweizerischen Städten aus der Zeit des XVI. Jahrhunderts häufig vorkommt. Das Landesmuseum charakterisirt sich dadurch in seinem Äussern als ein Bauwerk, das zur Aufnahme der Sammlung historischer Denkmäler der Schweizergeschichte bestimmt ist. Die Formensprache ist einfach, mehr durch Massengliederung und geschickte Gruppirung, als durch reiche Architekturformen wirkend. Die dekorative Ausschmückung beschränkt sich auf Anbringung von Medaillons am Mittelbau und einer Figurengruppe als Wappenhalter am Haupteingang, sowie auf Bemalung der Dachhohlkehlen; dagegen soll später in den 14 Feldern unterhalb der Rundbogenfenster des Mittelbaues ein farbiger Schmuck durch historische Bilder in Glasmosaik-Ausführung angebracht werden. Auch sollen die beiden Wände im grossen Tor-Eingang durch historische Fresken geschmückt werden.

Innere Einteilung.

Wie es das Bedürfnis einer öffentlichen Sammlung erheischt, sind die Räume des Landesmuseums so gruppirt, dass der Besucher einen bestimmt vorgezeichneten Gang zu machen hat, und, — vom Eingang in geschichtlicher Reihenfolge fortschreitend, bei den prähistorischen Funden beginnend — die Sammlung so durchwandert, dass er schliesslich nach Besichtigung des grossen Mittelsaales den Rundgang beendigt und wieder beim Eingang anlangt. Die Verwaltungsräume befinden sich in dem dem Eingang zunächst gelegenen Gebäudetrakt. So ergibt sich folgende Grundriss-Disposition:

I. Erdgeschoss.

Der Besucher betritt das Museum durch den Eingang, welcher auf der linken Seite des grossen Torturmes angebracht ist. Er gelangt in ein Vestibül mit Garderobe-Einrichtung, an welches sich das Treppenhaus anschliesst. Hinter dem Treppenhaus befindet sich der Eingang in das für den Besucher nicht zugängliche Sitzungszimmer der Antiquarischen Gesellschaft mit dem zur Aufbewahrung von Münzen bestimmten

Kabinet. Daran schliesst sich, vom Vestibül direkt zugänglich, das *Bibliothek- und Lesezimmer* des Landesmuseums. Nun folgt erst der Eingang in den grossen *Sammlungssaal* für vorgeschichtliche Altertümer. Dieser Raum, mit 14 Fenstern versehen und mit einer gewölbten Decke in Betonmauerwerk, enthält in einer grossen Zahl von Vitrinen die Sammlungsobjekte aus der Zeit der Pfahlbauten, sowie die schönen Grabfunde aus verschiedenen Teilen der Schweiz. An diesen grossen Sammlungssaal schliessen sich zwei weitere Sammlungsräume, welche die Altertümer aus römischer und allemannisch-burgundischer Zeit enthalten.

Aus diesen Sälen tritt man in ein Treppenhaus, welches eine direkte Verbindung mit der ersten Etage ermöglicht. Im Erdgeschoss findet sich nun die Anordnung, dass die auf der Hofseite liegenden Räume im gleichen Niveau weitergeführt sind wie die Sammlungssäle des Mittelbaues, während die auf der Westseite gelegenen Zimmer einen um 1,80 m erhöhten Fussboden besitzen. Diese Lösung ergab sich einerseits aus der Anpassung der alten Zimmer-Einrichtungen, die eine bedeutend geringere Höhendimension besitzen als die, welche für die Sammlungsräume eines Museums notwendig ist. Anderseits liess sich aus dieser Niveaudifferenz eine äusserst glückliche Wirkung für die Raumgestaltung erzielen, indem aus den höher liegenden Gebäudeteilen perspektivisch schöne Einblicke in die tiefer gelegenen Korridore geschaffen werden konnten.

An das bereits genannte Treppenhaus schliesst sich auf der Hofseite ein Korridor an, welcher in der Holzdecke die getreue Nachbildung der gemalten *Kirchendecke von Zillis* aus dem XIII. Jahrhundert zeigt. Auf der Westseite dagegen sind die interessanten *Backsteinüberreste von S. Urban und Beromünster* aus romanischer Zeit kopirt und zu einem originellen Ganzen zusammengestellt worden. Dieser Raum enthält eine gemalte *Bretterdecke aus dem Kapitelsaal des Klosters Kappel a. Albis.* Daneben liegt das Zimmer aus *dem Hause «zum Loch» in Zürich.* Aus den noch vorhandenen Überresten dieses am Grossmünsterplatz sich befindenden Hauses konnte die originelle Balkendecke mit gemalten Wappenschilden, sowie das romanische Kamin rekonstruirt werden; dieses Zimmer stammt aus der Zeit der Gründung des Schweizerbundes.

Vom Zimmer aus dem Hause «zum Loch» gelangen wir durch eine Türe, deren Einfassung aus Fragmenten einer gotischen Stuck-Architektur vom *Supersax-Hause in Glys (Wallis)* gebildet wird, in den Treppenaufgang, der die beiden Teile der unteren Kapelle mit einander verbindet. Die *Kapelle* mit gotischer Gewölbedecke ist nach Motiven aus dem *Kerchel in Schwyz* bemalt und zur Aufnahme von Sammlungsobjekten kirchlicher Kunst aus gotischer Zeit bestimmt. Aus der Kapelle führt ein Treppen-Arm hinunter in die sog. *Schatzkammer*, in welcher bei künstlicher Beleuchtung die Gold- und Silber-Gegenstände zur Schau aufgestellt werden.

Neben der Schatzkammer befinden sich im Souterrain zu beiden Seiten noch Sammlungsräume. Ueber der Schatzkammer aber, mit der Kapelle durch zwei Treppen-Arme verbunden, beginnt nun *die Serie alter Zimmereinrichtungen*, welche den besondern Reiz des Landesmuseums bilden.

Zuerst die *Mellinger Ratsstube* aus dem Jahre 1467, mit Balkendecke, Wandgetäfer und Eingangstüre aus gotischer Zeit. Auf diese folgt der *Kreuzgang aus der*

Barfüsserkirche in Zürich mit reichen gotischen Masswerkfenstern. Dieser Raum enthält eine gemalte Holzdecke aus der *S. Sebastianskapelle in Igels (Graubünden)* vom Jahre 1495, und wird nach dem tiefer gelegenen Korridor hin abgeschlossen durch die Fragmente des romanischen *Kreuzganges beim Predigern in Zürich*. Im Korridorraum selbst ist die Rosettendecke aus dem *«Mittleren Hofe» in Stein a. Rh.* angebracht. An den Kreuzgang schliessen sich die *drei Zimmer aus der Fraumünster-Abtei in Zürich* mit geschnitzten Friesornamenten von hervorragend schöner Zeichnung.

Auf die drei Fraumünsterzimmer folgt eine nach der Platzpromenade *offene Loggia*, welche dem Besucher erlaubt, sein Auge an dem herrlichen Grün der alten Alleebäume auszuruhen. In dieser Loggia ist eine reichbemalte Balkendecke, Copie aus der *Casa de negromanti in Locarno* aus dem XVI. Jahrhundert. Neben dieser Loggia befindet sich eine Wendeltreppe, welche von aussen direkt auf die erste Etage und den Dachboden führt.

Den Abschluss der Erdgeschossräume bildet das Treppenhaus, in welchem in der nordwestlichen Ecke die Apotheke eingebaut wurde. Auch dieser Raum ist durch Anpassung von Fragmenten alter gotischer Balkendecken geziert.

I. Stock.

In dem Raum, welcher das Treppenhaus oben abschliesst, ist die herrliche Holzdecke aus dem *gotischen Saale des Schlosses zu Arbon* angebracht. Nur die beiden eichenen Pfosten, welche die Decke tragen, sind Nachbildungen, da die Wegnahme der Originalpfosten nicht möglich war. Aus dem Arbonsaal tritt man auf der Hofseite durch eine Tür-Einfassung, welche aus dem *Abthofe von Wyl (St. Gallen)* stammt, in den obern Korridor. An den Arbonsaal schliesst sich eine weitere Zahl von Innenräumen in nachfolgender Reihe an:

Zuerst tritt der Besucher aus dem Arbonsaal in ein kleines Kabinett mit reichgeschnitztem gotischem Plafond aus dem Unterwallis und gelangt sodann in das gotische Zimmer *aus dem Oetenbach* in Zürich mit origineller Flachornamentik in dem Wandgetäfer. Der Ofen mit Reliefkacheln stammt aus dem Kanton Bern. Nun folgt das *Pestalozzi-Zimmer von Chiavenna* vom Jahre 1585, welches in den reichen Formen italienischer Renaissance die Pracht und den Reichtum einer Glanzperiode künstlerischen Schaffens zum Ausdruck bringt. Die Einfügung dieses Saales in den Neubau bot nicht geringe Schwierigkeiten, da die Grundform desselben lauter schiefe Winkel zeigt.

An das Pestalozzizimmer schliesst sich das Zimmer aus der *Rosenburg in Stans* mit einem Getäfer in den etwas derben Profilirungen der Schreinerarbeit aus der Urschweiz. Hierauf folgt ein Schlafzimmer von 1582 mit Bett und Buffet *aus dem Schlösschen Wiggen (Kt. St. Gallen)* mit trefflich erhaltenem grünem Kachelofen und dem ursprünglichen Schmuck von Glasmalereien. Und nun öffnet sich der Eingang in das *Seidenhof-Zimmer* vom Jahre 1600, dessen prachtvolles Wandgetäfer mit der herrlichen Kassetten-Decke und dem reichverzierten Kachelofen als der Glanzpunkt der alten Zimmer-Einrichtungen des Landesmuseums bezeichnet werden darf. An das Seidenhofzimmer schliesst sich ein Lichthof, welcher einen Treppenaufgang auf den Dachboden

enthält und mit einer flachen *Holzdecke von Neunkirch (Schaffhausen)* aus dem Jahre 1555 dekorirt ist. Darauf folgt der *Lochmannsaal aus Stadelhofen* in Zürich, ein charakteristisches Interieur aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, mit reichem Nussbaumgetäfer und Deckenmalereien aus der Mythologie. Der Ofen, welcher diesen Saal ziert, stammt aus dem zürcherischen Rathause und war ein Geschenk Winterthurs an den Rat von Zürich.

Gegenüber dem Lochmannsaal befindet sich der Eingang in *die obere Kapelle*, welche in ihrem Deckengewölbe an den Barockbau der S. Antoniuskapelle in der Franziskaner-Kirche von Luzern erinnert. Türeingang, Kanzel und Betstuhl kommen aus der *Kirche von Merenschwand (Kt. Aargau)*. Das prachtvolle *Gitter aus Killwangen* bei Baden ist ein hervorragender Schmuck dieses Raumes.

Der Lochmannsaal bildet den Abschluss der alten Innenräume im Landesmuseum. Die folgenden Räume sind Sammlungssäle; zunächst das *Roccoco-Zimmer*, das zur Aufnahme des Zürcher Porzellans bestimmt ist. Auf dieses folgt ein Korridor mit einem *Holzplafond von Zizers (Bünden)*. Dieser Korridor steht mit den Räumen des Erdgeschosses durch eine Wendeltreppe, deren Plafond farbig bemalt ist, in direkter Verbindung.

An den Korridor schliessen sich zwei weitere Sammlungsräume, welche, in Kabinette abgeteilt, einerseits die Sammlung der Fayencen, anderseits diejenigen der Trachten und Uniformen aufzunehmen bestimmt sind. Diese beiden Säle zeigen die Entwicklung der schweizerischen Kachelöfen des XVI. bis XVIII. Jahrhunderts in typischen Beispielen.

Und endlich tritt der Besucher in die grosse *Waffenhalle*, ein gewaltiger Raum von 51 m Länge, 12 und 18 m Breite resp. 16 m Höhe bis zum Gewölbescheitel. Dieser Saal mit 14 grossen Bogenfenstern erhielt in seinem mittleren Teile den Schmuck der Standesscheiben, welche die Kantone dem Landesmuseum gestiftet haben, deren gelungene Ausführung die Leistungen der modernen Glasmalerei im besten Lichte erscheinen lässt. Die Wandgemälde an den beiden Giebelseiten des Saales sollen von der Eidgenossenschaft auf Grund einer Konkurrenz zwischen Schweizerkünstlern aus dem Kredit für Hebung der Kunst erstellt werden. In diesem Zentralraum des Landesmuseums werden die Rüstungen, Fahnen, Trophäen und Waffen, sowie die historisch bedeutsamsten Sammlungsobjekte des Museums zur Aufstellung gelangen. Der Waffensaal bildet zugleich den Abschluss der Sammlungsräume. Aus demselben gelangt man an den für die Verwaltung bestimmten Zimmern (Kommissionszimmer, Kanzlei- und Direktion, Kustos und Reparaturwerkstätte) vorbei ins Treppenhaus und durch dasselbe hinunter zur Garderobe und dem Ausgangsportal.

Kellergeschoss und Dachräume.

Der Bau des Landesmuseums ist in seiner ganzen Ausdehnung unterkellert und enthält im Souterrain ausser den bereits genannten Räumen (Schatzkammer und nebenanliegende Sammlungsräume), die für den allgemeinen Besuch bestimmt sind, noch eine grosse Zahl von Dienstlokalen für den Museumsbetrieb. Es sind dies in erster Linie

die Heizkammern für die Zentralheizung, dann die permanente Schreinerwerkstätte für Restaurationsarbeiten, Werkstätten für Modelleur- und Gipsarbeiten, sowie eine Waschküche. Daneben finden sich grosse Magazinräume zur Aufbewahrung von Kisten und Verpackungsmaterial.

Im Dachstock ist über dem grossen Torbogen des Haupteinganges die Abwartwohnung mit direkter Treppe vom Erdgeschoss an eingerichtet. Über den Verwaltungsräumen folgen sodann grosse Dachräume, die zum Teil als Archiv für die antiquarische Gesellschaft Verwendung finden. Im Mittelbau über der Waffenhalle sind keine benutzbaren Räume vorhanden, wohl aber in den folgenden Bauabteilungen mit Ausnahme des Daches über der Kapelle. In diesen Dachräumen, die durch zwei Treppen mit dem Korridor und Lichthof im ersten Stock in Verbindung stehen, sind noch mehrere Interieurs aufgestellt worden, welche dem allgemeinen Besuche offen stehen. Die Verwendung dieses Teils des Dachstockes zu Sammlungszwecken ist erst gegen den Schluss der Bauperiode festgesetzt worden, da ursprünglich die Absicht bestanden hatte, den nordwestlichen Flügel zur Aufnahme einer Direktorwohnung auszubauen.

Konstruktion und innerer Ausbau.

Wenn bei der Besprechung der Aussenarchitektur des Gebäudes betont wurde, dass sich der Architekt einer einfachen Formensprache bedient und weniger durch reiche Architekturformen als vielmehr durch geschickte Gruppirung der Massen zu wirken gesucht habe, so gilt eine ähnliche Bemerkung auch für die Art der Ausführung der Baute. Als Baumaterial für die Façadenmauern wurde der Tuffstein aus den Brüchen von Bütschwil im Toggenburg gewählt. Die Steinhauerarbeit für Sockel und Fenstereinfassungen wurde teils in Lägern-Kalkstein, teils in Bolliger-Sandstein ausgeführt mit wenig Profilirung. Dagegen wurde an den durch ihre Zweckbestimmung hervortretenden Teilen des Gebäudes, am Torturm, der Waffenhalle und der Kapelle die Anwendung bildnerischen Schmuckes nicht verschmäht. Zur Steigerung der Wirkung des Äussern dient auch die Bemalung der Hohlkehle mit farbigen Ornamenten.

Die Gewölbe über dem Keller sind in Beton ausgeführt, zu deren Herstellung Schlacken-Cement, gemäss dem vom Unternehmer der Maurerarbeiten, HH. Locher & Co., gemachten Vorschlag verwendet wurde. Die Decken über dem Erdgeschoss sind in gleicher Weise konstruirt, nur dass in allen Räumen mit Ausnahme der Waffenhalle der Beton zwischen eiserne I-Balken gegossen wurde. In der Waffenhalle ist die gewölbte Decke mit Backsteinrippen, die Felder in Schwemmstein konstruirt. Die grosse Spannweite, welche im Mittelbau 18 m beträgt, machte die Anbringung eiserner Zuganker notwendig. Der Fussbodenbelag ist in den Sammlungsräumen des Erdgeschosses in Terazzo ausgeführt; die grosse Waffenhalle erhielt einen Belag von roten Tonplatten. Für die alten Zimmer-Einrichtungen, sowie für die dazwischen liegenden Korridore sind je nach dem Charakter des betreffenden Raumes entweder Holzböden oder farbige

Plättliböden gelegt worden, letztere, soweit nicht alte Plättli aus der betreffenden Zeitperiode verwendet werden konnten, in Nachbildungen nach alten Mustern.

Sehr einfach ist überall der Wandschmuck behandelt worden. Um den praktischen Bedürfnissen gerecht zu werden, sind in den Sammlungsräumen und Korridoren Bretterverschalungen mit darüber gespannter Emballage als Wandbekleidung angewandt worden, mit glattem Kalkfarben-Anstrich. Durch diese an sich ganz schmucklose Behandlung wird das Auge nicht von der Hauptsache, den aufgestellten Sammlungsobjekten, für welche die Wände als Hintergrund dienen, abgelenkt.

Nur in der Schatzkammer, den beiden Kapellen und der Waffenhalle, sowie im Treppenhaus ist eine etwas weiter gehende dekorative Ausschmückung der Räume vorgenommen worden, in der Waffenhalle in der Weise, dass an Stelle eines hölzernen Blindtäfers die Wandflächen längs der Fensterwände in Eichentäferung ausgeführt wurden.

Mobilien.

Die erforderlichen Schaukästen wurden in Nussbaumholz nach einem einfachen, aber zweckmässig konstruirten Muster hergestellt. Die Anwendung solcher Vitrinenschränke konnte für die Sammlungen des Erdgeschosses nicht vermieden werden, da die betreffenden Gegenstände nicht frei ausgestellt werden können. Auch in den übrigen Sammlungsräumen erwies sich die Aufstellung von Vitrinen zum Schutze der Ausstellungsobjekte als notwendig, obgleich das Bestreben vorhanden war, die Verwendung von Schaukästen möglichst zu beschränken, da sich die zahlreichen Truhen trefflich zur Aufstellung von Gegenständen eignen, während in den alten Zimmer-Einrichtungen moderne Schaukästen die einheitliche Wirkung beeinträchtigen müssten.

Umgebungsarbeiten.

Die Lage des Gebäudes, welches mit seiner Hauptfaçade den südlichen Abschluss der Platzpromenade bildet, war auch für die Gestaltung der unmittelbaren Umgebung des Baues massgebend. Durch Tieferlegung des Platzes vor dem Gebäude und Anlage einer Freitreppe von 10 Stufen wurde die Wirkung des Baues gesteigert und ein trefflicher Hintergrund für das Rondell alter Kastanienbäume geschaffen, welche den Mittelpunkt der öffentlichen Anlage bilden. Der innere, nach Norden offene Hof ist zur Aufstellung von grösseren Sammlungsobjekten, Architekturteilen, Geschützen u. dergl. bestimmt, so dass dessen gärtnerischer Schmuck auf Bepflanzung der Böschungen beschränkt blieb. Auf der Parkseite dagegen ist der zwischen den beiden Wasserbassins und der Baumallee liegende Teil mit Blumen und Gesträuch bepflanzt worden, so dass eine Überleitung der neuen Anlage nach dem bestehenden Platzspitzpark erzielt wurde.

Unternehmer.

An der Ausführung der Bauarbeiten für das Landesmuseum waren folgende Unternehmer beteiligt:

Erd- und Maurerarbeiten:	Locher & Co., Zürich; Gebrüder Berger, Zürich.
Steinhauerarbeiten:	Konsortium von zürcherischen Steinhauer-Meistern; Lägernsteinbruch-Gesellschaft Regensberg; M. Daldini & Rossi, Osogna; Antonini, Wassen; Gruber & Co., Biasca; Granitwerk Gurtnellen; Gebrüder Fischer, Dottikon.
Tuffsteinlieferung:	Steiger & Kuhn, Flawil.
Zimmerarbeiten:	J. Egli, Zürich; O. Zschokke, Aarau.
Spenglerarbeiten:	Konsortium von zürcherischen Spenglermeistern.
Ziegelbedachung:	Ziegelei Tänikon; Albishof, Zürich.
Dachdeckerarbeiten:	H. Knecht, Zürich.
Schmied-Arbeiten:	J. Grossmann, Zürich; A. Fritz-Schmid, Zürich; Gebr. Koch, Zürich.
Gewalzte Eisenbalken:	Schoch & Co., Zürich; Knechtli & Co., Zürich.
Verputz- und Gipserarbeiten:	Gebr. Berger, Zürich; Della-Torre, Zürich; A. Sauter, Zürich.
Glaser-Arbeiten:	W. Hunziker, Oberrieden; F. Kissling, Horgen; F. Müller, Glarus.
Glasmaler-Arbeiten:	K. Wehrli, Zürich.
Terrazzo-Böden:	A. Odorico, Zürich.
Plättliböden:	R. Mantel, Elgg; J. Kaiser, Zug; A. Favre & Co., Zürich.
Schreiner-Arbeiten:	Meier & Hinnen, Zürich; Fischer & Hoffmann, Zürich; G. Neumeyer, Zürich; J. Ammann-Bodmer, Zürich; Th. Hinnen, Zürich; R. Kunzmann, Tablat.
Parquet-Böden:	A. Thurnheer, Baden; P. Ulrich in Zürich.
Heizung:	Gebr. Sulzer, Winterthur.

Flachmaler-Arbeit:	Konsortium von zürcherischen Malermeistern.
Dekorationsmaler-Arbeit:	Schmidt & Söhne,
	Kunstgewerbeschule Zürich;
	A. Benz, Luzern.
Schlosser-Arbeit:	F. Gauger, Zürich;
	D. Theiler, Zürich;
	F. Zwinggi, Zürich;
	G. F. Ulrich, Zürich;
	J. J. Hafner, Zürich;
	Suter-Strehler, Zürich;
	L. Bauer-Brunner, Zürich.
Tapezierer-Arbeit:	Zürcher Tapezierermeister-Verein.
Elektrische Beleuchtung:	Städtisches Elektrizitätswerk Zürich.
Bildhauer-Arbeit:	Prof. Regl, Zürich.
	R. Kissling, Zürich.
	P. Abry, Zürich.
	C. Ringler, Zürich.
Gärtner-Arbeit:	O. Fröbel, Zürich.

Finanzielles.

Die Baukosten für das Landesmuseum werden erst nach gänzlicher Vollendung und abgeschlossener Baurechnung definitiv festgestellt werden können. Dennoch lässt sich auf Grund des Kostenvoranschlages und der im Verlaufe der Bauzeit bewilligten Nachtragskredite eine vorläufige Abrechnung zusammenstellen. Da jedoch von der städtischen Bauverwaltung der Bau des Museums mit demjenigen des Gewerbemuseums in einem Baukonto zusammengefasst wurde, so muss über die Ausscheidung des Kostenbetrages, der auf den Bau des Museums fällt, eine Verteilung stattfinden, die nur approximativ der Wirklichkeit entsprechen wird. Wenn wir annehmen, dass das städtische Gewerbemuseum den vierten Teil der Gesamtanlage ausmache, so ergibt sich folgende Rechnung:

Baukredit, erteilt im Jahre 1892 durch die Stadtgemeinde Zürich . . .	Fr.	1,880,000
davon abgezogen 25% als Betrag der Baukosten des Gewerbemuseums .	»	470,000
Baukredit für das Landesmuseum . .	Fr.	1,410,000
Nachtragskredit pro 1896	»	117,800
Nachtragskredit pro 1897	»	94,000
Mobiliarkredit	»	100,000
Nachtragskredit	»	36,000
	Fr.	1,757,800

Zu dieser Summe, welche zu Lasten der Stadt Zürich fällt, kommen noch erhebliche Leistungen des Bundes für solche Arbeiten, welche durch das Anpassen alter Bauteile im Museum notwendig wurden, und somit unter den Bauausgaben Aufnahme finden müssen. In den Jahren 1894, 1895 und 1896 wurde eine Gesamtsumme von Fr. 70,000 in die eidgenössische Rechnung gestellt für Installationsarbeiten, daran schloss sich ein Kredit von Fr. 137,300 für die Anbringung weiterer, vom Museum erworbener Bauteile, den die Bundesversammlung im Dezember 1896 erteilt hat. Der Bund hat somit Fr. 207,300 an den Bau des Museums beigetragen. Diese Summe zu der bereits genannten hinzugerechnet ergibt eine Ausgabe von

Fr. 1,965,100

für den Bau des Landesmuseums mit Inbegriff des Mobiliars, wobei jedoch die Wertung des Bauplatzes nicht in Anschlag gebracht wird.

Für die Deckung der durch die Stadt zu bestreitenden Ausgaben war von der Gemeinde-Versammlung der früheren Altstadt bei Übernahme der dem Sitze des Landesmuseums obliegenden Verpflichtungen folgendermassen Vorsorge getroffen worden:

Es wurden zur Verwendung für den Bau des Landesmuseums bestimmt:

1. Betrag des Baufondes für Erstellung eines städtischen Sammlungsgebäudes Fr. 368,000
2. Fond für ein Ausstellungsgebäude . . . . . » 19,000

Daneben beschloss die Bürgergemeinde, aus dem Ertrag ihres Nutzungsgutes während 20 Jahren einen jährlichen Beitrag von Fr. 30,000 an die Kosten der Erbauung des Landesmuseums zu übernehmen, und für weitere 5 Jahre noch je Fr. 20,000 zu leisten. Bis Ende 1897 sind 5 Raten von zusammen Fr. 150,000 aus dem Nutzungsgute geleistet worden. Von den früheren Ausgemeinden waren Subventionen von Fr. 46,000 im Ganzen einbezahlt worden, während die Sammlung bei Privaten einen Betrag von Fr. 120,000 ergab. Sodann wurde der Erlös aus dem Verkauf des Schlosses Schwandegg mit Fr. 67,000 dem Baukonto des Landesmuseums gutgeschrieben, gemäss der von Herrn C. Fierz-Landis sel. zu gunsten des Museums errichteten Schenkungsurkunde. Die Einnahmen der Stadt Zürich mit Inbegriff der obigen beiden Baufonds erreichten dadurch den Betrag von Fr. 770,000.

Ferner wurde durch Kantonsratsbeschluss der Stadt Zürich auf die Dauer von 20 Jahren ein unverzinsliches Darlehen von Fr. 500,000 als Beitrag des Kantons Zürich an den Bau des schweizerischen Landesmuseums bewilligt. Da diese Summe nach Ablauf genannter Frist zurückbezahlt werden muss und deshalb amortisirt wird, so kann nur ein Beitrag, der ungefähr der Hälfte dieser Summe entspricht, in die Einnahmen gestellt werden. Es können demgemäss mit Ende 1897 Fr. 1,020,000 als Einnahmen von der Gesamtausgabe der Stadt abgezogen werden, so dass eine Ausgabe von Fr. 737,800 zu decken bleibt, an welche die Jahresraten von Fr. 30,000 aus dem Nutzungsgute weiter bezahlt werden, so dass nur der Rest die Gemeinderechnung der Stadt belastet.

Aus dieser Aufstellung ergibt sich, dass die Gemeindeversammlung der engeren Stadt Zürich, als sie sich im Jahr 1890 zur Übernahme der dem Sitze des Landesmuseums obliegenden Pflicht bereit erklärte, zugleich auch bemüht war, die zur Ausführung des grossen Werkes erforderlichen Mittel zu beschaffen, so dass dem neuen Gemeinwesen der erweiterten Stadt durch das Landesmuseum keine zu schweren Opfer mehr erwachsen. Wohl aber darf die neue Stadt mit Stolz auf ein Institut blicken, das nun eine Zierde Zürichs bleiben wird, an dessen Gedeihen nicht nur Stadt und Kanton, sondern das ganze schweizerische Vaterland sich erfreuen kann.



Die

Chronologie

in der

Urgeschichte der Schweiz.

Von

J. Heierli.

Als im Jahre 1577 beim Dorfe Reiden im Kanton Luzern Knochen eines Mammut gefunden wurden, erklärte man sie als Reste vorweltlicher menschlicher Riesen. Die 1732 entdeckte Versteinerung eines Riesensalamander-Schädels in den Steinbrüchen von Oeningen am untern Bodensee hielt J. J. Scheuchzer für einen Rest des Menschen der Sintflut. Heute noch mag es vorkommen, dass prähistorische Steinbeile als «Donnerkeile» betrachtet werden. Erst in unserm Jahrhundert ist man so weit gelangt, mit Sicherheit sowohl die Reste des Menschen selbst, als die Produkte seiner Hand, wie sie in archäologischen Funden zu Tage treten, bestimmen zu können.

«Wie alt ist der Fund?» So frägt uns jeder, der einen der Erde enthobenen Gegenstand zur Untersuchung vorlegt. Diese Frage ist oft sehr schwierig zu beantworten. In den urgeschichtlichen Zeiten werden sich noch viel mehr als heute gewisse Objekte durch lange Zeiträume hindurch vollkommen gleich geblieben sein. Ein so rascher Wechsel in Form, Technik, Material, Ornamentik etc., wie ihn die Gegenwart bietet, wäre damals überhaupt nicht denkbar gewesen. Und dann die Hauptsache: In der

prähistorischen Zeit gab es keine Schreibkunst; es sind uns keine Daten in irgend welcher Form aufbewahrt. Es scheint also müssig, die Frage nach dem Alter eines archäologischen Fundes überhaupt zu stellen.

Im Laufe der Entwicklung der urgeschichtlichen Forschung ist es jedoch gelungen, gewisse Hauptabschnitte der prähistorischen Zeit klar zu erkennen, und durch die Fülle der jetzt bekannten Fundtatsachen wurde es möglich, diese Hauptperioden selbst wieder in Abteilungen zu zerlegen. Kurz gesagt: Die Archäologen sind, ähnlich den Geologen, zur Aufstellung einer relativen Chronologie gelangt.

Wenn wir nun in dieser Arbeit über die prähistorische Chronologie der Schweiz sprechen sollen, so wird es unsere Aufgabe sein, zunächst die relative Chronologie aufzustellen, was am besten dadurch geschehen dürfte, dass wir der Entwicklung der urgeschichtlichen Forschung in unserm Lande nachgehen. Nachher aber sei der Versuch gewagt, einzelne Phasen der Urgeschichte durch absolute Zahlen zu bestimmen, d. h. die relative in die absolute Chronologie überzuführen.

I.

Geschichte der prähistorischen Forschung in der Schweiz.[1]

Wenn wir die Vergangenheit unseres Schweizerlandes überblicken, so finden wir, dass die Urkunden nur etwa ein Jahrtausend zurückgehen. Die ältesten derartigen Dokumente stammen aus der Karolingerzeit. Aus früheren Jahrhunderten, aus der Römerzeit, besitzen wir nur einige Inschriften, und die spärlichen Notizen, in denen die alten Schriftsteller über unser Land berichten. Was noch weiter zurückliegt, entzieht sich dem Auge des Historikers fast gänzlich: es ist das eigenste Gebiet der Urgeschichte. Der schweizerische Prähistoriker muss also mit seinen Forschungen den Jahrtausende umfassenden Zeitraum vom ersten Auftreten des Menschen in unsern Gegenden bis zum Beginn der Karolinger-Herrschaft zu umspannen, aufzuhellen versuchen.

A. Die Anfänge urgeschichtlicher Forschung.

Die ersten, wenn auch ganz vereinzelten Nachrichten über archäologische Funde in der Schweiz verdanken wir dem Mittelalter, besonders den grossen Chronisten des XVI. Jahrhunderts, Tschudi und Stumpf.

---

[1]) Auszug aus einer grösseren, noch unpublizirten Arbeit des Verfassers.

Schon damals war eine ansehnliche Zahl von Fundorten, besonders römischen, bekannt, so vor allen Aventicum, Augusta Rauracorum, Vindonissa u. a. m. Im Chronicon Königsfeldense, das um 1442 entstand, lesen wir über das römische Vindonissa: «Do man wart graben, do vand man wunderlich gestein von varben, & vo gehöwem estrich von frömdem werk, des man in der Christenheit nit spulget (pflegt) zu machen, guldin und silbrin pfening die do höpter hattent mit binden als heyden tragend. Dò man nu buwen solt, do muost man wasser füren von der Rüse (Reuss), das was schwer & hindert an dem buw sere. Do wart bruoder Nicolaus von Bischoffzell geoffnet von Gott die statt da man wasser sollte vinden (röm. Wasserleitung). Das vand man & ist das wasser das beyde Clöster noch hüt dis tags hant zuo ir notdurft.» Noch einlässlicher verbreitet sich die Brugger Chronik von ca. 1530 über die Fundstätte von Windisch.

Aegidius Tschudi sammelte die römischen Inschriften, und in der Chronik des Pfarrers Johs. Stumpf finden sich Hinweise auf Funde aus vorrömischen Gräbern, auf solche der Römerzeit, auf Inschriften etc. Er hat besonders auch das römische Aventicum besprochen. Simmler und Guillimann haben in ähnlicher Weise von mancher Fundstelle berichtet; Vadian erzählt in seiner Schrift über den Bodensee von Arbor Felix, und 1597 konnte Andreas Ryff in seinem «Zirkell der Eydgenossenschaft» eine einlässliche Beschreibung der römischen Augusta Rauracorum liefern.

Im XVII. Jahrhundert wurden neue Funde bekannt. Beispielsweise fand man bei Lausanne ein «Bildnus eines Ochsen und Priesters» mit Inschrift, das dann auf dem Rathaus der Stadt aufbewahrt wurde. 1633 wurde der grosse Schatzfund von Wettingen entdeckt (vergl. Merians Topographia Helvetiæ 1642). Derselbe bestand in 8 silbernen, reich mit Relief-Arbeit geschmückten römischen Gefässen, welche unter die acht alten Orte verteilt und wohl alle eingeschmolzen wurden. Glücklicherweise sind uns Zeichnungen derselben erhalten. Auch die Münzen, welche nahe bei den Silbergefässen zum Vorschein kamen, sind verloren gegangen.

Wenn man dies auch höchlich beklagen muss, so darf man auf der andern Seite nicht vergessen, dass in dasselbe XVII. Jahrhundert die ersten Anfänge unserer archäologischen Museen zu setzen sind. Damals entstanden nämlich die sog. «Kunst- und Raritätenkammern» in der Schweiz. In diesen wurden neben Naturmerkwürdigkeiten, worunter besonders Monstrositäten verstanden waren, auch historische Erinnerungen und Kunstwerke verschiedenster Art aufbewahrt. Zu den damals noch unverstandenen Kuriositäten gehörten auch Graburnen, die man in der Erde entdeckte, Statuetten (Götzenbilder), Münzen oder heidnische Pfenninge u. dgl.

Die ältesten Kunstkammern der Schweiz sind diejenigen von Zürich und Basel. In Zürich war 1629 die Stadtbibliothek begründet worden, und im Anschluss daran wurde eine Kunstkammer[1]) eingerichtet, die im 18. Jahrhundert einen besondern Vorsteher, den Antiquarius, besass. In Basel hatte Bonifazius Amerbach den Grund zu einem Kunstkabinet gelegt, das besonders viele Gemälde von Holbein und Handzeichnungen von Dürer, Holbein, Manuel etc. enthielt. Als das Amerbach'sche Kabinet um 1660 ver-

[1]) Neujahrsblätter der Stadtbibliothek Zürich 1872 und 1873.

kauft werden sollte, erwarb es die Stadt Basel und verleibte es der öffentlichen Bibliothek ein.

Das 18. Jahrhundert wurde in der Schweiz in archäologischer Beziehung eingeleitet durch den Streit über den Ort des römischen Aventicum, das der französische Jesuit Dunod in Antre gefunden zu haben glaubte, wogegen Marquard Wild die genannte Römerstadt für das waadtländische Avenches in Anspruch nahm. Ein anderer Streit, an dem sich besonders Altmann in Bern beteiligte, betraf die sog. «Badenerwürfel», die in Baden (Aargau) gefunden (und nachgemacht) worden waren. Es ist sehr interessant, noch im Zeitalter der Aufklärung die Ansicht ausgedrückt zu finden, dass diese römischen Produkte in der Erde *gewachsen* seien.

Neue Funde kamen zum Vorschein und fanden zum Teil geistreiche Erklärer. Nach dem Zwölferkriege wurden zwei Inschriftensteine von Baden nach Zürich gebracht, worunter der römische Meilenstein von Niederwil bei Gebenstorf. 1724 entdeckte man römische Gebäude in Kloten, 1741 solche in Lunnern bei Obfelden. Den erstern Fund beleuchtete Ott in seinen «mutmasslichen Gedanken», der zweite wurde von Chorherr J. J. Breitinger und Fr. Sulzer beschrieben. Der Fund eines römischen Inschriftensteines auf dem Lindenhof in Zürich gab dem berühmten Epigraphiker Joh. Casp. Hagenbuch (1700—1763) im Jahre 1747 Anlass, den wahren alten Namen seiner Vaterstadt Turicum festzustellen, und die Ableitung des Wortes Zürich von Tigurum zu verwerfen.

Wie gegen Ende des 17. Jahrhunderts Wagner in seinem Werk «Mercurium Helveticum» den Versuch gemacht hatte, alles, was die archäologische Erforschung der Schweiz an positiven Resultaten gewonnen hatte, zusammen zu stellen, so finden wir ähnliche Versuche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Sie waren selbst für ihre Zeit ungenügend und beachteten überhaupt fast ausschliesslich römische Funde. Viel besser gelangen Einzeldarstellungen. So hat Bruckner in seinem Versuch einer Beschreibung historischer und nützlicher Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel eine gute Zusammenstellung der Funde von Baselaugst gegeben. Ferner sind einzelne Teile der «Merkwürdigen Überbleibsel» von Altertümern von Joh. Müller in Zürich recht beachtenswert, ebenso Ritters «Mémoire abrégé et recueil de quelques Antiquités de la Suisse».

Man versuchte auch, in die vorrömische Zeit einzudringen, aber es wurden nicht etwa die Funde selbst als Basis der Untersuchungen genommen, sondern die Autoren liebten es, von Andeutungen und zerstreuten Notizen alter Schriftsteller ausgehend, die wunderlichsten Geschichten zu erfinden und sie als Produkte ihres Geistes dem Publikum vorzusetzen. Diese Art der Deutung und Erklärung setzte sich bis ins 19. Jahrhundert hinein fort. Das Interesse an den Altertümern der Heimat war zwar erwacht; es waren auch schon einige gute Arbeiten von bleibendem Werte vorhanden, aber sie bezogen sich sozusagen ausschliesslich auf römische Funde und Fundorte. Haller fasste nun diese Studien in seinem Werke: «Helvetien unter den Römern» zusammen und gab dieser ersten Periode archäologischer Forschung in der Schweiz ihren Abschluss. Hallers Buch wird oft herbe kritisirt, und gewiss entspricht es den Forderungen, die wir heute an ein solches Werk stellen, in keiner Weise, allein die neueren Forscher

sind immer noch und zwar recht häufig genötigt, auf Haller zurückzugreifen, ein Beweis, dass sein Werk — für seine Zeit — eine sehr verdienstliche Arbeit war, die freilich bald überholt wurde.

B. Die Forschungen Ferdinand Kellers und seiner Zeitgenossen.

Das Jahr 1832 bezeichnet in der Geschichte der prähistorischen Forschung in der Schweiz einen Wendepunkt. Im Frühling des genannten Jahres wurden nämlich durch Zufall die Grabhügel im Burghölzli bei Zürich entdeckt[1]), und diese Entdeckung gab Anlass zur Gründung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich durch Ferdinand Keller[2]). Das Ziel, welches die Gesellschaft sich setzte, war die Erforschung der Überreste aller Epochen der Vergangenheit, ganz besonders auch der vorrömischen, oder, wie man dazumal sagte, der keltischen Zeit. Dieses Ziel ist denn bis zum Tode Kellers von der Zürcher Gesellschaft immer im Auge behalten worden, und an den Namen Dr. Ferd. Keller knüpft sich eine ganze Reihe der wichtigsten Untersuchungen, von denen hier nur diejenigen der Pfahlbauten, der vorrömischen und alamannischen Gräberfunde und die Statistik der römischen Ansiedlungen in der Schweiz genannt sein sollen. Man studire die «Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich», man werfe einen Blick in den «Anzeiger für schweiz. Geschichte und Alterthumskunde» und dessen Nachfolger, den «Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde», und man wird sich überzeugen, welche Fülle von Arbeit unter der Führung Kellers von der Zürcher Antiquarischen Gesellschaft geleistet wurde, und dass wirklich alle Epochen der Vergangenheit ihre Pflege fanden.

Fig. 1.



G. DE BONSTETTEN

Aber nicht bloss in Zürich begann in den dreissiger Jahren ein reges Studium der Vorzeit unseres Landes, sondern auch in Basel, Bern, im Waadtlande und in Genf. Im Jahre 1837 bildete sich die Société d'histoire de la Suisse Romande und 1838 die Société d'histoire et d'archéologie de Genève; 1842 wurde die Antiquarische Gesellschaft Basel gegründet. Zur selben Zeit begann der Berner G. DE BONSTETTEN (1816—1892) Ausgrabungen zu veranstalten und seine bedeutende Sammlung anzulegen, die heute den Grundstock des Antiquariums im historischen Museum Bern bildet, und die er dann von 1855 an in seinem «Recueil d'Antiquités Suisses» nebst zwei Supplements in würdiger Weise publi-

[1]) Vgl. Anzeiger für schweiz. Alterthumskunde, 1889, p. 145 u. s. w.

[2]) Siehe Denkschrift zur 50jähr. Stiftungsfeier der Antiquar. Gesellschaft in Zürich. 1882.

zirte, nachdem schon vorher sein Freund und Genosse Dr. Albert Jahn seine antiquarischen Forschungen über den Kanton Bern in einem heute noch unentbehrlichen Werke zusammengefasst hatte[1]).

Im Berner Jura untersuchte Quiquerez die «Monuments de l'ancien évêché de Bâle» und gab später besonders auch die Abhandlung über die «forges primitives dans le Jura» heraus, in welchem Werk die etwas reiche Phantasie dieses Forschers demselben vielleicht doch den richtigen Weg gezeigt hat.

Die Altertümer des Kantons Waadt fanden ihren Sammler und Bearbeiter in Frédéric Troyon (1814—1866), der in dem Werke über die Burgundionen-Gräber von Belair bei Cheseaux zuerst in der Schweiz ein grösseres Gräberfeld beschrieb. Bekanntlich hat sich Troyon später in hervorragendem Masse auch an den Pfahlbau-Untersuchungen beteiligt.

In Basel war es besonders W. Vischer, der den prähistorischen Funden seine Aufmerksamkeit schenkte, denn, abgesehen von seinen Publikationen über römische Antiquitäten, hat er auch eine Beschreibung der Untersuchung von Grabhügeln in der Hardt bei Muttenz und Prattelen geliefert.

Greifen wir nun die hauptsächlichsten prähistorischen Forschungen und Studien in dem uns hier interessirenden Zeitraum heraus, so knüpfen sich dieselben chronologisch an die Keltenfrage, die Gräberuntersuchungen, die Pfahlbauten, die römischen Reste und die Frage nach dem Diluvialmenschen.

1. Die Keltenfrage.

In der Behandlung der Vergangenheit, wie die Geschichtswissenschaft sie uns bietet, ist man gewohnt, von Völkern und ihren Taten sprechen zu hören. Bei den ersten bedeutenden archäologischen Funden in der Schweiz fand man so viele Analogien mit Dingen, wie sie in den altrömischen Resten Italiens und anderer Länder vorlagen, dass man sie ohne weiteres den Römern zuschrieb. Zudem kamen dem Forscher da besonders die Inschriften zu Hülfe.

Schwieriger wurde die Sache, wenn jene Analogien fehlten. Da man aber aus geschichtlichen Notizen wusste, dass in unseren Gegenden vor den Römern keltische Stämme geweilt, und diese Kelten von den Alten als besonders in der Behandlung von Metall geschickt bezeichnet worden waren, so schrieb man alte Funde, die der Erde enthoben wurden und nichts Römisches an sich hatten, den Kelten zu. So waren denn auch nach Kellers Meinung die Leute, die in den Grabhügeln im Burghölzli zur ewigen Ruhe gebettet worden waren, Kelten gewesen, und Troyon hielt die Burgundionengräber von Belair bei Cheseaux für keltische. Ferdinand Keller hat 1846 seine Publikation über die heidnischen Gräber, unter denen, wie im Burghölzli, vorrömische und alamannisch-burgundische zu verstehen sind, mit dem Titel: «Helvetische Heiden-

[1]) A. Jahn. Der Kt. Bern, deutschen Teils, antiquarisch-topographisch beschrieben. Bern 1850.

gräber und Todtenhügel» eingeleitet. Die Bronzezeit-Ansiedlung am Ebersberg wurde als keltisch bezeichnet, die vorrömischen Wallbauten als «keltische Vesten» in die Litteratur eingeführt, und selbst der erste Pfahlbaubericht vom Jahre 1854 ist betitelt: Keltische Pfahlbauten.

Die Keltenfrage bewegte nicht etwa bloss die Archäologen der Schweiz, sie wurde auch in Deutschland mit grossem Eifer besprochen, besonders aber in Frankreich. Als dann später in Deutschland die Slavenfrage auftauchte, und man Spuren dieser Slaven bis zur Elbe nachwies, da konnte ein deutscher Forscher mit Recht fragen, wo es denn eigentlich noch Platz habe für die Germanen, die denn doch in der alten Geschichte einen so ehrenvollen Platz einnehmen, dass sie nicht wohl als quantité négligeable betrachtet werden können.

Der Streit wegen der Kelten und ihrer Wohnsitze wurde mit grosser Heftigkeit geführt und konnte kein Ende finden, bis man endlich begriff, dass die Urgeschichte sich nach der Natur ihres Materials, wenigstens vorläufig, gar nicht mit den Fragen nach der ethnologischen Zugehörigkeit der von ihr erforschten Kulturen befassen kann, sondern nur mit diesen Kulturen selbst. Die Geschichte ist es, die von Völkern spricht, die Prähistorie behandelt nur Kulturen und kümmert sich nicht um die Träger derselben.

Es war also ein müssiger Streit gewesen, aber er hatte das Gute gehabt, dass von allen Seiten Beweismittel zusammengebracht worden waren, und dass das Interesse an urgeschichtlichen Funden sich allmählich vergrösserte. Man hatte z. B. einsehen gelernt, dass es einmal eine Zeit gegeben, wo das Metall in Europa unbekannt war, und die Leute den Stein als wichtigstes Nutzmaterial gebrauchten.

In den dreissiger Jahren des zu Ende gehenden Jahrhunderts hatten nordische Forscher die Theorie aufgestellt, dass auf die Steinzeit eine Periode gefolgt sei, wo die Bronze, eine Mischung von Kupfer und Zinn, hauptsächlich benutzt wurde. Damals sei das Eisen noch unbekannt gewesen. In der sogenannten Bronzeperiode bestanden die Schmucksachen, Waffen und Geräte zum grössten Teil aus Bronze «und nicht war dunkeles Eisen». Erst später kam Eisen in Gebrauch; es begann die Eisenzeit, die in der Schweiz abschloss mit dem Untergange der keltischen Helvetier und dem Eindringen der Römer.

Nach dem Gesagten würden sich in unserem Lande die Perioden der Urgeschichte also in der Weise folgen, dass zuerst eine Steinzeit anzunehmen wäre. Auf die Steinzeit folgte die Bronzeperiode und hierauf die Eisenzeit.

Dieses Dreiperiodensystem, wie es genannt wurde, erregte nun besonders wieder die deutschen Gemüter, und heiss wogte der Streit noch in den sechsziger Jahren unseres Jahrhunderts, da Hostmann und L. Lindenschmit gegen dasselbe eiferten. Zwar gaben auch sie zu, dass es eine metalllose Zeit gegeben habe, aber die Bronzezeit anerkannten sie nicht. Im Laufe der Zeit haben aber die Funde zu Gunsten der Ansicht der nordischen Forscher entschieden.

In der Schweiz wurde die Frage nach der Bronzeperiode recht eigentlich in Fluss gebracht durch die Entdeckung der Pfahlbauten.

2. Die Pfahlbauten der Schweiz.

Es war im Anfang des Jahres 1854, als Lehrer Joh. Aeppli in Obermeilen den ersten Pfahlbau entdeckte und seinen Fund der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich mitteilte. Der Präsident derselben, eben Dr. F. Keller, begann nun, überall nach solchen Seebauten zu forschen und konnte noch im Jahr der Entdeckung einen ersten Bericht darüber publiziren. Vier Jahre später folgte der zweite Pfahlbaubericht, 1860 der dritte, 1861 der vierte und 1863 der fünfte etc. Die Zahl der Keller'schen Berichte ist auf acht gestiegen, und seither ist ein neunter gefolgt. Ein reichhaltiges und wohlstudirtes Material liegt also da vor dem Forscher.

Wer die Funde aus den ca. 200 Pfahlbaustationen der Schweizerseen übersieht, erkennt leicht, dass diese Ansiedlungen in zwei Hauptgruppen zerfallen. Die Funde aus den einen enthalten hauptsächlich Objekte aus Stein, Knochen, Horn, Holz und Ton, während in der andern zahlreiche Gegenstände aus Bronze erscheinen. Die einen Pfahlbauten gehören der Steinzeit an, die anderen, entwickelteren, jüngeren, der Bronzeperiode. Alle Pfahlbauforscher sind zu der Ansicht gekommen, dass in der Schweiz eine Bronzeperiode tatsächlich existirt hat und zwischen Stein- und Eisenzeit eingeschoben werden muss.

Die Entdeckung der Pfahlbauten mit ihren reichen Schätzen machte die archäologische Forschung in der Schweiz eine Zeit lang ganz populär. Gelehrte und Laien beuteten die zahlreichen Stationen mit wahrem Feuereifer aus. In der Ostschweiz waren Keller, Messikommer, B. Schenk, Leiner etc. tätig, an den Seen von Murten, Neuenburg und Biel arbeiteten Desor, Grangier, Schwab, Gross, E. v. Fellenberg, E. v. Jenner u. a. m., und den Genfersee durchforschten Troyon, Morlot, die beiden Forel, Gosse u. s. w. Sammlungen entstanden, Museen füllten sich, und an manchen Orten liegt ein geradezu bezaubernder Reichtum an Funden vor dem Beschauer.

Selbst ganz kleine Seen bargen archäologische Schätze, wie die Torfmoore von Heimenlachen und Niederwil, beide im Kanton Thurgau. In dem kleinen Wauwilersee entdeckte Oberst Suter einen dem Niederwiler gleichenden Packwerkbau. Der Burgäschi- und der Inkwilersee ergaben Pfahlbaufunde der Steinzeit, und in dem kleinen See von Moosseedorf holte sich der eifrige Dr. Uhlmann seine «steinernen» Schätze, die er mit grosser Sorgfalt und Ausdauer ordnete und untersuchte. Im Lac de Luyssel bei Bex kamen in den Resten des Pfahlbaues zwei prächtige Schwerter zum Vorschein.

Die Fülle von Resten der Urzeit, wie sie die Pfahlbauten boten, war so bedeutend, dass das Studium mit dem Auffinden derselben nicht gleichen Schritt zu halten vermochte. Noch heute ist das Material nicht in vollem Umfange erforscht, wenn auch beachtenswerte Anfänge solcher Arbeiten bereits vorliegen. So hat z. B. Professor Oswald Heer schon in den sechsziger Jahren den pflanzlichen Resten in den Pfahlbaufunden seine Aufmerksamkeit zugewendet, und fast gleichzeitig hat L. Rütimeyer seine epochemachenden Studien über die Tierwelt der Pfahlbauzeit begonnen. Jüngere Forscher

haben später diese Arbeiten weiter geführt, und auch die Technik der Steinbearbeitung, der Darstellung der Bronze-Objekte, die Keramik und die Webereitechnik sind teils von Keller selbst, teils von seinen Mitarbeitern und Nachfolgern besprochen worden.

Aber noch viele wichtige und schwierige Probleme sind ungelöst. So ist z. B. die Frage nach der Ursache des Wohnens über Pfählen eine derjenigen, bei welchen die Antworten weit auseinander gehen. Ich werde an anderer Stelle versuchen, eine definitive Lösung zu geben; hier handelt es sich nun aber um die Aufzählung der am meisten charakteristischen Eigentümlichkeiten des urgeschichtlichen Phänomens der Pfahlbauten.

Jede in der Schweiz entdeckte Pfahlbaute bestand aus kleinen Gruppen von Holzhütten, die nahe am Ufer in den See gebaut worden waren. Ein Steg verband die Ansiedlung mit dem Lande. Leicht mochte es vorkommen, dass die Holzbauten Feuer fingen und zerstört wurden. Man hat in der Tat an einigen Stellen, z. B. in Steckborn am Bodensee und in Robenhausen am Pfäffikersee zwei und drei sogenannte Kulturschichten übereinander gefunden, ein Zeichen, dass an derselben Stelle auf dem Schutte der verbrannten Ansiedlung neue Pfahlbauten errichtet wurden.

Was die Konstruktion derselben angeht, so war sie nicht überall dieselbe. Gewöhnlich wurden Reihen von Pfählen in den weichen Seeboden gerammt, die Köpfe der Pfähle mit Balken verbunden und darüber Querhölzer gelegt. So entstand eine Plattform, ein Rost, über den dann erst die Hütten sich erhoben. Diesen Rostpfahlbauten stehen die sogen. Packwerkbauten gegenüber, die aus übereinander gelegten Flossen gebildet wurden. Die letztere Art ist selten.

Auf den Pfahlbauten lebten Leute, die Viehzucht und Ackerbau trieben. Sie wussten aus Getreide Brot zu backen, aus Flachs Gespinnste, Geflechte, Gewebe und Stickereien zu erstellen, aus Ton Gefässe zu formen etc. Sie gingen auch etwa auf die Jagd, und dass es nicht immer ganz friedlich zuging in jenen Zeiten, kann man sich denken und wird durch die Waffen bewiesen. Die Zahl der Waffen ist indessen klein gegenüber derjenigen der Schmucksachen und Geräte.

Schon in der Steinzeit besassen die Pfahlbauer Materialien, die nicht in unsern Gegenden gefunden werden. Ich denke hier speziell an die halbedlen Gesteine des Nefrit, Jadeit und Chloromelanit, über deren Herkunft noch nichts Gewisses bekannt ist. Als Haustiere erscheinen in den Steinzeitstationen Hund, Rind, Schwein, Schaf, Ziege, und in der Bronzezeit kam das Pferd dazu. An Getreide besassen die Pfahlbauer schon in der Steinzeit zwei Arten Gerste, drei Sorten Weizen, Hirse und Fennich. Roggen wurde erst später bekannt.

Ein gewaltiger Kultur-Fortschritt begann mit dem Bekanntwerden der Bronze. Man erhielt bessere Waffen und Geräte, die Schmucksachen wurden sehr häufig. Die neue Technik der Bronze-Bearbeitung hatte grössere Arbeitsteilung im Gefolge; neue Ornamente kamen auf. Der Verkehr mit fremden Völkern wird intensiver. Der Handel bringt nicht bloss Bronze oder deren Bestandteile aus Süden, sondern auch Bernstein aus dem Norden. Das Glas erscheint und das Gold wird benutzt.

Als man in den Schweizerseen nach Pfahlbauten suchte, glaubte man nahe der Stelle, wo die Thielle den Neuenburgersee verlässt, in La Tène, ein eisenzeitliches Seedörfchen entdeckt zu haben. Die Funde (vgl. Taf. VI) daselbst bestanden in eigentümlichen Sicherheitsnadeln, zahlreichen Bronzen und Eisenschwertern, in Eisengeräten verschiedener Art, in Schmuck und besonders auch in Münzen. In den andern Pfahlbauten hatte man nie dergleichen Sachen gefunden, wenigstens nicht in den eigentlichen Kulturschichten. Die Waffen aus La Tène bestanden nicht bloss aus anderem Material, als diejenigen in den Bronze-Pfahlbauten, sie zeigten auch eine neue Technik, Form und Ornamentik. Sie glichen den Funden aus der Tiefenau bei Bern, wo man ein helvetisches Schlachtfeld entdeckt haben wollte. Die Fibeln von La Tène waren ebenfalls ganz verschieden von denjenigen in Pfahlbauten, dagegen glichen sie solchen aus relativ jungen Gräbern in Frankreich, die man mit einiger Sicherheit den Kelten zuschrieb. Die Münzen von La Tène waren gallische Münzen. Keine Ähnlichkeit mit Pfahlbaufunden, wohl aber fast völlige Gleichheit mit gallischen und helvetischen Objekten der letzten Zeit vor Christi Geburt, d. h. der Zeit unmittelbar vor der römischen Occupation. In der Tat erkannten denn auch die besten Kenner[1]) von La Tène, dass man es da mit keinem eigentlichen Pfahlbau zu tun habe, sondern mit einem Fort, oder sagen wir allgemeiner, mit einer aus dem Schlusse der Eisenzeit stammenden Ansiedlung, die auf einer Kiesinsel am Ende des Neuenburgersees errichtet worden war.

Haben alle Bewohner der Schweiz in vorrömischer Zeit über dem Wasser gelebt, oder gab es schon damals auch Ansiedlungen auf dem festen Lande? Landansiedlungen, Werkstätten u. dgl. konnten weniger leicht konstatirt werden, denn es war keine Möglichkeit gegeben, dass die im Lauf der Zeit weggeworfenen oder verloren gegangenen Objekte aufbewahrt und der Nachwelt überliefert worden wären, wie es mit den Dingen, die vom Pfahlbau aus in den schützenden und konservirenden Seeschlamm fielen, der Fall war.

Man hat indessen auf dem Ebersberg am Irchel Reste einer Ansiedlung entdeckt, die in der Bronzezeit existirte, und in Siggingen (Aargau) sind Spuren einer steinzeitlichen Ansiedlung zum Vorschein gekommen. In Rümlang (Zürich) fand man eine Töpferwerkstätte aus dem Ende der Steinzeit, in Echallens, Kerzers, Wülflingen wurden Bronzegiessereien und Werkstätten entdeckt. Ganz besonders wichtig aber sind die schon von Keller beobachteten sog. Refugien, d. h. mit Wall und Graben geschützte Plätze, die nicht etwa von mittelalterlichen Burgen herrühren, sondern weit älter sind. In der Heidenburg bei Seegräben (Zürich) fand man z. B. Objekte der verschiedenen vorrömischen Kulturperioden, und der Himmerich bei Robenhausen scheint bis in die Steinzeit hinunter zu reichen.

Die Wallbauten dürften sich bei genauerer Untersuchung als befestigte Ansiedlungen urgeschichtlicher Zeit entpuppen; das Studium derselben ist eine Aufgabe für die Zukunft.

---

[1]) Vgl. E. Vouga, Les Helvètes à la Tène.
» V. Gross, La Tène, un oppidum helvète.

3. Die Gräberfunde.

Wir haben schon oben gesehen, dass Keller die Gräber im Burghölzli bei Zürich den Kelten zuschrieb, und ebenso diejenigen auf der Forch. Am erstern Ort aber befanden sich, wie wir heute mit aller Sicherheit sagen können, Gräber der ersten Eisenzeit, der sog. Hallstattperiode, neben solchen von Alamannen. Die Funde auf der Forch sind rein alamannisch. Wenn Troyon in seiner Beschreibung des Gräberfeldes von Belair dasselbe in die keltische Zeit setzte, so war er in demselben Irrtum befangen, wie der zürcherische Forscher. Noch in der Gräber-Publikation von 1846 war es Keller unmöglich, die einzelnen Funde chronologisch heimzuweisen, obwohl er fühlte, dass sie nicht gleichen Alters seien. Die Entdeckung der Pfahlbauten drängte natürlich die Untersuchung der alten Gräber zurück, und aus dem Ausland drang dann später die richtige Erkenntnis zu uns, besonders aus Oesterreich, wo die Untersuchung des reichen Grabfeldes von Hallstatt ein ungeahntes Licht auf die beginnende Eisenzeit warf.

Die Frage nach dem Alter der Pfahlbauten konnte besonders deswegen so lange nicht beantwortet werden, weil so wenig wissenschaftlich untersuchte Gräberfunde aus den früheren Kulturepochen der Schweiz bekannt wurden. Zwar waren am Genfersee von Morel-Fatio mehrere Gräber aus der Steinzeit untersucht worden, und bei Morges, Montreux und Ollon stiess man auf Bronzegräber, aber es dauerte lange, bis dergleichen Funde auch sonst in der Schweiz beobachtet wurden.

In der Höhle Dachsenbühl bei Herblingen (Schaffhausen) fand v. Mandach ebenfalls steinzeitliche Gräber. Bei Auvernier wurde ein aus Steinkammern bestehendes Massengrab aus dem Beginn der Bronzeperiode untersucht. Schon in den sechsziger Jahren ergab sich, dass auch einige Grabhügel bis in die Bronze- und Steinzeit zurückreichen. Dem Ende der Steinzeit gehören beispielsweise die Grabhügel von Schöfflisdorf an, der Bronzeperiode diejenigen von Weiach und Gossau (Zürich).

Die Grabhügel sind in der schweizerischen Hochebene erst während der ersten Eisenzeit recht allgemein geworden, in den südlichen Teilen der Schweiz scheinen sie ganz zu fehlen. Da finden sich in allen vorhistorischen Epochen Flachgräber, in denen Leichenbrand und Bestattung miteinander wechseln. Was die Gräber der zweiten Eisenzeit oder La Tène-Periode anbetrifft, so befinden sie sich auch im schweizerischen Mittellande nicht mehr unter Hügeln, sondern es sind ausnahmslos Flachgräber mit Skeletten, wie die Funde aus Luvis (Bünden), Horgen, Mandach, Bern, Champagny (= Gempenach), Conthey, Leukerbad etc. zeigen.

---

4. Der Diluvialmensch.

Noch eine andere wichtige Frage tauchte auf, bevor Keller seine Forschertätigkeit abschloss: Die Frage nach dem Diluvialmenschen. Seit es Boucher de Perthes in

Frankreich gelungen war, den Nachweis zu leisten, dass der Mensch schon zur Zeit des Diluviums gelebt habe, hatte man die Untersuchung der Höhlen, die schon früher begonnen worden war, mit neuem Eifer aufgenommen. Besonders in Südfrankreich folgten sich neue Entdeckungen rasch. 1867 fand man nur wenige Minuten von der Schweizergrenze bei Veyrier, am Mont Salève, ebenfalls eine Höhle, welche neben Resten von zum Teil ausgestorbenen und ausgewanderten Tieren auch rohe Geräte von Feuerstein und Horn enthielt, die offenbar von Menschen angefertigt worden waren. Als dann sechs Jahre später im Kesslerloch bei Thaingen (Kanton Schaffhausen) ein ergiebiger Fundort von Resten des «Menschen der Eiszeit» bekannt wurde, da war man auch bei uns vor die Frage nach dem Diluvialmenschen gestellt. Fast gleichzeitig mit derjenigen von Thaingen wurde eine Höhle im Freudental bei Schaffhausen untersucht; später folgten analoge Funde in Liesberg, Grellingen und Büsserach, und endlich 1891 die Entdeckung der Rentierstation Schweizersbild nördlich von Schaffhausen, wo neben den Überbleibseln des Troglodytenaufenthaltes auch neolithische Gräber zum Vorschein kamen.

Alle diese Höhlen befanden sich im Kalkstein. In allen fand man sehr primitive Geräte, Waffen und sogar Schmucksachen, die hauptsächlich aus Feuerstein, Rentierhorn und Knochen bestanden. Neben diesen unzweifelhaften Zeugen menschlicher Arbeit aber kamen Knochen vor von Tieren, die entweder ganz ausgestorben sind, wie Mammut, Höhlenbär, Urstier, oder sich in andere Gegenden gezogen haben, wie Ren, Elen, Eisfuchs, Gemse, Murmeltier und Alpenhase. Man hat aber z. B. in Thaingen auch künstlerische Arbeiten gefunden, und zwar Gravüren in polirtes Rentierhorn und eigentliche Schnitzereien.

Wäre es denkbar, so fragte man sich, dass Leute, die nicht verstanden, Hütten zu bauen, die keine Haustiere besassen und nichts vom Ackerbau wussten, Leute, die weder aus Ton Gefässe formten, noch Geflechte und Gewebe herzustellen verstanden, dass solche Leute mit spitzen Feuersteinen kunstreiche Tierzeichnungen in Rentierknochen eingravirt hätten? Als nun gar noch wirkliche Fälschungen entdeckt wurden, da schien es, als ob man zwar nicht den Diluvialmenschen an sich, aber doch seine künstlerischen Leistungen ins Reich der Fabeleien verweisen wolle. Vergebens behauptete der Entdecker der Kesslerlochfunde, Reallehrer Merk, sich für die Echtheit einer Reihe unter seinen Augen gefundener Zeichnungen verbürgen zu können; vergebens erklärte Professor A. Heim, der das berühmte «weidende Rentier» mit eigener Hand aus unverletzter Schicht herausgezogen hatte, mit seiner Mannesehre für den Fund einstehen zu wollen! Alle diese Kunstleistungen seien Werke gewissenloser Fälscher, so hiess es. Der Streit wurde recht persönlich, und es gestaltete sich beispielsweise die Sitzung der deutschen Anthropologen-Gesellschaft in Konstanz, 1877, wo die Thaingerfunde zur Besprechung gelangten, zu einer wahren Gerichtssitzung. Auch diese Frage ist jetzt entschieden, und wir wissen, dass die Diluvialmenschen unserer Gegenden, gleich manchen primitiven Völkerschaften unserer Tage, sich in der Kunst der Darstellung von Tieren geradezu auszeichneten.

Der zweite Abschnitt in der Geschichte der urgeschichtlichen Forschung in der Schweiz schloss mit der Erkenntnis, dass der Mensch seit dem Schlusse der Eiszeit den

Boden unseres Landes in seinem Besitze hat. Die Hauptperioden der Vergangenheit waren somit alle als solche erkannt.

Der erste Abschnitt der Urgeschichte des Schweizerlandes muss mit der Darstellung des Diluvialmenschen und seiner Kultur beginnen; darauf folgt die Zeit der ältern Pfahlbauten, d. h. die jüngere Steinzeit, dann die Bronzeperiode, hierauf die Eisenzeit. Die nun einsetzende Epoche der römischen Herrschaft wird schon von einigen Streiflichtern der geschichtlichen Perioden beleuchtet. Ihr folgt die Zeit der Völkerwanderung, an die sich die eigentlich historische Periode schliesst, wo das Licht der Urkunden die Pfade des Geschichtsforschers erhellt.

C. Die prähistorische Forschung der Zukunft.

Was ist die Aufgabe derjenigen Epoche prähistorischer Forschung in der Schweiz, in der wir selbst leben und die mit dem Tode Kellers und seiner Mitarbeiter begonnen hat? Zunächst wird es sich darum handeln, die ältern Beschreibungen, Notizen, Pläne und Zeichnungen von Funden und Fundorten in möglichster Vollständigkeit zu sammeln, um durch eine Statistik der Funde und mit Hülfe von archäologischen Karten das bisher Erreichte fixiren zu können, eine Aufgabe, die schon Keller u. a. begonnen haben. Sodann wird man durch topographische, geometrische und künstlerische Aufnahmen die wichtigen Fundorte und Denkmäler auszeichnen, z. B. Pfahlbaustellen, Grabhügelfelder, Steindenkmale, römische Bauten etc. Die Sammlung von Ortsnamen kann auf neue Funde leiten. Es sei hier an Namen erinnert, wie Steinmürli, Chaibehölzli, Chogebach, Galgenbuck, Via d'Etraz und verwandte.

Eine Aufgabe, die bis jetzt kaum ernstlich in Angriff genommen wurde, ist die Aufsuchung der alten Strassenzüge, vorab der römischen.

Dass man auch in Zukunft fortfahren wird, die Funde, die der Zufall bringt, zu sammeln, ist selbstverständlich. Bei Tiefgrabungen, Kanal- und Eisenbahnbauten, in Kiesgruben, Torfmooren etc. dürften noch reiche Schätze zu finden sein.

Ganz besonders wichtig aber ist es, dass wissenschaftliche Untersuchungen nach den vervollkommneten Methoden der Gegenwart unternommen werden. Ich denke hier an genaue Untersuchungen von Höhlen, Pfahlbauten, Grabfeldern, Erdwällen (sog. Refugien), römischen Ansiedlungen, Kastellen u. s. w.

Bisher war man meist wohl zufrieden, wenn durch Ausgrabungen recht viele Fundobjekte gewonnen wurden, wenn also eine beträchtliche Vermehrung der Sammlungen erfolgte. Daher wühlte man in Pfahlbaustellen und römischen Ansiedlungen, wo man eben hoffte, am meisten zu finden; man grub Löcher in Grabhügel oder begnügte sich mit einem Stollen, der die Hügel zerschnitt, kurz, man suchte möglichst rasch das eingelegte Grab zu erreichen.

Die Lage der einzelnen Objekte kam erst in zweiter Linie in Betracht; einen geometrischen Plan, bestehend in Grund- und Aufriss, aufzunehmen, daran dachte die

Mehrzahl der Untersucher nicht. Hätte man die Forderung aufgestellt, es müsse mit Plänen, Ansichten, Photographieen etc. das ganze Untersuchungsgebiet so aufgenommen werden, *dass man dasselbe eventuell rekonstruiren könnte*, so wäre man wohl ausgelacht worden. Und doch kann nur bei strenger Beobachtung dieser Forderung von einer genauen Untersuchung die Rede sein. Welcher Pfahlbauforscher wäre im Stande, von jedem Gegenstand seiner Sammlung zu sagen, wie und wo er gelegen; welcher könnte einen geometrischen Plan einer von ihm untersuchten Fundstätte vorlegen?

Auch bei Gräberfeldern ist es nicht genügend, die Sache in Angriff zu nehmen und nachher die Arbeiter machen zu lassen! Wenn ein wissenschaftlicher Nutzen resultiren soll, so muss nicht bloss ein Plan aufgenommen, sondern auch jeder Fundgegenstand in seiner Lage genau fixirt werden, und der Untersuchende hat in seinen Tagebüchern jede Einzelheit zu notiren und zu skizziren.

Es dürfte überflüssig sein, hier weiter ins Detail zu gehen, aber auf *einen* Punkt müssen wir noch besonders eintreten, denn er involvirt eine Hauptaufgabe der zukünftigen Forschung: Wir besitzen bis jetzt nur wenige Publikationen, die unsern Anforderungen an solche entsprechen. Es fehlen häufig genaue Fundprotokolle; es wird zu wenig Vergleichsmaterial herbeigezogen; selten arbeiten Vertreter mehrerer Wissenschaften zusammen, und doch kann der Archäologe nicht auch Zoologe, Botaniker, Ethnologe, Techniker etc. sein. Eine mustergültige Publikation muss genaue Beschreibungen des Fundortes und der Einzel-Objekte enthalten und mit guten Abbildungen versehen sein; Pläne und Karten dürfen nicht fehlen, und ebenso wenig sprachliche, historische, technische und ethnologische Notizen und Vergleiche.

Die zunächst wichtigste Aufgabe der urgeschichtlichen Forschung aber wird es sein, die Studien über ihr Gebiet zu vertiefen. Wir haben beispielsweise gesehen, dass schon früher die Hauptperioden der Vergangenheit erkannt worden sind. Es handelt sich jetzt darum, die Unterabschnitte dieser Periode zu erkennen und zu fixiren, die Frage der Chronologie zu studiren, und sodann ein der Wirklichkeit möglichst entsprechendes Bild der ganzen Kultur-Entwicklung von den fernsten Zeiten der Vergangenheit bis zu den Tagen zu geben, da die urkundliche Geschichte als Führerin sich anbietet.

* * *

Seit dem Tode F. Kellers ist erst eine kurze Spanne Zeit verstrichen. Die prähistorische Forschung ist nicht stille gestanden, sondern sie hat besonders in den grossen Kulturstaaten der alten und neuen Welt eine immer grössere Berücksichtigung gefunden und ungeahnte Erfolge erzielt. Auch in der Schweiz sind in den letzten 15 Jahren zahlreiche neue Funde der Erde enthoben worden und einige gute Publikationen erschienen. Das schweizerische Landesmuseum wurde gegründet. Es wird, wie wir hoffen, die Traditionen aus der Zeit Kellers eifrig pflegen, und wir dürfen wohl erwarten, dass die Schweiz sich mitbeteilige an dem idealen Wettkampf der Kulturstaaten, der den Zweck hat, Licht in die Vergangenheit unseres Geschlechts zu bringen.

II.

Relative und absolute Chronologie in der Urgeschichte.

Die ältesten Spuren des Menschen in der Schweiz müssen wir in Höhlen suchen. Zwar hat man geglaubt, in den sog. Wetzikonstäben Zeugnisse zu besitzen, welche die Anwesenheit unseres Geschlechts auf Schweizerboden in der Periode zwischen der 2. und 3. Eiszeit bewiesen. Aber diese Stäbe aus den Schieferkohlen von Wetzikon sind nicht von Menschenhand bearbeitet, wie überzeugend nachgewiesen worden ist[1]).

Während der ganzen Dauer der Eiszeit scheint der Mensch sich von der heutigen Schweiz ferngehalten zu haben, und erst, als die Gletscher sich definitiv zurückgezogen, nahm er Besitz von unserm Lande.

Wenn die ältesten Beweise von der Existenz des Menschen in der Schweiz bis in die postglaciale Zeit zurückgehen, so will das nicht etwa sagen, unsere Gegenden seien seither immer bewohnt gewesen. Wir haben schon im vorigen Kapitel gesehen, dass die älteste Periode der Besiedlung Europas als Steinzeit bezeichnet wird. Aber diese Steinzeit zerfällt bei uns in zwei scharf getrennte Abschnitte. Die ältere oder paläolithische Steinzeit begreift die Hinterlassenschaft des Diluvialmenschen in sich. Damals herrschte ein anderes Klima, als jetzt; andere Tier- und Pflanzenformen charakterisirten die Natur, als es gegenwärtig der Fall ist. Die ältere Steinzeit liegt also sehr weit hinter uns; seither erfolgte eine totale Änderung in Klima, Flora und Fauna.

Diese Änderung hatte sich schon vollzogen, als die jüngere oder neolithische Steinzeit hereinbrach. In dieser letztern Epoche finden wir fast dieselben Tiere, wie heute, dasselbe Klima wie gegenwärtig. Aber auch der Mensch der neolithischen Periode war ein anderer, als derjenige der älteren Steinzeit. Der Paläolithiker wohnte in Höhlen und lebte vom Ertrag der Jagd; der Neolithiker dagegen baute sich seine Hütte, hatte zahme Tiere und war Ackerbauer.

Es ist also, wenigstens vorläufig noch, ein Hiatus zwischen der älteren oder paläolithischen und der jüngeren oder neolithischen Steinzeit, und zwar nicht bloss in kultureller Beziehung, wie er sich etwa durch Einwanderung eines neuen, auf höherer Kulturstufe stehenden Volkes hätte ergeben können, sondern auch in klimatischer, faunistischer und floristischer Beziehung.

Seit der jüngeren Steinzeit ist die Schweiz ununterbrochen bewohnt worden. In jeder Epoche lassen sich Bindeglieder sowohl mit der vorausgehenden, als mit der nachfolgenden auffinden, und es ergiebt sich nirgends eine grössere Lücke, als beispielsweise das rasche Auslöschen der helvetischen Kultur beim Eindringen der Römer erzeugt hat.

---

[1]) Vgl. Prof. Dr. C. Schröter: Die Wetzikonstäbe.

Der Zeitraum, den die urgeschichtliche Forschung in der Schweiz umspannt, ist also begrenzt einerseits durch die Eiszeit, andererseits durch die Karolingerperiode, wo Urkunden in grösserer Zahl auftreten. Was die Epoche der römischen Herrschaft und die Völkerwanderungszeit betrifft, so sind sie zeitlich bestimmt und bilden den Übergang zwischen den eigentlich prähistorischen Perioden und der geschichtlichen Zeit. Man hat sie deshalb auch etwa als protohistorische Epochen bezeichnet.

Die Chronologie der protohistorischen Epochen der Schweiz ist im Grossen und Ganzen bekannt; dagegen fehlen absolute Zeitangaben in den eigentlich prähistorischen Perioden. Es entsteht daher die Frage, ob und wie in diesen eine absolute Zeitbestimmung eingeführt werden könne.

Die geschichtliche Zeit beginnt in den verschiedenen Kulturländern durchaus nicht gleichzeitig. In den Ebenen Mesopotamiens und am Nil lebten schon vor mehreren Jahrtausenden Völker, die eine hohe Kultur besassen, während rings um sie her Barbaren wohnten. Griechenland und Italien hoben sich lange vor Mitteleuropa aus dem unzivilisirten Zustand heraus. Wenn es nun gelänge, z. B. in prähistorischen Gräbern der Schweiz Gegenstände zu finden, welche aus dem Süden, etwa aus Griechenland, stammten und zeitlich bestimmt werden könnten, so wären Anhaltspunkte für eine prähistorische Chronologie unseres Landes gegeben. Auch indirekt liesse sich vielleicht eine solche erkennen. Nehmen wir an, wir würden in den schweizerischen Pfahlbauten Handelsobjekte finden, die aus Italien stammten, die Fundplätze in diesem letzteren Lande aber wären ihrerseits durch griechische Funde zeitlich bestimmt, so würde dadurch auch ein Lichtstrahl auf die Urzeit der Schweiz fallen.

Derartige Funde sind nun in der Tat bekannt, wie besonders Montelius nachgewiesen hat[1]). Ich will einen besonders interessanten Fall herausgreifen und nehme dazu die Funde von Fibeln (Sicherheitsnadeln), die sich für chronologische Bestimmungen deswegen besonders gut eignen, weil sie als Modeartikel rasch wechseln, also «kurzlebige Formen» sind.

In der Schweiz kommt nun in Pfahlbauten, z. B. in Wollishofen-Zürich, eine einfache Bronze-Fibel mit halbkreisförmigem Bügel vor. Diese Sicherheitsnadel (Tafel II, 9) ist in unseren Funden so vereinzelt, dass sie nicht aus der Schweiz stammen kann; sie kam wohl, wie viele andere alte Bronze-Objekte, aus Italien, wo sie häufig ist. Montelius nimmt sie für seine Periode IV a der Bronzezeit in Beschlag und hat diese Periode ihrem Alter nach ins 14. vorchristliche Jahrhundert gesetzt.

Nun hat sich die halbkreisförmige Fibel aus der violinbogenförmigen entwickelt, aus der sog. Peschiera-Fibel Italiens (Taf. II, 7 und 8). Die halbkreisförmige, wie die Peschiera-Fibel fand man aber auch in Griechenland, wo sie so wenig entstanden sein können, als in der Schweiz. In dem goldreichen Mykenae entdeckte man im Schutte ausserhalb der Burg eine Bronze-Fibel von italischer Form mit halbkreisförmigem Bügel, und in den kleinen, viereckigen Grabkammern in Mykenae lagen einige ältere Fibeln von der Form derjenigen von Peschiera. Man hat nun an Hand

[1]) Vgl. Archiv für Anthropol. XXI (1892) und Montelius, la civilisation primitive en Italie, Bd. I (1895).

ägyptischer Importartikel in Griechenland nachweisen können, dass diese Gräber gleichzeitig waren mit dem ägyptischen König Amenophis III., der im 15. Jahrhundert vor Christo lebte. Die Peschiera-Fibel stammt also aus dieser Zeit, und die halbkreisförmige Fibel von Wollishofen-Zürich mag dem 14. Jahrhundert angehören. Also muss in der Schweiz schon damals Bronze bekannt gewesen sein.

Wir wollen noch einen zweiten Fall besprechen! An Stelle des heutigen Bologna stand vor dem Einbruch der Kelten um 400 v. Chr. die Stadt Felsina. Die Gräber der Felsinäer sind in der Certosa bei Bologna gefunden und genau untersucht worden. In den jüngsten dieser Gräber kommt unter anderm eine Fibelform vor, die ganz charakteristisch ist. Es ist eine Bügelfibula mit aufgerichtetem Fuss (Tafel V, 5). Man nennt sie nach ihrem Fundorte Certosa-Fibel. Die Certosafibeln datiren also aus dem 5. vorchristlichen Jahrhundert. Sie finden sich in etruskischen Gräbern, welche bemalte griechische Vasen enthalten, die man nach den Vasenmalern zum Teil ebenfalls datiren kann.

Als um 400 die keltischen Boier Felsina zerstört hatten, legten sie Bononia, das heutige Bologna, an. Die ältesten keltischen Gräber von Bologna liegen ebenfalls in der Certosa, nur durch einen kleinen Zwischenraum von den etruskischen Gräbern getrennt. Sie enthalten ebenfalls Fibeln, darunter eine Form, die sich von der Certosa-Fibel nur durch die Art und Weise unterscheidet, wie die Spirale am Ende des Bügels verläuft. Aus dieser keltischen Fibel (Tafel VI, 1) entwickelte sich die La Tène-Fibel; sie repräsentirt deren früheste Entwicklungsform.

Da nun in der Schweiz sowohl die Certosa-, als die früheste La Tène-Fibel vorkommt, und die erstere die Grenze zwischen erster und zweiter Eisenzeit markirt, so können wir sagen: Die Hallstattperiode oder I. Eisenzeit dauerte in der Schweiz bis etwa 400 v. Chr., die La Tène-Periode von 400—50 vor unserer Zeitrechnung. Es ist übrigens, wie wir später sehen werden, das Studium der Fibeln nicht etwa das einzige Mittel zur Aufstellung der chronologischen Fixpunkte, sondern an andern Fundstücken lassen sich ähnliche Deduktionen machen. Wenn wir in Folgendem die relative und absolute Chronologie der Schweiz zu bestimmen versuchen, so sind wir uns wohl bewusst, dass die Zahl der genau und systematisch durchgeführten archäologischen Untersuchungen in unserm Lande allzu gering ist, um sichere Schlüsse zu erlauben. Wir betrachten daher unsere Aufstellung nur als eine provisorische und hoffen, dass sie besonders durch genaue Gräberuntersuchungen recht bald berichtigt und ergänzt werde. Vorläufig aber dürfte auch dieser erste Versuch einer umfassenden prähistorischen Chronologie der Schweiz Manchem willkommen sein.

A. Allgemeine Übersicht über die Urgeschichte der Schweiz.

Wenn man die wichtigsten Fundgruppen, die wir im ersten Kapitel betrachtet haben, chronologisch zusammenfasst, so ergibt sich etwa folgendes Schema:

1. Die Zeit des Diluvialmenschen.

(Ältere oder paläolithische Steinzeit.)

Nordisch-alpines Klima mit entsprechender Fauna und Flora. Ausgestorbene Tiere: Mammut (Elephas primigenius), Rhinoceros (tychorhinus) und Höhlenbär (Ursus spelaeus).

Nach Norden gewandert: Ren (Cervus tarandus), Elen, Fielfras und Eisfuchs (Canis lagopus); in das Hochgebirge gezogen: Steinbock, Gemse, Alpenhase (Lepus variabilis). Noch heute in Mitteleuropa lebend: Edelhirsch (Cervus elaphus), Wolf, Braunbär und Singschwan (Cygnus musicus). Das Klima war ein Steppenklima, daher die zahlreichen Nagerreste.

Die Menschen wohnten in Höhlen, wie Thaingen, oder unter überhängenden Felsen, wie im Schweizersbild bei Schaffhausen. Ihre Waffen und Geräte bestanden aus Feuerstein, Holz, Horn und Knochen, der Schmuck wurde aus Zähnen, Versteinerungen, sogar Gagat oder Pechkohle bereitet. Man fand auch Zeichnungen oder Gravüren und Skulpturen aus jener Zeit.

2. Die neolithische Steinzeit.

Die Neolithiker verstanden Hütten zu bauen. Sie besassen mehrere Haustiere; sie pflegten den Acker und pflanzten mancherlei Getreide. Sie kleideten sich in gewobene Kleider und wussten aus Ton Gefässe zu formen. Ihre Geräte und Waffen bestanden noch zum grossen Teile aus Stein, aber neben Silex wurden noch viele andere Gesteine benutzt. Die Stein-Artefakte sind oft sehr sorgfältig geschliffen. Bei den Neolithikern treffen wir keine Spur mehr von jenen Künsten des Zeichnens und Schnitzens, die man bei den Höhlenbewohnern bewundert, wohl aber waren sie im Besitze einer primitiven Ornamentik.

A. Pfahlbauten. Die Mehrzahl derselben gehört der neolithischen Steinzeit an. Es waren entweder Packwerk- = Flossbauten, z. B. Wauwil, Niederwil (Thurgau), oder Rostbauten, wie Robenhausen bei Wetzikon, Mörigen, Auvernier und viele andere.

Beschäftigung der Pfahlbauer: Fischfang und Jagd, Viehzucht und Ackerbau, Handwerk und Handel.

Haustiere: Hund, Rind, Schwein, Schaf und Ziege.

Kulturpflanzen: 2 Arten Gerste, 3 Sorten Weizen, Hirse, Fennich, Flachs.

Hausgeräte: Ton-, Holz- und Hirschhorn-Gefässe verschiedener Formen, oft schön verziert. Spinn-, Flecht- und Webgeräte.

Handwerksgerät: Beile (hie und da aus halbedlem Nefrit, Jadeit und Chloromelanit), Messer, Meissel, Ahlen, Schaber, Sägen, Hammer und Amboss etc.

Waffen: Keule, Beil, Lanze, Pfeilbogen und Dolch.

Schmuck: Nadeln und Kämme, Perlen, Gehänge und Amulette.

B. Landansiedlungen und Werkstätten. Sie sind selten und schwer auffindbar. Die meisten scheinen mit Wall und Graben oder mit Palissaden geschützt gewesen zu sein (Refugien). Beispiele: Die «Heidenburg» im Aatal bei Seegräben (Zürich) und die Ansiedlung im Siggental (Aargau).

Eine Feuerstein-Werkstätte fand sich bei Moosseedorf (Bern), eine Töpferei in Rümlang.

Auch manche Einzelfunde dürften die Stellen von Landansiedlungen bezeichnen, da sich von den Holzhütten auf dem Lande nichts erhielt.

C. Gräber. Von dem Diluvialmenschen kennt man keine Gräber. Die neolithischen Gräberfunde zeigen uns Skelette mit Beigaben. Bei Pully und Lutry am Genfersee lagen die Skelete in kleinen Steinkisten von oft nur 0,5 m Länge und Breite (sekundäre Begräbnisse?), in der Höhle Dachsenbühl bei Herblingen (Schaffhausen) befanden sie sich innerhalb eines «trockenen» Mäuerchens in ausgestreckter Lage. Die neolithischen Gräber von Schweizersbild waren verschieden. Bei den einen lag das Skelet in freier Erde, bei den andern in einer Art roher Steinkiste (Hockergräber). Aus dem Ende der Steinzeit stammen die Grabhügel von Oberweningen und Schöfflisdorf, die verbrannte Leichen enthielten.

D. Welcher Zeit die *Steindenkmale*, besonders die rätselhaften Schalen- und Zeichensteine des Wallis, die von Reber untersucht wurden, angehören, ist noch nicht erklärt.

3. Die Bronzeperiode.

Das erste Metall, das bei uns bekannt wurde, war das Kupfer, und man spricht von der Kupferzeit als dem Bindeglied zwischen der neolithischen und der Bronzeperiode. Später wurde das Kupfer mit Zinn vermischt, und es entstand die Bronze (ca. 90 % Cu und 10 % Sn). Mit ihr traten Gold, Blei, Glas und Bernstein auf. Die Bronze kam wohl von Süden her in die Schweiz, auf dem alten Handelswege längs der Rhone. Vielleicht wagte sich hie und da auch ein Händler über die Alpen. Der Bernstein weist auf Verbindungen mit dem Norden hin; dasselbe tun nordische Bronze-Fundstücke aus einem Pfahlbau des Neuenburgersees.

A. Pfahlbauten. Die bedeutendsten Bronzestationen der Schweiz sind Genf, Morges — Corcelettes, Cortaillod, Estavayer, Auvernier — Vallamand, Montilier — Mörigen, Nidau — und Wollishofen-Zürich. Es erscheint in denselben ein grosser Reichtum von Schmucksachen; neue Formen von Geräten und Waffen treten auf, z. B. das Schwert. Die Ornamentik hat sich entwickelt. Die Jagdtiere sind seltener geworden, die Haustiere erscheinen in vermehrten Rassen; neu ist das Pferd. Das Ackerland wächst, und im Handwerk greift grössere Arbeitsteilung Platz.

Mit dem Bekanntwerden des Eisens verschwinden die Pfahlbauten; man wohnt nun auf festem Lande.

B. Landansiedlungen und Werkstätten. Sie sind zahlreicher als die entsprechenden Plätze der Steinzeit, und wenn erst die Refugien genauer erforscht werden, dürfte sich ihre Zahl noch vermehren. Bei Mels (St. Gallen) sind Reste bronzezeitlicher Ansiedlungen und Gräber entdeckt worden, die Station Ebersberg am Irchel, das Refugium Ütliberg bei Zürich und das Châtelard bei Bevaix reichen ebenso weit zurück.

In Tschugg, unweit des Bielersees, entdeckte man eine Kupfer-Gussstätte. Bronzegiessereien wurden, abgesehen von Pfahlbauten, wie Genf, Auvernier, Mörigen,

Zürich, nachgewiesen in Ollon, Echallens (Waadt), Kerzers (Freiburg), Veltheim und Wülflingen.

C. Dépôt- und Schatzfunde. In Hohenrain (Luzern) lagen 20 Bronzeschwerter, alle von derselben Form und Grösse, unter einem erratischen Blocke, in Salez (St. Gallen) fand man über 50 Bronzebeile des ältesten Typus (Leistenkelte) in regelmässigen Reihen. Unter ähnlichen Funden der Westschweiz seien besonders diejenigen von Ollon erwähnt.

D. Berg- und Passfunde. Auf dem Flüelapasse fand man eine prächtige Bronzelanze, bei Davos ein Bronzebeil, im Bergün eine Armspange und bei Filisur ein Gussstück und einen Hammer aus Bronze.

Bei Versam kamen Bronzebeile zum Vorschein, in Sculms fand sich ein Leistenkelt, und auf dem Übergange von Savien nach Vals fand ein Hirte 2 Bronzedolche.

Im Wallis reichen die Bronzefunde bis nach Fiesch hinauf, und bei Liddes an der Bernhardroute fand man ein Bronzeschwert und Bronzebeile. Bronzen, die bei Leukerbad und im Kandertal, z. B. bei Frutigen, zum Vorschein kamen, scheinen anzudeuten, dass die Gemmi schon in der Bronzeperiode begangen wurde.

E. Gräber. Ein merkwürdiger Unterschied zwischen dem Osten und dem Westen unseres Landes dokumentirt sich in den Grabformen der Bronzezeit. In der Westschweiz haben sich die Skeletgräber erhalten, in der Ostschweiz treffen wir Leichenbrand. Weisen diese charakteristischen Differenzen auf Stämme verschiedener Abkunft?

Kistengräber mit Skeletten: Crêt du Boiron bei Tolochenaz (Waadt), Roche bei Villeneuve, Auvernier (Massengrab) und Strättligen am Thunersee.

Skeletgräber in freier Erde: Auvernier (Kindergrab), Cornaux (Neuchâtel), Chillon (Gemeinde Veytaux), Sion mit ca. 100 Skeletgräbern, Conthey mit Gräbern, in denen durchlochte Muscheln und Schnecken als Schmuck häufig waren, Savièse.

Bronzezeitliche Grabhügel mit Leichenbrand: Hard bei Weiach, Oberholz bei Rickenbach, Altenberg bei Gossau (Zürich).

Brandgräber in freier Erde: Heiligkreuz bei Mels, Stirzental bei Egg, im Brand bei Thalheim (Zürich), Galgenrain bei Wangen a. Aare, Binningen (Basel).

4. Die Eisenzeit.

Lange Zeit war die Bronze das Metall par excellence, endlich wurde das Eisen bekannt, und fast gleichzeitig das Silber. Die ältesten Funde aus der Eisenzeit schliessen sich in Form und Ornamentik an diejenigen der Bronzeperiode an, die jüngsten dagegen stimmen mit den Funden überein, die man den gallischen Schlachtfeldern von Bibracte und Alesia (Alise St-Reine) enthoben hat, wo keltische Scharen gegen Cäsar kämpften.

Ein typischer Fundort der ältern Eisenzeit ist das in Oesterreich gelegene, schon erwähnte Gräberfeld von Hallstatt. Nach diesem Fundort wird die ältere Eisenzeit auch etwa Hallstattperiode genannt. Die jüngere Eisenzeit heisst nach der bekannten schweizerischen Fundstelle La Tène-Periode. Sie schliesst bei uns mit dem Eindringen der Römer ums Jahr 50 vor unserer Zeitrechnung.

A. Ansiedlungen, feste Werke. Eine Ansiedlung, die während der ganzen Dauer der Eisenzeit existirte, wurde in Zürich nachgewiesen. Sie befand sich auf und am Lindenhofe.

Die ältern Waffen und Geräte, z. B. Schwerter und Beile, bestehen aus Bronze, die jüngern aus Eisen. Nur bei den Schmucksachen erhält sich die Bronze durch die ganze Eisenzeit. Unweit des Lindenhofs, bei der Börse in Zürich, fand man ca. 100 kg zusammengeschmolzenes Münzmetall, aus Potin bestehend, d. h. einer Mischung von Kupfer, Zinn und Blei. Der benachbarte Ütliberg war befestigt; im Mantel eines der Festungswälle sind eisenzeitliche Gräber aufgedeckt worden.

Der berühmte Fundort La Tène weist charakteristische Münzen, Schwerter, Lanzen und Fibeln auf. Andere eisenzeitliche Ansiedlungen der Schweiz waren z. B. Vilters (St. Gallen), Windisch, Brügg (Bern), Avenches, Siders (Wallis). In der letztgenannten Ansiedlung sind unter anderm auch zwei gallische Götterstatuetten gefunden worden.

B. Gräber. Sie sind entweder in ebener Erde oder in Grabhügeln.

1. Grabhügel der Hallstattperiode. Sie enthalten verbrannte Leichen oder Skelette. Wichtige Fundorte: Dörflingen unfern Schaffhausen, Russikon im Kanton Zürich (Gürtelblech, konischer Bronzekessel oder Situla, Ringe mit Email), Lunkhofen im Aargau (Gehänge in Statuettenform [Tafel V, 9], Ringe aus Edelmetall, Tonurnen mit reicher Ornamentik u. s. w.), Grächwil, nordwestlich von Bern (Bronzekessel mit etruskischem Bildwerk [Vgl. S. 78, Fig. 8], Streitwagen. Häuptlingsgrab?), Ins oder Anet südlich vom Bielersee (Goldschmuck, Kessel, Armwülste, Gürtelblech) und Bofflens im Kanton Waadt.

Schon in den eisenzeitlichen Grabhügeln der ebeneren Schweiz sind nicht selten Objekte des Südens entdeckt worden; reich an solchen Gegenständen aber sind die Gräber aus den Kantonen Wallis, Tessin und Graubünden.

2. Flachgräber mit südlichen Formen: Castanetta im bündnerischen Misox (Leichenbrand, Bronzekessel, südliche Fibelformen, Bernsteinschmuck); Molinazzo-Arbedo mit ähnlichem Grabinventar, worunter Schnabelkannen; Leukerbad (Skeletgräber mit sogen. Walliserspangen), Conthey bei Sion (Silberspange und Armring aus Glas) etc.

3. La Tène-Gräber. Es sind Skeletgräber in freier Erde; ihre Beigaben zeigen Formen, wie sie aus La Tène und gleichzeitigen Orten bekannt wurden. Beispiele: Gempenach oder Champagny unfern Murten (Freiburg) mit Fibeln, Glas-Ringen, Bronzeketten und Tongefässen, die auf der Drehscheibe hergestellt wurden; Mandach (Aargau) mit Eisenschwert und Lanze; Horgen am Zürichsee mit Glas- und Gagat- (Pechkohle), Silber- und Goldringen, einer silbernen La Tène-Fibel, einer Bronzekette und einer Goldmünze, die als Nachahmung der makedonischen Philippermünzen erkannt wurde.

Ähnliche Gräber fanden sich in Mettmenstetten, Steinhausen (Zug), Spiez und besonders in der Nähe von Bern.

C. Dépôt- und Schatzfunde. Bei Tägerwilen (Kanton Thurgau) kam ein griechisches Gefäss (Aryballos) zum Vorschein, und in der Nähe fand man vorrömische Goldmünzen. Ein ähnliches Gefäss, wie dasjenige von Tägerwilen, stammt von Windisch, eine griechisch-etruskische Scherbe vom Ütliberg. Der Schatzfund von Burwein bei Conters im Oberhalbstein enthielt Gold- und Silbergerät mit massaliotischen Münzen. Funde vorrömischer Münzen sind besonders von Zürich, Windisch, Balsthal, Nunnigen

(Solothurn) und vom Mont Terrible bekannt, und in Avenches fand sich ein vorrömischer Münzstempel, dessen Bild in Form und Grösse übereinstimmt mit gewissen Elektron-Münzen, die in der Schweiz zum Vorschein kamen.

D. Inschriften. Am Schlusse der im engeren Sinne prähistorischen Zeit erscheinen die ersten Inschriften in der Schweiz, und zwar im Süden unseres Landes. In Mendrisio wurden zwei lepontische Grabinschriften, auf hartem Gneissgranit eingegraben, entdeckt. Eine weitere Inschriftplatte stammt aus Davesco (Kanton Tessin). Die Inschrift von Mesocco, die wie die eben erwähnten im rätischen Museum in Chur aufbewahrt wird, ist noch nicht erklärt.

E. Geschichtliches. 58 v. Chr.: Auswanderung der Helvetier unter Divico. Sieg Cäsars bei Bibracte in Mittel-Frankreich. Helvetien wird dem römischen Weltreich einverleibt. Einzug der römischen Kultur.

5. Die Schweiz zur Zeit der Römer-Herrschaft.

Die alten Schriftsteller haben uns manch wertvolle Notiz über unser Land und Volk zur Zeit der Römerherrschaft hinterlassen, und auch eine Anzahl von Inschriften klären über diese Periode auf. Wir dürfen uns daher auf einige Andeutungen beschränken, welche Geschichte und Kultur jener Zeit beleuchten.

A. Besitznahme des Landes. Nachdem die Helvetier unterworfen waren, wurde (57 v. Chr.) das Wallis und (15 v. Chr.) Rätien erobert. Genava (Genf) gehörte mit dem alten Allobrogerland zur römischen Provincia (Provence), der Tessin zu Italien. Kaiser Augustus bestimmte Rhein und Donau als Nordgrenze seines Reiches. An der Rheinlinie entstanden infolgedessen die Kastelle Brigantium, Arbor felix, Gaunodurum (Burg bei Stein a. Rh.), Tenedo (Zurzach), Augusta Rauracorum (Baselaugst) etc. Zwischen diesen Festungen gab es zahlreiche Wachttürme oder Speculae, z. B. im Kanton Zürich bei Feuerthalen, Rheinau, Berg a. I., Eglisau, Weiach, und im Kanton Aargau in Rümikon, Mellikon, Reckingen, Koblenz, Schwaderloch, Kaisten, Sisseln, Mumpf, Wallbach, Mölin, Rheinfelden u. s. w.

Helvetien gehörte zur Gallia belgica; das Wallis wurde zuerst mit Rätien zusammen verwaltet, später zu einem eigenen Bezirke gemacht. Über die Alpen wurden Strassen angelegt, um die Grenzländer mit Rom zu verbinden (Gr. St. Bernhard, Splügen, Julier-Septimer etc.), und an diese schlossen sich die römischen Militärstrassen des ebenen Landes.

Ortschaften: Octodurus (Martigny) mit latinischem Stadtrecht, ebenso Sedunum (Sion) und Tarnaia, die Zollstation (St. Maurice). Nyon war eine julische Reiterkolonie, Aventicum (Avenches) die Hauptstadt des Landes, geschmückt mit Theatern, Palästen, Tempeln. Vespasian verlebte seine Jugend in Aventicum, und wird diese Stadt naeh dem Blutgericht des Cäcinna (69) in seinen besondern Schutz genommen haben. Über Petinesca (unfern Biel) führte die römische Strasse nach Salodurum (Solothurn) und Vindonissa, dem Lager der Legion. An der Limmat lagen Aquae (Baden) und die Zollstätte Turicum (Zürich). Von Baden aber führte die Hauptstrasse über Buchs und Kloten nach Oberwinterthur, dem alten Vitudurum, dann nach Ad fines, d. h. Pfyn

(Thurgau), Arbor felix (Arbon) und Bregenz. Von Zürich und Bregenz zogen sich Strassen nach Curia (Chur), dem Eingangstor ins rätische Gebirge.

Als die Nordgrenze des Römerreichs vom Rhein nach dem Limes, dem Grenzwall zwischen Regensburg und dem Niederrhein verlegt wurde, genoss Helvetien eine lange Zeit der Ruhe und des Friedens und kam zu neuer Blüte. Das beweisen die zahlreichen römischen Ansiedlungen (Villen) in unserm Lande.

B. Kultur des römischen Helvetien. Neue Obstsorten und Gemüse mögen aus Italien hieher verpflanzt worden sein, am Genfersee (bei Cully) gedieh die Rebe. Für die Produkte des Südens konnten Pelze, Käse, Honig, Wachs, Rheinfische und Sklaven geliefert werden.

Die römische Sprache wurde in Westhelvetien herrschend, ebenso in Rätien. Von der römischen Religion legen zahlreiche Götterstatuetten Zeugnis ab. Römische Gräber (Urnen mit Leichenbrand) fanden sich in Turicum, Aquae, Vindonissa, Aventicum etc. Am letztgenannten Orte gab es laut einer Inschrift öffentliche Lehrer, und aus der Gelehrtenschule Aventicum mag auch Claudius Cossus hervorgegangen sein, der im Jahre 69 durch seine Beredsamkeit die Soldaten Cäcinnas bewegen konnte, ihr Verlangen, die helvetische Nation zu vernichten, zurückzunehmen und die Tapfern zu schonen.

C. Geschichte der Schweiz in spätrömischer Zeit. Nach dem Tode des Kaisers Maximin durchbrachen die Alamannen den Limes; 264 verwüsteten sie Helvetien. Um 280 musste der Grenzwall ganz aufgegeben werden. Wieder wurde die Rheinlinie zur Grenze. Gaunodurum und Vitodurum wurden neu befestigt; an Stelle des heutigen Kaiseraugst erhob sich das Castrum Rauracense, an Stelle Altenburgs das Castrum Vindonissense. Zum Schutz der Linie Winterthur-Rapperswil wurde am Pfäffikersee das achttürmige Kastell Irgenhausen erbaut. Valentinian erstellte neue Kastelle am Rhein; um 374 entstand Basilea. Seit dem Tode Theodosius' I. (395) griffen die Alamannen ihre Feinde immer wuchtiger an und setzten sich um 406 in Osthelvetien fest, machten aber auch später noch Streifzüge nach Italien und Gallien.

6. Frühgermanische Periode.

A. Geschichtliches. Von 406 an: Besiedlung der heutigen Ostschweiz durch die Alamannen. 443 lassen sich die Reste der germanischen Burgundionen in Savoyen und der Westschweiz nieder und dehnen sich gegen die Alamannen aus. Ihr Staat wird besonders durch den Gesetzgeber Gundobad zu einem festen Gefüge.

496 unterwirft Chlodovech die Alamannen, 532 wird das Burgundionenland dem Reiche der Franken einverleibt und 536 auch Rätien. Unter den schwachen Merowingern werden die Alamannenherzoge wieder fast selbständig, so Gotefrid, um 709, und Lantfrid, um 730. Hildegard, die Tochter einer Urenkelin Gotefrids, schenkt Karl dem Grossen den Tronfolger. Erst Ludwig der Deutsche besiegt die Alamannen definitiv und macht ihr Land zum Mittelpunkte seines Reiches.

B. Kultur in frühgermanischer Zeit. Damals entstanden die Anfänge des Lehenswesens; die Grafschaftsverfassung der Franken trat an Stelle der alten Einrichtungen, die

Rechtspflege wurde neu geordnet (Wergeld), und Karl der Grosse teilte das Land neu ein. Als wirtschaftliches System galt die Dreifelderwirtschaft. Allmenden, Markgenossenschaften.

1. Ansiedlungen. Viele derselben sind urkundlich nachweisbar, z. B. Elgg, (760 Ailaghoga), Dürnten (745 Tunriude), Eglisau (892 Ouwa), Dällikon um 850 (Tellinchovun), Bülach (811 Pulacha), Brütten (876 Pritta), Bubikon (811 Puapinchova), Birmensdorf (876 Piripoumesdorf), Altlandenberg (826 Lentinperc), Benken (858 Pecchinhova), Bäretswil (741 Berofovilare), u. s. w., u. s. w.

2. Gräber. Skelette in Reihen, mit Waffen und Schmuck als Beigaben: Kaiseraugst, Belair oberhalb Lausanne, Elisried südlich von Bern, Zürich etc.

3. Das Christentum. Thebaische Legion in St. Maurice. Christengemeinden im römischen Genf, Oberwinterthur, Bregenz. Die Burgundionen waren schon bei ihrer Einwanderung Christen, bei den Alamannen aber wurde das Christentum durch Glaubensboten verkündet, unter welchen sich irische Mönche (Columban, Gallus) hervortaten. Einige Christengemeinden hatten sich durch die Wirren der Völkerwanderung hindurch erhalten, so z. B. Zürich. Nach J. Grimm deutet der ziemlich häufig vorkommende Ortsname «Betbur» auf ein alamannisches Gotteshaus. In der Karolinger Zeit konzentrirte sich die Kultur hauptsächlich in den Klöstern, wie z. B. in St. Gallen.

B. Das Alter der Diluvialfunde.

Die Frage nach dem Alter des Menschengeschlechtes hat die Forscher je und je beschäftigt, und schon im Altertum wurde dasselbe zu bestimmen versucht. Als man dann anfing, die prähistorischen Funde der Beachtung zu würdigen, besonders aber, als die Forschungen zwingende Beweise für das Vorkommen von menschlichen Resten in Ablagerungen der Eiszeit lieferten, da tauchte jene Frage immer wieder auf, ohne indessen bis heute eine definitive Lösung gefunden zu haben.

Hatten Morlot u. a. im Wachstum des Torfes oder in der Grösse der Ablagerungen von Wildbächen einen Zeitmesser zu finden gehofft, so suchte G. de Mortillet einen solchen in dem Betrag der Erosion an Felsen im südöstlichen Frankreich. Croll machte die Exzentrizität der Erdachse zur Grundlage seiner Berechnungen, und der berühmte englische Geologe Lyell studirte die Hebungen und Senkungen der Erdrinde, um daraus einen Schluss auf das Alter der diluvialen Ablagerungen, resp. des Diluvialmenschen zu ziehen.

Es ist unmöglich, hier auf diese Studien einzugehen; nur *eine* Berechnung soll kurz erwähnt werden, weil sie sich an schweizerische Verhältnisse anlehnt und wenigstens einen ungefähren Begriff vom Alter des Menschen in unserm Lande zu geben vermag. Sie stammt von Prof. Dr. A. Heim in Zürich [1]).

Als Ausgangspunkt wählte Heim die Moräne, welche im Vierwaldstättersee das Gersauerbecken quer durchzieht. Er berechnete zuerst die Dimensionen der Ablage-

[1]) Vgl. Heim, Geolog. Nachlese. Vierteljahrsschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich. XXXIX. Jahrgang 1894.

rungen der Reuss und der Muotta, indem er annahm, die Dicke dieser Ablagerungen stehe in direkter Proportion mit den Sammelgebieten der beiden Flüsse und sei umgekehrt proportional den Ablagerungsflächen derselben. So erhielt er das Verhältnis 5 : 7 für die Dicke der Alluvion der Reuss verglichen mit derjenigen der Muotta. Daraus liess sich berechnen, dass die Reuss den Boden des Urnersees um 200 m erhöht habe. Nun wurden die Volumina der beiden Deltas genannter Flüsse zu zirka 1,5 km³ für die Muotta und zirka 6 km³ für die Reuss bestimmt.

Die jährliche Geschiebeführung der Reuss war früher schon auf 200,000 m³ per Jahr gemessen und geschätzt worden, welche Zahl Heim selbst jetzt zu klein findet und die etwa auf 300,000 m³ angenommen werden dürfe. Die Anschwemmung der Muotta würde 66—100,000 m³ per Jahr betragen. Aus dem Volumen, dividirt durch die jährliche Anschwemmung, ergibt sich für das Muotta-Delta ein Alter von 16—23,000 Jahren. Da nun die Moräne, die das Muotta-Delta abdämmt, der letzten Eiszeit ihre Entstehung verdankt, haben wir in den zirka 20,000 Jahren die Periode von der III. Glacialzeit bis heute. Von Prof. Brückner in Bern sind die Delta-Bildungen zwischen Brienzer- und Thunersee, welche wahrscheinlich auch nach dem definitiven Zurückweichen der Gletscher begannen, ebenfalls auf zirka 20,000 Jahre berechnet worden.

Der Mensch hat, wie wir gesehen haben, sich erst in der postglacialen Zeit in der Schweiz niedergelassen. Die Zeit seiner Anwesenheit in unserem Lande beträgt also höchstens 20,000 Jahre. In andern Ländern lassen sich menschliche Reste schon viel früher nachweisen, so z. B. in Frankreich, Deutschland etc. An einigen Stellen will man sichere Spuren des Menschen schon aus dem Anfang der Diluvialzeit gefunden haben, wodurch das Alter unseres Geschlechts auch bei ganz mässiger Schätzung dennoch die respektable Zahl von 100,000 Jahren erreichen würde.

C. Chronologie der neolithischen Funde.

V. Gross hat in seinem Werke über die Pfahlbauten des Bieler- und Neuenburgersees[1]) den Versuch gemacht, die jüngere Steinzeit in Unterabschnitte einzuteilen, und ist dabei zu einer Dreiteilung gekommen, der wir uns im allgemeinen anschliessen können.

Als Beispiel der ältesten Ansiedlungen wird Schafis bei Neuveville, als Repräsentanten der zweiten Phase werden Lüscherz und Lattrigen[2]) angeführt, und als Beispiel des letzten Abschnittes erscheint Vinelz. Die von Gross für die Pfahlbauten der Steinzeit aufgestellte Chronologie gilt im grossen und ganzen auch für die Gräber, die Landansiedlungen und Werkstätten. Die einzelnen Abschnitte lassen sich etwa folgendermassen charakterisiren.

[1]) V. Gross, les Protohelvètes.

[2]) Für Lattrigen, das bis in die Kupferzeit dauerte, würde ich als Repräsentant dieser zweiten Phase lieber Moosseedorf nennen.

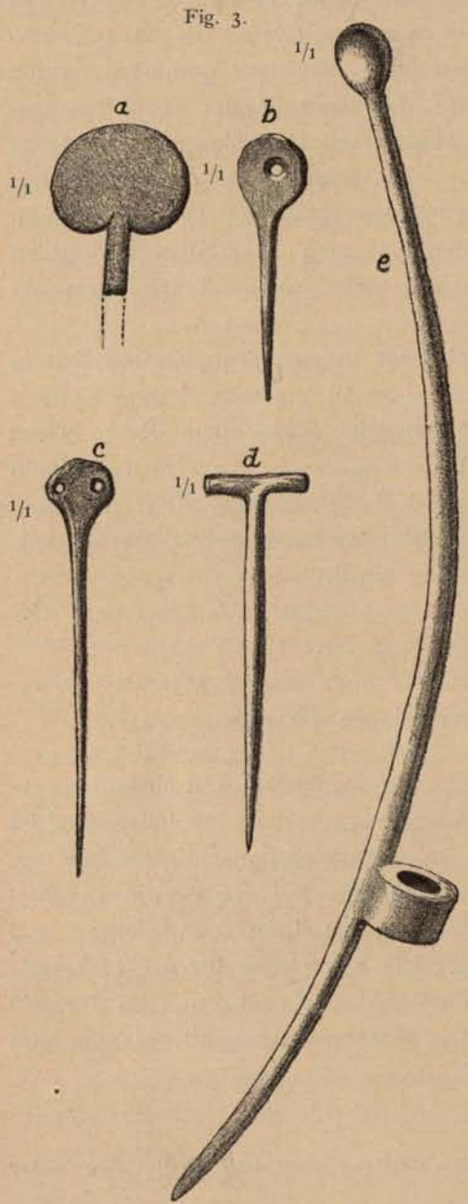
1. Abschnitt: Die Steinbeile sind klein und bestehen aus einheimischem Material. Beilhämmer, sowie Knochen- und Hornobjekte sind schlecht gearbeitet. Verzierungen hat man bis anhin weder auf Waffen und Werkzeugen, noch auf den rohen Töpferprodukten gefunden. Geflechte und Gewebe kommen vor. Die Wildtiere überragen die Haustiere an Zahl und Bedeutung. Die Bevölkerung der Schweiz scheint damals noch recht spärlich gewesen zu sein.

Fig. 2.



Tonscherbe von Vinelz.

Fig. 3.



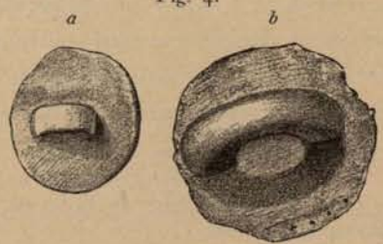
Nadeln aus Vinelz, Concise und Chevroux.

2. Abschnitt: Waffen und Werkzeuge sind vollkommener, die Steinbeile oft fein polirt und durchbohrt. Neben gewöhnlichem Material erscheinen die Nefritoide in Menge. Die Töpferprodukte weisen feineren Ton auf; es erscheinen Buckel und Oesen an den Gefässen, ebenso eine einfache Ornamentik. Haus- und Jagdtiere halten sich das Gleichgewicht. Die erstern bestehen nach Studer in einem Spitzhunde, dem Torfschwein, der Ziege, dem Schafe und zwei Rinderrassen. Unter den letztern ist das Torfrind zahlreicher als die Primigeniusrasse. Die brachycephale Bevölkerung ist ziemlich zahlreich.

3. Abschnitt: Kupferzeit. Die Beilhämmer sind oft prachtvoll gearbeitet, Horn und Knochengeräte zweckmässig geformt. Die Nefritoide treten zurück. Die Keramik weist geschmackvolle Formen auf; das Schnur-, das Stich- und das Tupfen-Ornament erscheinen (Fig. 2). Manche Geräte, Waffen und Schmucksachen bestehen aus Metall, aus Kupfer. Die Kupferbeile sind flach und haben die Form der Steinäxte.

Als der Kupferzeit eigentümliche Formen seien nur noch die Nadeln (Fig. 3, *a*—*e*) und Knöpfe aus Horn oder Knochen (Fig. 4, *a* und *b*) erwähnt.

Fig. 4.



Knöpfe aus Vinelz.

Die Haustiere zeigen eine höhere Entwicklung als früher

und überwiegen an Zahl gegenüber den Jagdtieren. Besonders häufig ist das Rind. Es tritt nach Studer eine neue Form des zahmen Schafes auf. Unter den menschlichen Resten sind neben brachycephalen auch mehrere dolichocephale Schädel nachgewiesen worden [1]).

Der Zeitraum, den die neolithische Periode umfasst, ist jedenfalls ein sehr ausgedehnter. Schwierig ist es, ihn mit absoluten Zahlen zu belegen. Wir werden bei Betrachtung der bronzezeitlichen Funde dazu kommen, sein Ende, die Kupferzeit, ungefähr um 2000 vor Christo festzusetzen, aber über den Anfang sind wir gar nicht im Klaren.

So lange man an der Idee festhielt, dass die Neolithiker die Arier seien, welche aus dem Osten gekommen und von dort ihre Haustiere und ihre Kulturpflanzen mitgebracht hätten, durfte man hoffen, mit Hilfe der alten Kulturen, z. B. im Euphrat- und Tigrislande, dereinst das Alter dieser Wanderer oder besser ihrer Kultur zu bestimmen; allein jene Idee ist in ihrer Richtigkeit nicht bewiesen, und heute suchen manche die arische Urheimat nicht mehr in Zentralasien, sondern an der Nord- und Ostsee.

Jedenfalls darf angenommen werden, dass die neolithische Periode sehr lange gedauert, denn primitive Kulturen weisen immer einen ungemein langsamen Fortschritt auf; sodann kennen wir ja z. B. Steinzeit-Pfahlbauten, während deren Bestehens mehrere Meter Torf wachsen konnten.

D. Die Bronzezeitfunde und ihr Alter.

Wer die Bronzefunde unserer archäologischen Museen mit Aufmerksamkeit durchmustert, wird bald Formen entdecken, die an steinzeitliche Objekte erinnern, und andere, die an die Produkte der Eisenzeit gemahnen, gewissermassen die Prototypen derselben sind. Sodann aber gibt es eine grosse Zahl von bedeutenden Funden, welche, wie man sich auszudrücken beliebt, das bel âge du bronze, die Blütezeit der Bronzekultur, repräsentiren.

Zu der ersten Gruppe von Funden (Taf. 1) gehören beispielsweise Bronzebeile von der Form der steinernen und kupfernen Flachbeile; nur haben sie hier und da noch Randleisten, um besser am Holzschaft befestigt werden zu können. Diese Leistenkelte fanden sich z. B. im Dépôtfund von Salez und im Pfahlbau Roseaux bei Morges, welch letzterer den Übergang von der Stein- zur Bronzezeit auch sonst sehr deutlich zeigt. Ferner gehören hierher dreieckige Dolche, deren Klingen durch Nietnägel an die massiven Griffe befestigt sind und die man bis jetzt in der Schweiz nur im Wallis und im Berner Oberlande gefunden hat, die aber von Italien bis nach Norddeutschland bekannt geworden sind und den Handelsweg an und von dem Rhein markiren.

Aus dem Dolch entwickelte sich das Schwert. Die älteste, in der Schweiz gefundene Schwertform ähnelt den dreieckigen Dolchen. Die Nietnägel stecken in einer kurzen Griffzunge. Nach und nach verlängert sich die letztere, und es erscheint

[1]) Studer & Bannwarth, Crania Helvetica Antiqua.

schliesslich die flache Griffzunge mit aufgestellten Rändern, welche Form aber schon der folgenden Gruppe zugerechnet werden muss.

Zu der ersten Gruppe bronzezeitlicher Funde gehören auch die sogenannten geschwollenen Nadeln mit einem Löchlein am «geschwollenen», etwas unterhalb des Kopfes befindlichen Teil der Nadel. Endlich darf man wohl auch die Bronzenadeln mit eingerollten Enden an Stelle des Kopfes hierzu zählen. Fibeln fehlen noch vollständig.

Betrachten wir die gesamten Funde dieser ersten Gruppe, so stammen sie aus Ansiedlungen, wie der «station des Roseaux» bei Morges oder aus Dépôt- und Schatzfunden, wie die Beilfunde von Bünzen (Aargau), Gasenzen bei Gams und Salez bei Sennwald (St. Gallen), die Beil- und Dolchfunde von Ringoldswil bei Sigriswil (Bern), Granges (Wallis), die Schwerter von Ober-Illau bei Hohenrain (Luzern) etc. Werkstättenfunde fehlen; diejenigen von Wülflingen (Zürich) und Grenchen (Solothurn) sind wohl eher der 2. Bronzezeit zuzuweisen. Dagegen erscheinen einige Grabfunde, und zwar sind es solche aus Skelet-, wie aus Brandgräbern. Hierher gehören die Grabfunde von Chandoline bei Savièse (Valais), Chillon, besonders aber das Massengrab von Auvernier, ferner das Grab im Eschheimertal bei Schaffhausen und die Funde aus den Grabhügeln (mit Leichenbrand) von Weiach.

In der zweiten Gruppe der Bronzezeitfunde (Taf. II und III) erscheint die Fibel und zwar zuerst in der Form der Peschierafibel, dann als halbkreisförmige Fibula, und schliesslich als fibula a grandi costi. Die Nadeln mit einfachen Köpfen machen solchen mit mehrteiligen Köpfen Platz, und es treten die sogenannten Mohnkopfnadeln auf. Unter den Ornamenten beginnt die Kreisfigur sich geltend zu machen.

Was die Geräte und Waffen angeht, so erscheint das Bronzebeil mit Schaftlappen. Später, am Schluss der Periode, treten Düllenbeil und Düllenkelt auf. Das Messer mit sanft geschwungener Klingenform, das hinten in einen Dorn-, einen Flachgriff oder eine Griffröhre endigt, erscheint. Dolche und Schwerter mit Flachgriff und Dorn werden häufig. Manche von diesen Objekten tragen den Stempel fabrikartiger Herstellungsweise.

Die Fundorte, welche die II. Gruppe der Bronzefunde lieferten, sind die bedeutendsten Pfahlbauten. Sie haben zwar fast alle auch ältere, der I. Gruppe zugehörige Bronzen geliefert, erlebten aber ihre Blüte erst in der II. Phase der Bronzezeit. Diese Blütezeit manifestirt sich beispielsweise in der «grande cité» de Morges, im Pfahlbau Eaux-Vives bei Genf, in Vallamand und Muntelier am Murtnersee, in Estavayer, Corcelettes bei Grandson, Cortaillod, Auvernier etc. im Lac de Neuchâtel, in Nidau und Mörigen im Bielersee, in Wollishofen-Zürich etc. Aber auch Ansiedlungen auf dem Lande gehören dieser Zeit an, wie die Station Ebersberg bei Berg am Irchel, diejenige vom Lindenhof in Zürich, und gewiss hat dazumal Windisch schon existirt. Hieher dürfen wir wohl auch die Funde der befestigten Plätze auf dem Ütliberg und bei Rheinau zählen.

In der zweiten Abteilung der Bronzeperiode erscheinen ferner Gusswerkstätten, wie Kerzers (Freiburg), Veltheim (Zürich) u. a. Natürlich fehlten die Gräber dieser lange dauernden Zeit nicht. Es sind Skeletgräber, wie diejenigen von Cornaux (Neuchâtel), Tolochenaz bei Morges, Conthey, Savièse und Ayent im Kanton Wallis.

In der Ostschweiz erscheinen in dieser Periode nur Brandgräber, und zwar sind es entweder solche in freier Erde (Urnengräber) oder Grabhügel. Urnengräber der Bronzezeit wurden mehrfach nachgewiesen, so in Wangen a. A. (Bern), in Glattfelden (Zürich), Thalheim (Zürich), Schlatt (Thurgau), Müllheim (Thurgau), Heiligkreuz bei Mels (St. Gallen). Bronzezeitliche Grabhügel mit Leichenbrand fanden sich am Altenberg bei Gossau (Zürich).

Die dritte Gruppe unter den Bronzefunden der Schweiz (Taf. IV) zeigt Formen, die an manch andern Orten schon eisenzeitlich sind, und endlich kommen auch bei uns einige Objekte aus Eisen in Bronzestationen vor. Es erscheinen gegen den Schluss der Bronzezeit die konischen Kessel oder Situlae, getriebene Bronzegefässe, bemalte Tongeschirre, Beile und Messer mit Düllen, Absatzkelte, Gürtelhaken, Schmucknadeln mit hohlen, reichverzierten Köpfen (épingles céphalaires), Wagen und Wagenbeschläge, Schwerter mit Spiralgriffen (épées à antennes), Objekte aus Eisen oder mit Einlagen aus diesem Material.

Manche der schon genannten Pfahlbaustationen reichen noch in diese Zeit hinein. So hat man in Wollishofen-Zürich Reste von Situlen gefunden, in Nidau kamen Düllenbeile, Schmucknadeln der entwickeltsten Formen und zudem bemalte Gefässe zum Vorschein. Derartige Geschirre wurden auch in Mörigen entdeckt. Dieser Pfahlbau hat, wie wir schon oben erwähnten, Eisen als Einlage in Bronzeschmuck und Bronzewaffen, ja sogar eiserne Geräte auf uns kommen lassen. Mörigen erhielt sich bis zum Beginn der Eisenzeit, ähnlich Auvernier im Neuenburgersee. Aus Colombier besitzen wir ein Eisenmesser mit Verzierungen, wie sie sonst Bronzemesser tragen, an die auch die Form erinnert. Der Messerdorn aber besteht aus Bronze (Taf. IV, 9). Im Pfahlbau Cortaillod fand man ein Bronzeschwert mit Eiseneinlagen im Vollgriff aus Bronze. Aus den Seestationen in der Gegend von Estavayer kennen wir Düllenbeile, Wagenbeschläge etc., aus Concise ein Schwert mit Volutengriff, ebenso eines aus dem Lac de Luyssel bei Bex (Taf. IV, 11).

Wie die genannten, so reichen auch die Pfahlbauten von Morges und Genève bis zum Ende der Bronzeperiode.

Der letzten Abteilung dieser Epoche dürfte ferner der Grabfund von Binningen (Basel) zugerechnet werden, der u. a. ein getriebenes Goldblech und ein Bronzemesser von später Form enthielt. Auch im Wallis sind Grabfunde aus dieser Zeit gemacht worden, z. B. in der Rue de Lausanne in Sion.

* * *

Um nun an Stelle der relativen Altersunterschiede, wie wir sie eben aufgestellt haben, in die Funde der Bronzeperiode die absolute Zahl einzuführen, müssen wir die Beziehungen unserer Gegenden zu andern Ländern, besonders zu Italien, untersuchen. Offenbar ist nämlich die Bronze von Süden her in unser Land gekommen, zuerst der Rhone entlang, später vielleicht teilweise auch über die Alpen. Und mit der Bronze kamen noch andere Produkte des Südens, neue Geräte, neue Techniken, neue Verzierungen.

Nicht bloss mit Italien und dem untern Rhonetal weisen unsere Funde zahlreiche Beziehungen auf, sondern auch mit dem fernern Griechenland, ja sogar mit Cypern, ausserdem mit Ungarn und selbst mit Skandinavien. Es mag hier erwähnt werden,

dass in der Thielle ein Dolch von cyprischem Typus entdeckt wurde (Fig. 5). In Adliswil (Zürich) fand sich ein griechisches Bronzeschwert (Fig. 6), der Aryballos von Tägerwilen und das griechische Gefäss von Windisch sind uns schon oben vorgeführt worden. In Igis (Graubünden) kam ein «griechischer» Bronzehelm zum Vorschein (Fig. 7). Ein Bronzeschwert von ungarischem Typus besitzt das historische Museum Bern; es stammt aus La Plaine bei Martigny (Fig. 8). Ungarischen Formen ähnelt auch das Bronzebeil von Parpan, das im rätischen Museum in Chur liegt. Zwei sehr interessante Bronzefunde enthält das archäologische Museum Lausanne. Beide stammen aus dem Pfahlbau Cortaillod. Sie bestehen in einer nordischen Scheiben- oder Brillenfibel und einem verzierten Hängegefäss von skandinavischem Typus. Montelius[1]) schreibt derartige Objekte der 5. Periode der nordischen Bronzezeit zu, deren Alter er auf die Zeit von 850–650 v. Chr. fixirt hat.

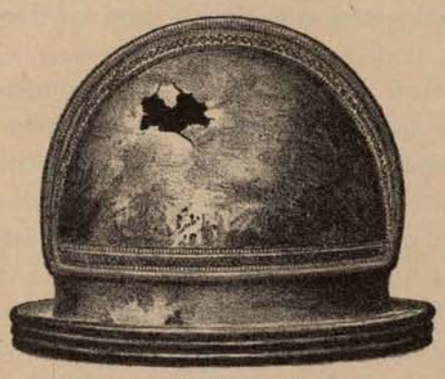
Fig. 5.



Cyprischer Dolch.

Bevor wir nun auf die Beziehungen der schweizerischen Bronzezeit mit der italienischen eintreten, wollen wir uns daran erinnern, dass die altitalische Kultur eine Tochter der griechischen ist oder doch wenigstens zahlreiche Impulse aus Griechenland erhalten hat. Die griechische Bronzezeit wird besonders charakterisirt durch die Kultur von Mykenae, die ihrerseits wieder mit der Inselwelt, mit Troja und besonders auch mit Egypten Beziehungen aufweist. Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, die egyptische Bronzezeit zu studiren und ihr Verhältnis zu den andern alten Kulturen, besonders zu derjenigen von Chaldäa, in helleres Licht zu rücken. Mehr und mehr hat es sich gezeigt, dass die Kultur des Doppelstromlandes Mesopotamien noch älter ist, als diejenige von Egypten, und in seinem neuesten Werke hat J. de Morgan[2]) wieder neue Beweise für jene Tatsache gebracht. Da nun aber die Inschriften in Egypten bis zum Beginn

Fig. 7.



Bronzehelm von Igis.

Fig. 6.



Griechisches Schwert von Adliswil.

[1]) Montelius, Tidsbestämning, und Les temps préhist. en Suède. Paris. 1895. Taf. XI.

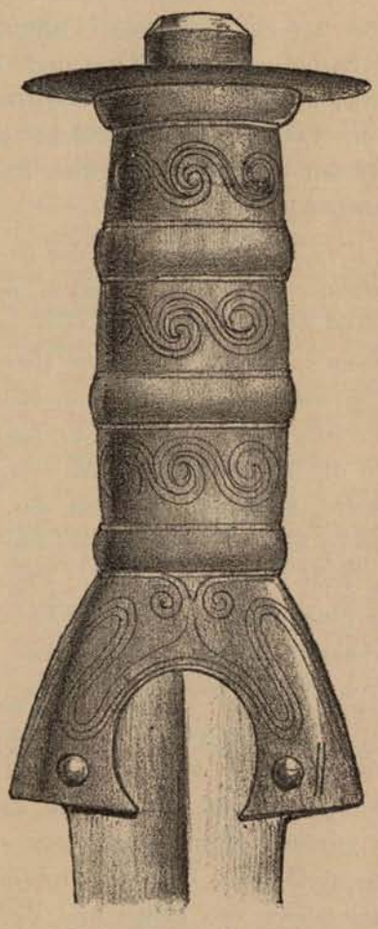
[2]) J. de Morgan: Recherches sur les Origines de l'Egypte. Paris 1897.

des vierten vorchristlichen Jahrtausends zurückgehen, und in Chaldäa die Schrift noch früher bekannt gewesen zu sein scheint, so ist die Bronzeperiode dieser Länder eine historische Epoche.

Dieser Umstand ermöglicht es, eine ungefähre Altersbestimmung der mit jenen Kulturen in Beziehung gestandenen europäischen prähistorischen Völker und ihrer Kultur zu geben.

Von derartigen Erwägungen und Berechnungen ausgehend hat Montelius in seinem grossen Werke über die «Civilisation primitive de l'Italie» die Bronze- und die Eisenzeit in verschiedene Unterabteilungen gebracht und ihr Alter möglichst genau bestimmt. Die erste Periode der italienischen Bronzezeit, die Übergangs-Epoche (Kupferzeit), beginnt nach seiner Ansicht etwa 2000 v. Chr. Die dritte Bronzezeit, charakterisirt z. B. durch den reichen Pfahlbau Peschiera, setzt er um 1500 vor unserer Zeitrechnung, und den Schluss der italischen Bronzeperiode (Bronzezeit IV b) um ca. 1000 v. Chr. Nun hat man früher angenommen, nordwärts der Alpen habe die Bronzezeit viel später begonnen als im Süden; Montelius hat indessen für Skandinavien gezeigt, dass die Unterschiede nicht sehr beträchtlich sind.

Fig. 8.



Griff eines Bronzeschwertes aus Martigny.

Was die Schweiz betrifft, so darf man sich nicht etwa ein Verhältnis zwischen der Bronzekultur jenseits und diesseits der Alpen denken, wie das heutige Verhältnis zwischen der europäischen Kultur und derjenigen der Australneger oder Buschmänner. Das sehen wir schon an den Funden. Bei den heutigen Wilden findet man Objekte, die einer hochentwickelten Kultur ihre Entstehung verdanken, neben den primitivsten Geräten, den Hinterlader neben dem Steinpfeil. Das ist bei den alten Bronzefunden ganz anders. Wohl sind die fremden Produkte oft besser und schöner, als die einheimischen, aber der Unterschied ist nicht sehr bedeutend. Meistens ist es sogar recht schwer, Fremdes und Einheimisches zu trennen. Dagegen hat die Bronzekultur in der Schweiz noch lange angedauert, als in Italien das Eisen schon bekannt war. Daher findet sich z. B. in einem Pfahlbau der Bronzeperiode, wie in Wollishofen-Zürich das Fragment einer Situla, das in Italien eisenzeitlich ist. Die ganze dritte Bronzezeit, die wir oben besprochen haben, läuft der 1.—3. Eisenzeit Italiens (nach Montelius) parallel, also den italienischen Perioden Este I—III oder den in Bologna so scharf charakterisirten Funden von Benacci I und II und Arnoaldi I. Es fehlen aber die etrus-

kischen Sachen in unserer Bronzezeit, d. h. sie findet ihren Abschluss im achten vorchristlichen Jahrhundert, nachdem sie etwa 1000 Jahre gedauert hatte.

Nach diesen Bemerkungen wollen wir nun sehen, ob und welche typische Bronzezeitformen der Schweiz uns in altitalischen Funden wieder begegnen, und welches Alter sie in Anspruch nehmen können. Wir legen der Betrachtung wieder unsere obigen drei Gruppen zu Grunde.

I. Den Salezertypus finden wir in Italien bei Leistenkelten, die nach Montelius aus der Zeit um 1700 v. Chr. stammen. Wenig jünger sind Dolche, wie diejenigen von Ringoldswil, Strättligen und Granges, Bronzebeile mit halbkreisförmiger Schneide, und ebenfalls der I. und II. italienischen Bronzezeit (vor 1500) gehören geschwollene Nadeln mit Löchlein, Bronzedolche und Schwerter mit dreieckiger Griffzunge an. Darnach dürfen wir annehmen, dass die erste Bronzezeit der Schweiz etwas vor 1500 v. Chr. zu setzen ist.

II. Die Blütezeit der Bronzekultur der Schweiz, das «bel âge du bronze», umfasst einen sehr langen Zeitraum und wird später in Unterabteilungen geteilt werden können. Schon jetzt lassen sich eine ältere und eine jüngere Phase erkennen. Vorläufig aber mag es besser sein, diese Periode als Ganzes zu betrachten. Sie umfasst die italienischen Perioden III und IV von Montelius. Die Peschierafibel erscheint um 1500, die halbkreisförmige Fibula im 14. Jahrhundert, Bronzenadeln mit eingerolltem Kopfe gehören in die III. Periode (zirka 1500), ebenso Mohnkopfnadeln, das Kreisornament, Lappenkelte, Bronzemesser von der Form derjenigen von Mels, Küsnacht etc., Dolche mit Dorn oder Griffzunge (Flachgriff). Erst im 14. Jahrhundert treffen wir die Fibula a grandi costi, wie sie der Pfahlbau Mörigen geliefert hat. Noch später, schon in der beginnenden italischen Eisenzeit, also zwischen 1200 und 1000, treten Düllenbeile, Absatzkelte und Düllenmesser auf. Unser bel âge du bronze umfasst also etwa die Zeit von 1500—1000 vor Christus.

III. Schwerter vom Ronzano- oder Mörigertypus finden sich in Nord-Italien in der Zeit, die nach dem berühmten Bologneser Fundort als Benacci I, oder nach einer andern ebenso bekannten Fundstelle als Este I bezeichnet wird. Die umgekehrt konischen Bronzekessel oder Situlae erscheinen etwas später, in der Periode Benacci II oder Este II. Endlich treffen wir Gürtelhaken, wie diejenigen der Bronzezeitgräber von Illnau und Bofflens etc. in Italien erst in der III. Eisenzeit (Arnoaldi I, Este III). Unsere III. Bronzezeit, in welcher, wie schon bemerkt, etruskische Funde fehlen, dauerte also etwa vom Jahre 1000 bis ins 8. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung.

Zur Vergleichung mögen hier noch die Zahlen folgen, welche für die Bronzezeit einer Gegend aufgestellt worden sind, die unter ähnlichen Verhältnissen stand, wie die Schweiz. Dr. Julius Naue[1]) in München teilt die Bronzeperiode Bayerns folgendermassen ein:

[1]) Jul. Naue, Die Bronzezeit in Oberbayern. München, 1894.

Ältere Bronzezeit.	I.	Periode	von zirka	1400—1250 v. Chr.
	II.	»	»	1250—1150 »
Jüngere Bronzezeit	I.	»	»	1150—1050 »
	II.	»	»	1050— 900 »

E. Chronologie der eisenzeitlichen Funde.

Wir haben schon früher gesehen, dass unsere Eisenzeit in die Hallstattperiode (Taf. V) und die La Tène-Zeit zerfällt und dass das Jahr 400 vor Christo die ungefähre Grenzscheide zwischen denselben angibt. Die erste Eisenzeit würde also vom 8.—4. vorchristlichen Jahrhundert gerechnet, die II. Eisenzeit von zirka 400 bis 50 vor unserer Zeitrechnung. Bei beiden Perioden kann man nun aber Unterabteilungen erkennen.

In der älteren Hallstattperiode tritt die Schlangenfibel, seltener die Hornfibel auf. Beide weisen auf Verbindungen mit Italien hin. In den Grabhügeln im Burghölzli bei Zürich fanden sich neben den beiden Fibelformen auch Gefässe, worunter verzierte und bemalte, ferner Spangen und Ringe, eine Lanze, Messer etc. Schlangenfibeln fand man ferner in Grabhügeln von Neunforn, Fehraltorf, Muttenz, Neueneck, in den Flachgräbern von Castanetta, die zum Teil jünger sind, und in Einzelfunden von Mels.

Die jüngere Hallstattperiode in der Schweiz steht, was die Technik der Fundobjekte anbetrifft, ganz unter dem Einflusse der etruskischen Kultur. Da erscheinen zahlreiche Objekte, die aus dem Süden stammen, wie vor allem jene berühmte Bronzevase aus dem Grabhügel von Grächwil, Gemeinde Meikirch (Bern) mit dem etruskischen Bildwerk, dessen Mittelpunkt die Göttin der Fruchtbarkeit ist (Fig. 8). Aber auch die einheimische Technik leistet Vorzügliches, wie die Tonnen-Armwülste beweisen. Solche sind in Dörflingen (Schaffhausen), Obfelden (Zürich), Bannwil, Ins, Murzelen bei Wohlen (Bern), Düdingen (Freiburg) und andern Orten neben Paukenfibeln, Hallstatt-Eisenschwertern, Gürtelblechen etc. entdeckt worden.

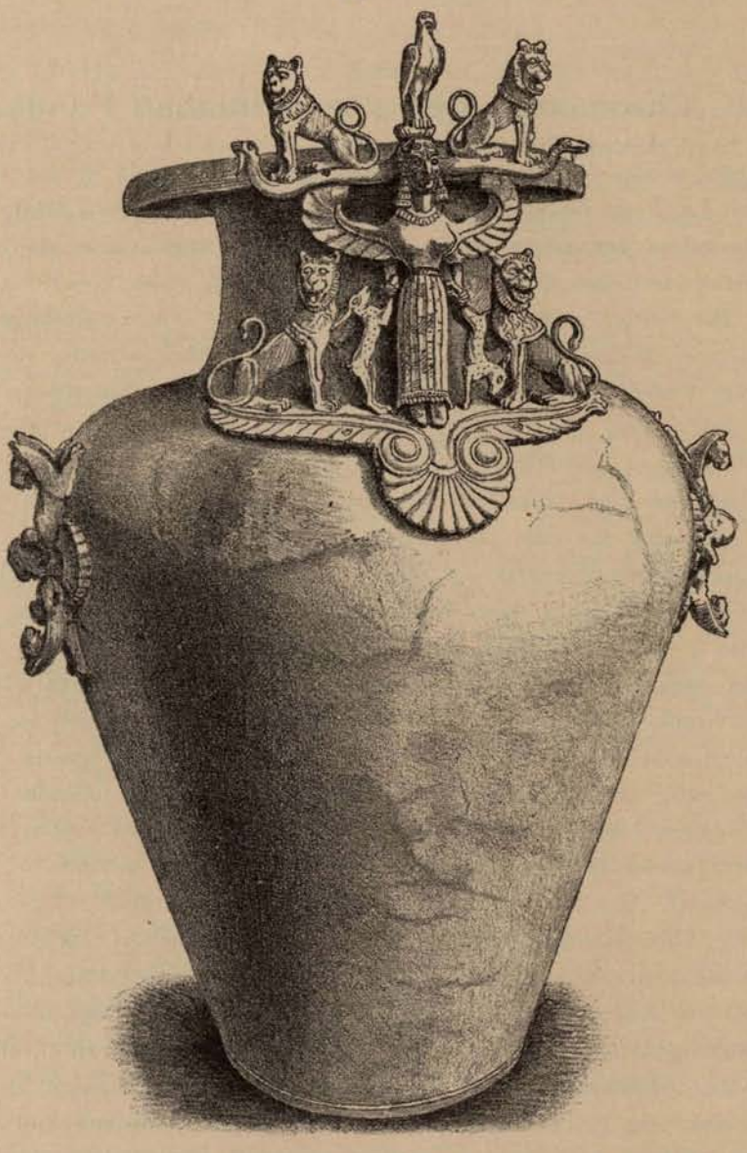
Das «Leitfossil» der zweiten Hallstattzeit ist die Paukenfibel. Neben ihr erscheinen besonders häufig Gürtelbleche. Die Mehrzahl derselben besteht aus Bronze; in reichen Gräbern finden sich auch welche aus Gold, so z. B. in den Grabhügeln von Chatonnaye (Freiburg), Ins und Allenlüften bei Mühleberg (Bern). Die Gürtelbleche weisen oft prächtige Verzierungen auf, die eingestanzt wurden. Auch der Tremolirstich kann nachgewiesen werden. Häufiger jedoch erscheinen getriebene Buckeln, Leisten etc. In Düdingen fand man ein Gürtelblech neben einem runden Bronzekessel. Ein ähnlicher Kessel kam in Zollikon mit kleinen Glasringen und Paukenfibeln zusammen vor, während die Ciste aus dem Grabhügel im Grauholz bei Bern offenbar älter ist.

Wenden wir uns zur La Tène-Periode (Taf. VI), so ist dieselbe von dem ausgezeichneten Forscher Dr. Otto Tischler aus Königsberg für Mitteleuropa in drei Abschnitte geteilt worden, in die Früh-, Mittel- und Spät-La Tène-Zeit. In der Schweiz fällt die letzte Phase dieser Periode zeitlich genau zusammen mit dem Beginn der Römerherr-

schaft. Es bleibt für uns also eine ältere und eine jüngere La Tène-Zeit zu unterscheiden.

In der ältern oder Früh-La Tène-Zeit leitet uns die bekannte Früh-La Tène-Fibel

Fig. 8.



Bronzevase von Grächwil bei Meikirch (Bern).

und das Früh-La Tène-Schwert. Die Grabhügel sind verschwunden, Leichenbrand kann in der schweizerischen Hochebene für das vierte und dritte vorchristliche Jahrhundert nur selten nachgewiesen werden. Auch die Funde differiren wesentlich von jenen der Hallstattzeit. In dieser Epoche haben wir das Inventar eines Volkes vor uns, das über

eine reiche, vom Süden beeinflusste Technik verfügt. Dieses Volk liebte den Schmuck aus Bronze; die Eisenwaffen traten zurück.

In der La Tène-Zeit tritt uns ein Kriegervolk entgegen. Die kalten Eisenwaffen werden immer zahlreicher, die glänzenden Gürtelbleche, die gleissenden Tonnen-Armwülste, die bemalten und verzierten Tongefässe sind verschwunden. Von den Schmucksachen hat sich hauptsächlich die Fibula erhalten können und erscheint in grosser Zahl; die Schmucksachen und feinen Geräte aber, die der Hallstätter liebte, haben den Lanzen und Schwertern Platz gemacht.

In der jüngeren (Tischlers Mittel-) La Tène-Zeit der Schweiz finden sich, wie auch in der älteren Periode, Flachgräber, keine Grabhügel. In diesen Flachgräbern trifft man hie und da Gefässe, die auf der Drehscheibe hergestellt wurden. Interessant sind Ringe aus verschiedenfarbigem Glas, die ebenfalls den letzten zwei vorchristlichen Jahrhunderten angehören. Nicht selten kommen Bronzeketten vor, und zur Seltenheit erscheinen Münzen, wie in den Gräbern von Steinhausen bei Zug (Sequanermünze aus Potin) und Horgen (Goldphilipper). Häufiger sind die Schwerter, Lanzen und Schildbuckel; sogar Sporne kommen vor.

Dieselben Objekte, die uns in den Gräberfunden für die Altersbestimmung massgebend sind, treffen wir auch in Ansiedlungen, Festungswerken, Schatzfunden etc. jener Epoche. Die chronologischen Untersuchungen gestatten heute schon in vielen Fällen, selbst innerhalb der La Tène-Perioden wieder eine ältere von einer jüngeren Phase zu unterscheiden.

Résumé.

In kurzen Zügen haben wir die einzelnen Abschnitte der Urgeschichte der Schweiz zu charakterisiren gesucht. Fassen wir nun die Resultate, die, wie schon gesagt, nur als vorläufige, also unter allem Vorbehalt, gegeben werden, zusammen, so ergibt sich etwa folgendes chronologisches Schema:

I. Die Zeit des Diluvialmenschen (Paläolithische Zeit): 15—20,000 Jahre vor unserer Zeitrechnung. Steppenklima mit nordisch-alpiner Fauna. Postglaciärmensch. Fundorte (Beispiele): Thaingen, Schweizersbild bei Schaffhausen.

Hiatus.

II. Die neolithische Steinzeit. Heutiges Klima mit jetziger Fauna und Flora. Der Mensch ist Viehzüchter und Ackerbauer.

a) Ältere neolithische Zeit. Spärliche Bevölkerung, hauptsächlich in Pfahlbauten. Jagdtiere überwiegen die Haustiere an Zahl. Fundorte: z. B. Schaffis bei Neuveville, ältere Station.

b) Mittlere neolithische Zeit. Zahlreichere brachycephale Bevölkerung. Jagdtiere nehmen ab. Technik der Geräte und Schmucksachen besser. Nefri-

ARCHIVO GENERAL DE ANDALUCIA

toide. Gräber in kleinen Steinkisten. Fundorte: z. B. Pfahlbau Moosseedorf (Bern), Gräber von Pully und Lutry am Genfersee.

c) Jüngere neolithische Zeit (Kupferperiode), zirka 2000 v. Chr. Haustiere überwiegen die Wildtiere an Zahl. Neben brachycephalen auch dolichocephale Menschen. In der Technik, besonders der Keramik, neue Ornamente. Das Kupfer erscheint. Neben Kistengräbern mit Skeletten auch Grabhügel mit Leichenbrand. Fundorte: Pfahlbau Vinelz, Grabhügel von Oberwenigen etc.

III. Die Bronzeperiode. Die Bronze wird eingeführt und verarbeitet. Gold, Blei, Bernstein, Glasperlen. Handel.

a) Erste Bronzezeit: 18. bis 15. vorchristliches Jahrhundert. Leistenkelte, dreieckige Dolche, Bronzeschwerter mit dreieckiger Griffzunge, geschwollene Nadeln mit Loch (Taf. I). Fundorte: Pfahlbaustation des Roseaux bei Morges; Dépôtfunde von Ringoldswil bei Sigriswil, von Salez bei Sennwald und Ober-Illau bei Hohenrain; Skeletgräber von Chandoline bei Savièse und Auvernier.

b) Zweite Bronzezeit (bel âge du bronze): zirka 1500 bis 1000 v. Chr. Fibeln erscheinen. Nadeln von Mohnkopftypus. Verzierte Bronzemesser, Rasirmesser. Lappenkelt, später Düllenbeil. Schwerter mit Flachgriff. Fundorte: Pfahlbauten, Landansiedlungen, befestigte Plätze (Refugien), Gusswerkstätten, Skeletgräber in freier Erde, Grabhügel mit Leichenbrand und Urnengräber.

1. Ältere Epoche des bel âge du bronze, zirka 1500—1200 v. Chr. Peschiera- und halbkreisförmige Fibeln, Ruder- oder Scheibennadeln, gereifelte Nadeln, Spiralringe, Spangen mit welliger Aussenfläche und solche mit kleinen Stollen. Gehänge aus Muscheln und Bronze. Messer und Schwerter mit Griffzungen (Taf. II).
2. Jüngere Phase des bel âge du bronze, zirka 1200—1000 v. Chr. Mohnkopfnadeln, Stollenspangen und Spangen mit Kerbverzierung in Oval, Fibulae a grandi costi, Messer und Bronzeschwerter mit Flachgriff (Taf. III).

c) Dritte Bronzezeit: 1000 bis etwa 750 v. Chr. Situlae, bemalte Tongefässe, Absatzkelte, Schwerter mit massiven Griffen, épées à antennes, Wagenbeschläge, Gürtelhaken, épingles céphalaires, Bronzen mit Eisen-Einlagen (Taf. IV). Fundorte: Pfahlbauten und Gräber.

IV. Die vorrömische Eisenzeit: zirka 750 bis 50 v. Chr. Die Pfahlbauten sind verlassen, die Ansiedlungen auf dem Lande meist befestigt. Eisen ist bekannt; gegen Ende der Periode erscheinen Münzen und Inschriften.

a) Hallstattperiode: zirka 750—400 v. Chr. (Taf. V). Vorherrschen der Bronzeschmucksachen. Lebhafter Verkehr mit dem Süden (Etrusker).

1. Ältere Phase: zirka 750—600 v. Chr. Leitend die Schlangenfibel, Hornfibel (Grabhügel im Burghölzli bei Zürich). Prototypen der Hallstattschwerter.

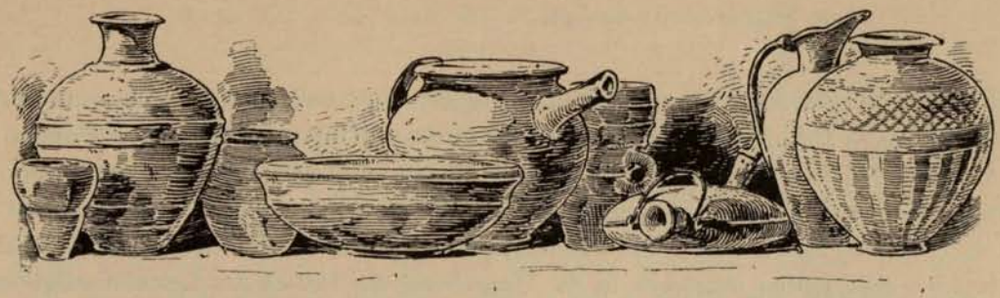
2. Jüngere Phase: zirka 600—400. Leitend: Paukenfibel, getriebene Gürtelbleche, Tonnen-Armwülste, Bekleidungsstücke mit Bronzestiften etc. Zahlreiche Grabhügel in der Hochebene, Flachgräber im Süden der Schweiz.

b) La Tène-Periode: zirka 400—50 v. Chr. (Taf. VI). Oft auch keltische Periode genannt, da in Mitteleuropa besonders keltische Völkerschaften hervortreten.

1. Ältere La Tène-Zeit: zirka 400—200 v. Chr. Früh-La Tène-Fibel, Früh-La Tène-Schwert. Flachgräber mit Skeletten.
2. Jüngere La Tène-Zeit: zirka 200—50 v. Chr. Mittel-La Tène-Fibel, Glasringe, gedrehte Gefässe, Mittel-La Tène-Schwerter, erste Münzen, erste historische Nachrichten.

V. Zeit der Römerherrschaft in der Schweiz. Zirka 50 vor Christo bis 400 nach dem Beginn unserer Zeitrechnung.

VI. Frühgermanische Zeit: zirka 400 bis ins 8. Jahrhundert. Eindringen germanischer Stämme (Alamannen, Burgundionen, Langobarden etc.). Herrschaft der Franken. Karl der Grosse. Urkundliche Nachrichten.



Die Gräberfelder

von

Molinazzo-Arbedo und Castione.

Von

R. Ulrich.

Einleitung.

Das Verdienst, die Archäologen zuerst auf das Gräberfeld von Molinazzo-Arbedo aufmerksam gemacht zu haben, gebührt Herrn Dr. C. v. Planta, Konservator des Rhätischen Museums in Chur. Derselbe berichtete im «Anzeiger für schweizerische Altertumskunde» vom Jahr 1875, pag. 591 u. ff., dass in Molinazzo-Arbedo im Frühjahr 1874 beim Bau eines Hauses vier Gräber aufgefunden worden seien. Er gibt Skizzen der von ihm für das Museum in Chur erworbenen Fundobjekte und bemerkt dabei, dass der grösste Teil des Fundes verloren gegangen sei. Unter den namhaft gemachten Gegenständen befindet sich ein wohlerhaltenes getriebenes Gürtelblech von fast elliptischer Form, eine Certosafibel, eine Golaseccafibel, sowie ein Bruchstück einer Rippenfibel, ferner ein Ring mit Buckeln und ein kleiner vasenförmiger Anhänger; Exemplare beider haben sich seither, am Bügel und an der Nadel der Golaseccafibeln sowie an Bronzeringen angehängt, vorgefunden. Ausser diesen Bronzeobjekten erwarb er noch einen Thonbecher der gewöhnlichen Form.

Über einen zweiten, in nächster Nähe des früheren gemachten Fund berichtet derselbe Herr im «Anzeiger» vom Jahre 1876, pag. 650 u. ff. Es wurden damals zwei weitere Gräber entdeckt. Das eine derselben war leer. Im andern fand man dünne

Bronzeringe verschiedener Grösse mit daran gereihten Bernsteinperlen, vermutlich Armringe, und einen Bronzepfriem mit gebrochener Öse. Unter den neuesten Funden von Arbedo befinden sich ähnliche Pfrieme nebst Pinzette und Ohrlöffel an einem Ringe aufgehängt. Ferner fand man eine unvollständige italische Bogenfibel aus Bronce und zwei jetzt als Schliessen zum Zuhalten des Totenhemdes erklärte Objekte. Gleiche wohl erhaltene Fundstücke sind seither paarweise in der Umgebung des Halses der Leichen aufgefunden worden, weshalb obige Vermutung sich als richtig erweisen dürfte. Ausserdem fand man eine mit eingegrabenem Gittermuster gezierte Urne, sowie einen Becher, beide aus bräunlichem Thon erstellt. Die Vermutungen, welche Herr Dr. C. v. Planta auf Grund obiger Fundstücke bezüglich das Alter und die Zugehörigkeit der aufgedeckten Gräber ausspricht, können auch jetzt noch, nachdem zahlreiche weitere und genau registrirte Funde gemacht worden sind, als im Ganzen zutreffend bezeichnet werden. Über einen weiteren Fund, der im Jahre 1878 in Castaneda im Misox, eine Stunde oberhalb Arbedo, gemacht wurde, berichtet Herr C. Kind im «Anzeiger» von 1880, pag. 70 u. ff. Ausser den bereits bei Molinazzo namhaft gemachten Objekten, die wir hier nicht wiederholen wollen, wurde eine Bronzesitula gefunden. Die Gräber von Castaneda zeigen denselben Charakter wie diejenigen von Molinazzo-Arbedo. Endlich berichtet Herr R. Forrer in der «Antiqua» vom Jahre 1885, pag. 49 u. ff., über die Funde von Molinazzo und Castaneda. Der uns zugewiesene beschränkte Raum gestattet uns indessen nicht, auf diese verdienstliche Arbeit näher einzutreten.

Lange Zeit erhielt man keinerlei Nachrichten über in jener Gegend gemachte weitere Grabfunde. Erst im August 1892 sandte ein in Bellinzona wohnender junger Mann, Herr Gotthard End, an die Direktion des Landesmuseums eine Anzahl Fundstücke aus Gräbern von Castione und den nachfolgenden Bericht, den wir hier folgen lassen:

> Im Anfang des Monats Juni 1892 liess die Gotthardbahn die Wagenrampe der Station Castione verlängern. Das hiezu nötige Material wurde durch Abgrabung einer unmittelbar an der Bahnlinie gelegenen, allmälig gegen den Berg ansteigenden Wiese gewonnen. Die Arbeiter untergruben die Böschung dieser Wiese und stiessen dabei auf Totenschädel, die nach Aussage derselben pyramidal aufgeschichtet waren. Bald kamen auch Töpfe, im ganzen etwa zehn Stück, zum Vorschein. Drei derselben habe ich angekauft, von diesen sandte ich zwei an einen Antiquitätenhändler in Schiers, den dritten habe ich noch zu Hause, er ist oben zerbrochen, trägt aber eigentümliche Zeichen, wie Stempelmarken, an seinem Bauche. Später erwarb ich noch zwei weitere Töpfe. Man fand viele Haftnadeln, Armringe, sowie Ringe zum Aufreihen an Schnüre, alles aus Bronze. Die meisten Stücke wurden von den Hirtenjungen verschleppt, andere von den Passanten weggenommen.
>
> Schon eine oder zwei Wochen waren seit dem Funde verflossen, als ich davon Kenntnis erhielt. In der «Riforma» stand folgende kurze Notiz:
>
> «In Castione fand man in einer Erdgrube 11 Totenschädel, sowie einige alte Töpfe und Gerätschaften.»
>
> Einen der nächsten Abende benutzte ich, um nach Castione zu gehen und mir die Sache anzusehen. Bald darauf machte ich einem befreundeten Manne, der sich für Altertümer interessirt, Mitteilung von dem Funde. Derselbe riet mir, dem Landesmuseum eben-

falls Kenntnis von demselben zu geben. Daraufhin kaufte ich den Fund, den ich Ihnen anfangs dieses Monats habe zugehen lassen. Wegen des Gräberfundes habe ich das ganze Dorf Castione durchstöbert, aber nicht viel gefunden. Bloss eine zerbrochene Haftnadel (Certosatypus) ist zu verkaufen. Ferner besitzt ein Bahnarbeiter einen Topf, zwei Haftnadeln (Certosatypus) und einen Armring, ferner eine Fibel von eigentümlicher Form (Rippenfibel). Die Fibeln sind leider gelötet und der Topf mit Draht gebunden worden. Ich werde Ihnen diese Gegenstände nächstens zusenden. Der in Ihrem Besitze sich befindende Fund wurde in einem Topfe in einer Felsnische gefunden. Die bogenförmigen Stücke waren an eine Schnur gereiht, die der auffindende Arbeiter zerriss und beseitigte. Der Topf wurde, wie ich Ihnen schon früher meldete, zerschlagen und die Scherben weggeworfen.

Am 1. Dezember berichtete Herr End neuerdings, dass er nach längerem Suchen einen weiteren Teil des oben erwähnten Grabfundes aufgefunden habe und denselben nebst einigen Urnen zur Einsicht senden werde. Die Sendung traf im Dezember in Zürich ein und wurde sofort für das Museum angekauft. Damit hatten die Erwerbungen vorderhand ihr Ende erreicht, da eine Ausgrabung durch das Museum selbst, der grossen Entfernung von Zürich wegen, nicht wohl in Aussicht genommen werden konnte.

Erst Ende November 1893 meldete Herr End, es seien in Molinazzo-Arbedo bei Ausgrabung des Kellers für ein Wohnhaus neuerdings Gräber mit bronzenen Schmuckgegenständen aufgefunden worden. Letztere hätte der Grundeigentümer, ein Schreiner namens Pini, an sich genommen, der Sohn desjenigen Mannes, der im Jahre 1874 auf dem benachbarten Grundstücke ein Wohnhaus gebaut und dadurch die erste Entdeckung der Gräber von Molinazzo-Arbedo herbeigeführt hatte. Dem Briefe des Herrn End waren Skizzen der Fundstücke beigelegt. Diese Nachricht veranlasste Herrn Direktor Angst, in Begleitung des Custos Ulrich nach Bellinzona zu reisen, um selbst Einsicht von der Fundstelle zu nehmen. Die Ausgrabung war, wie sich nicht anders erwarten liess, sehr mangelhaft ausgeführt, und viele Objekte, so namentlich die Töpfe, beschädigt worden. Da der Grundeigentümer Pini Lust zeigte, die Ausgrabungen fortzusetzen, so weit sein Gebiet reichte, wurde Herr End von Herrn Direktor Angst beauftragt, die Aufsicht über die ferneren Ausgrabungen zu übernehmen und ein Inventar der Fundstücke, Skizzen der wichtigsten Gräber, sowie einen Situationsplan anzufertigen. Nachdem sich Herr End zur Übernahme dieser Arbeiten bereit erklärt hatte, wurden ihm von Custos Ulrich die nötigen Instruktionen erteilt.

Anfangs Dezember entledigte er sich seines Auftrages durch Einsendung der gewünschten Schriftstücke und Zeichnungen. Da es dem Custos seiner übrigen Geschäfte wegen unmöglich gewesen wäre, diese Arbeiten selbst auszuführen, war derselbe genötigt, dieses allerdings nicht ganz tadellose Material den nachfolgenden Studien zu Grunde zu legen.

Infolge des von Pini geforderten hohen Preises zog sich die Erwerbung der Fundstücke sehr in die Länge. Schliesslich wandte sich derselbe an die Regierung des Kantons Tessin und ersuchte sie, an seiner Stelle mit dem Landesmuseum zu unterhandeln. Im Frühjahr 1894 kam endlich ein Kaufvertrag zustande, laut welchem der

Fund zu gleichen Teilen von der Regierung des Kantons Tessin und vom Landesmuseum, und zwar zu einem verhältnismässig hohen Preise, erworben wurde.

Inzwischen war das alte Wohnhaus Pinis in den Besitz eines Italieners, namens Migliorati, übergegangen, der dasselbe durch Anbauten vergrösserte und in Folge dessen Erdarbeiten auszuführen hatte. Wie bestimmt vorauszusehen war, wurden bei diesem Anlasse weitere Gräber entdeckt. Migliorati, durch den Erfolg seines Nachbars ermutigt, sammelte die Fundstücke sorgfältig, reiste mit denselben nach Zürich und bot sie dem Landesmuseum zum Kaufe an. Es befanden sich darunter sehr wertvolle und gut erhaltene Stücke. Leider waren dieselben aber nicht nach den einzelnen Gräbern ausgeschieden worden. Nachträglich konnte indessen das Inventar der meisten dieser Gräber festgestellt werden. Die angebotenen Objekte wurden sämtlich angekauft. Durch diesen ersten Erfolg ermutigt, setzte Migliorati seine Ausgrabungen so lange fort, bis auch er sein ganzes Grundstück ausgebeutet hatte.

Auch diese nunmehr nach Gräbern ausgeschiedenen Fundstücke gelangten in den Besitz des Landesmuseums. Schliesslich wurden die sämtlichen neu entdeckten Gräber durch Custos Ulrich aufgenommen und in den von Herrn End angefangenen Situationsplan eingezeichnet.

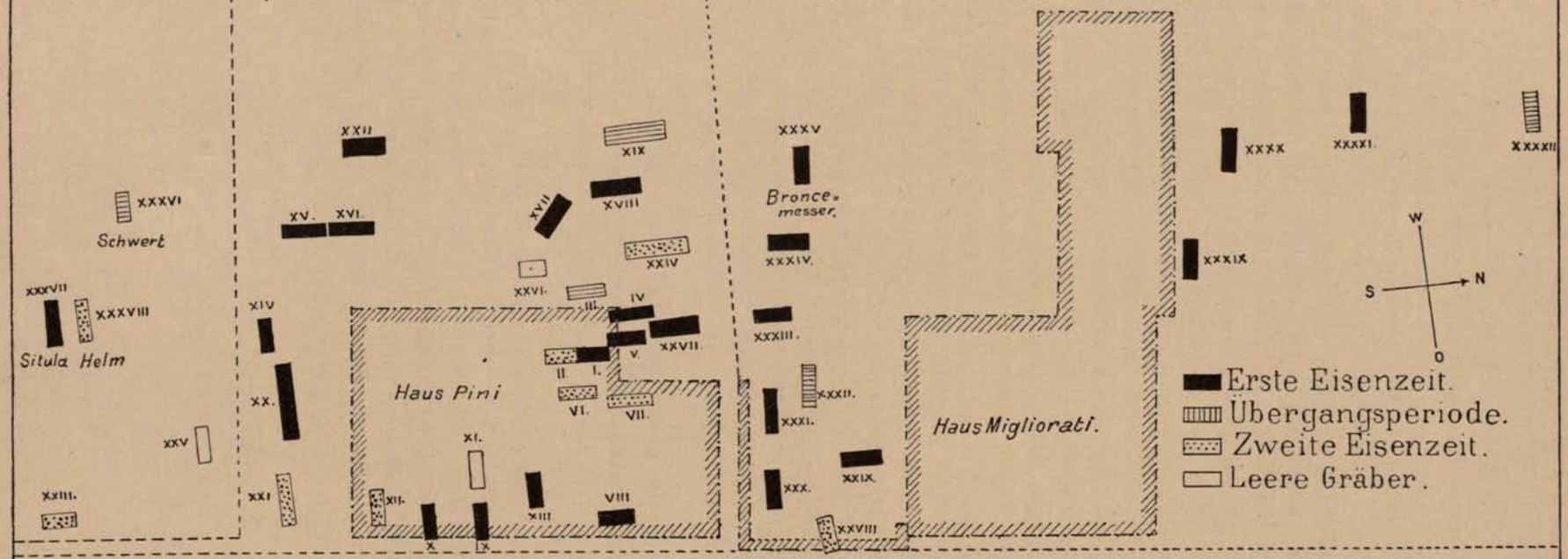
In den Jahren 1895 und 1896 begann Migliorati neben der Fundstelle des Jahres 1892 in Castione zu graben. Nach kurzer Zeit machte er beträchtliche Funde und meldete dies der Direktion des Landesmuseums, worauf Custos Ulrich beauftragt wurde, sich nach Castione zu begeben, um die weiteren Arbeiten zu überwachen und die nötigen Zeichnungen und Fundinventare anzufertigen.

Pini, durch den Erfolg seines Nachbars ermutigt, erwarb das benachbarte Grundstück und machte in demselben ebenfalls eine Ausgrabung. Dieselbe hatte guten Erfolg. Es wurden nebst andern wertvollen Gegenständen eine Anzahl sehr schöner Bronzegefässe zu Tage gefördert.

Das zunächst südlich liegende, einem Herrn Bonzanigo gehörende Grundstück konnte, da der Eigentümer damals seine Einwilligung dazu verweigerte, nicht untersucht werden. Statt dessen beutete Migliorati das südlich an dasselbe stossende Grundstück aus. Das Ergebnis dieser Arbeit war aber ein ziemlich dürftiges. Erst im Herbste des Jahres 1897 liess Herr Bonzanigo durch Migliorati eine Umgrabung seines Grundstückes vornehmen. Im Verhältnis zur Grösse des Komplexes war jedoch auch hier die Ausbeute an Grabfunden gering. In einem Teile desselben fand man statt Gräbern schwache Spuren einer römischen Niederlassung, namentlich Scherben römischer Gefässe und einige kleine Bronzemünzen der späteren Kaiserzeit.

Damit werden nun wohl die Ausgrabungen in Castione und Molinazzo-Arbedo für lange Zeit, wenn nicht für immer, ihr Ende erreicht haben.

Gräberfeld Molinazzo-Arbedo Tessin





Grab XXII — Maasstab = 1:30. — Grab XVIII

Das Gräberfeld von Molinazzo-Arbedo.

Tafel I.

Die Gesamtzahl der genau ausgeschiedenen und im Situationsplan eingezeichneten Gräber des Gräberfeldes von Molinazzo-Arbedo beträgt sechsundvierzig. Dazu kommen die auf neunundzwanzig Cartons zusammengestellten Fundstücke der nicht ausgeschiedenen Gräber nebst den dazu gehörenden Gefässen. Da dieses Material dem Inhalte von 30—35 weiteren Gräbern entspricht, so darf die Gesamtzahl auf rund achtzig geschätzt werden. Von den erstgenannten Gräbern sind vier an das Museum in Bern verkauft worden. Unsere Arbeit wird sich deshalb in erster Linie mit der Untersuchung der übrig bleibenden 42 Gräber zu befassen haben, und hernach auch das Material der nicht ausgeschiedenen Gräber kurz besprechen.

Bekanntlich sind die in einem Grabe sich vorfindenden Fibelformen das sicherste Merkmal, um dessen Alter und Zugehörigkeit, soweit es der jetzige Stand der Wissenschaft erlaubt, zu bestimmen. Wir wollen deshalb, ehe wir zur Betrachtung der einzelnen Gräber übergehen, dieselben, von diesem Gesichtspunkte ausgehend, klassifiziren. Wir erhalten dadurch folgende Gruppen:

	Anzahl
I. Gräber mit Bronzefibeln, Typus Golasecca Nr. 1. 4. 14. 15. 20. 29. 30. 31. 41. (16) ⊙ ⊙ ◇ ⊙ ◇ ⊙ ◇ ◇ ◇	9
II. Gräber mit Bronzefibeln der Typen Golasecca und Certosa Nr. 8. 33. 37. 39. (17) (35) ⊙ ⊙ ◇ ◇	4
III. Gräber mit Bronzefibeln, Typus Certosa Nr. 5. 9. 13. 18. 22. 27. 40. (10) (34) ⊙ ◇ ◇ ⊙ ⊙ ⊙ ◇	7
IV. Gräber mit bronzenen Schlangenfibeln, Sprossenfibeln, flachen Bogenfibeln ohne Spiralfeder Nr. 19 ⊙	1
V. Gräber mit bronzenen Schlangenfibeln, Nr. 42 ◇	1
VI. Gräber mit Schlangenfibeln, hoher Bogenfibel, gerippt, mit Doppelspiralfeder von Bronze Nr. 36	1
VII. Gräber mit Bronzefibeln der Typen Golasecca und Früh-La Tène-Bronze (Marzabotto) Nr. 3 ⊙	1
VIII. Gräber mit Bronzefibeln, Typus Früh-La Tène, Nr. 32 ◇	1
Übertrag	25

NB. Richtung des Grabes Ost-West ist durch ◇ angedeutet.
Richtung Nord-Süd ist durch ⊙ angedeutet.
( ) Gräber ohne Fibeln.

Übertrag	25
IX. Gräber mit Bronzefibel, Typus Golasecca, und Eisenfibeln, Typus Früh-La Tène Nr. 7. 28 (2)	2
X. Gräber mit Bronzefibel, Typus Certosa, und Eisenfibeln, Typus Früh-La Tène Nr. 6. 24	2
XI. Gräber mit Eisenfibeln, Typus Früh-La Tène No. 12. 21. 23 (38)	3
Gräber ohne Fibeln Nr. 2. 10. 16. 17. 34. 35. 38	7
Leere Gräber Nr. 11. 25. 26	3
	42

Um bei der Beschreibung der einzelnen Gräber Wiederholungen vermeiden zu können, wollen wir in erster Linie die vorkommenden Fibeltypen möglichst genau beschreiben.

Tafel 3.

1. **Bronzefibel des Golaseccatypus** (Sanguisuga), so genannt, weil häufig in den Gräberfeldern von Golasecca nahe dem Ausflusse des Tessin aus dem Langensee sich vorfindend.

Der starke *Bügel* schwillt gegen die Mitte an und ist an beiden Enden mit Querriffeln geziert, sein Querschnitt ist kreisförmig. Die *Nadelscheide*, nach oben geöffnet, endigt mit einem aus Kugel und abgestumpftem hohlem Kegel bestehenden Zapfen, sie ist mit einem durch Querriffeln gezierten Schliessring versehen. An das obere Ende des Bügels schliesst sich die *einseitige Spiralfeder* an, deren Ende die *Nadel* bildet. Dieser Nadeltypus ist stets mit mehr oder weniger reichen Hängzierden geschmückt. Gewöhnlich trägt der Bügel einen Wulstring, sodann einen oder mehrere gebuckelte Ringe, kesselförmige Anhänger, kleine Spiralringe, Scheiben mit und ohne getriebene Buckel, verschieden geformte Blechstücke, alles aus Bronze.

2. **Bronzefibel des Certosatypus**, so genannt, weil sie in den Gräbern der Certosa von Bologna zuerst sehr zahlreich gefunden wurde; ein örtlich und zeitlich stark verbreiteter Typus. Ihr *Bügel* ist flach gebogen, von elliptischem Querschnitte, und in der Vorderansicht zweimal anschwellend. Oben endigt derselbe mit einem profilirten Wulste, an den sich die *einseitige Spiralfeder* anschliesst, deren anderes Ende die *Nadel* bildet. Nach unten endigt der Bügel mit einem vortretenden kreisförmigen Knopfe. Hinter der untern Anschwellung des Bügels befindet sich die auf einer Rippe sitzende, nach der Seite sich öffnende *Nadelscheide*. Hängzierden kommen bei diesem Fibeltypus nur ausnahmsweise vor.

3. **Bronzefibel. Flache Bogenfibel ohne Spiralfeder, wohl eine etruskische Fibelform.**

Das einzige Exemplar im Gräberfeld von Molinazzo. Ihr *Bügel* hat elliptischen Querschnitt und schliesst oben mit einer Scheibe ab. Von dieser aus zieht er sich,

gegen die Mitte etwas breiter werdend, in einer flachen Doppelkurve bis über die Nadelscheide hinaus, und endigt, ähnlich wie bei der Certosafibel, mit einem vorspringenden Knopfe. Der untere Teil des Bügels trägt die auf einer Rippe sitzende, sich nach der Seite öffnende *Nadelscheide*. Die oberhalb der Scheibe am oberen Bügelende ansetzende Nadel biegt sich, einen Halbkreis bildend, nach unten und endigt in der Nadelscheide.

4. **Bronzefibel, sogenannte Schlangenfibel,** wohl eine etruskische Form. Den Namen verdankt sie ihrem mehrere Schleifen bildenden *Bügel*. Derselbe schliesst am oberen Ende mit einer Scheibe ab und hat elliptischen Querschnitt. Unterhalb obiger Scheibe bildet der Bügel drei nach oben und unten vorspringende Schleifen, biegt sich dann einwärts und geht in die nach der Seite geöffnete *Nadelscheide* über. Letztere endigt mit einem aus Kugel und Konus bestehenden Schlussknopfe. Oberhalb der Scheibe am oberen Ende des Bügels setzt die *Nadel* an und geht, sich in einem Halbkreise abbiegend, zur Nadelscheide abwärts.

5. **Bronzefibel, sogenannte Hornfibel.** Ein Typus der etruskischen Periode. Ihren Namen verdankt sie den hornartig vorspringenden Bügelzierden. Der *Bügel* hat elliptischen Querschnitt und schliesst oben mit einer Scheibe ab. Von dieser aus zieht er sich in einer durch eine Schleife unterbrochenen Doppelkurve bis zur Nadelscheide hinunter. Oberhalb und unterhalb genannter Schleife sind die horn- und knopfartigen Verzierungen je paarweise angebracht. Die sich nach der Seite öffnende *Nadelscheide* endigt mit einem aus Kugel und Konus bestehenden Knopfe. Die oberhalb der Bügelscheibe ansetzende *Nadel* ist derjenigen der Schlangenfibel vollständig gleich.

6. **Bronzefibel des Früh-La Tène-Typus.** Dieser Fibeltypus findet sich zahlreich in der von Gozzadini 1870 entdeckten etruskischen Stadt *Marzabotto*, woselbst neben den etruskischen auch gallische Fibeltypen gefunden wurden.

Bügel flach gewölbt, oft gegen die Mitte breiter werdend, mit elliptischem oder kreisförmigem Querschnitt. Die unterhalb des Bügels beginnende *Nadelscheide* ist nach oben geöffnet und geht in ein nach oben abgebogenes *Schlussstück* über, das bis an den Bügel hinaufreicht und mit einem verzierten Knopfe endigt. Am obern Ende des Bügels befindet sich die *Doppelspiralfeder*, deren Ende die *Nadel* bildet.

7. **Bronzefibel. Stark gewölbte Bogenfibel des Früh-La Tène-Typus,** mit geripptem Bügel und Doppelspiralfeder, Schlussstück fehlt. Der hochgewölbte *Bügel* ist auf seiner Aussenseite mit flachen Rippen geziert. Die nach oben sich öffnende *Nadelscheide* biegt im rechten Winkel zum Bügel ab. Leider ist dieselbe nur noch teilweise vorhanden. Höchst wahrscheinlich endigte sie ursprünglich, wie bei Typus Nr. 3, mit einem sich nach oben abbiegenden *Schlussstücke*, das mit Knopf oder Scheibe geziert war. An das obere Ende des Bügels schliesst sich die Doppelspiralfeder an, deren Ende die *Nadel* bildet. Eine solche Fibel fand man im Gräberfeld von Dachelsen bei Affoltern a. A., Kanton Zürich.

8. **Eisenfibel. Typus: Früh-La Tène.** Stets in vollständig oxydirtem Zustande sich vorfindend. Der leicht gegen die Mitte anschwellende *Bügel* ist flach gebogen und hat kreisförmigen Querschnitt. Am obern Ende geht er in die *Doppelspiralfeder* über,

welche mit der *Nadel* endigt. An sein unteres Ende schliesst die sich nach oben öffnende *Nadelscheide* an, welche das mit einem Knopfe gezierte, aufwärts gebogene Schlussstück trägt. Die Verbindung des letztern mit dem Bügel ist erst durch die Oxydation entstanden.

Nachdem wir in Vorstehendem die in diesem Gräberfelde vorkommenden Fibeltypen beschrieben haben, wenden wir uns zur Konstruktion der Gräber selbst.

Mit zwei Ausnahmen sind sämtliche Gräber von Molinazzo von rechteckiger Form und in den Massen ziemlich übereinstimmend. Die einen zeichnen sich durch grosse Regelmässigkeit des Baues aus, während andere äusserst flüchtig hergestellt sind. Ihre innere Länge variirt zwischen 1,50 m und 2 m, die innere Breite zwischen 0,30 m und 0,40 m. Die Tiefenlage der Deckplatten unter der jetzigen Bodenfläche beträgt 1 m bis 1.50 m. Die einen Gräber sind annähernd von Ost nach West, die andern dagegen von Nord nach Süd gerichtet. Eine bestimmte Richtung ist jedoch bei keiner der oben erwähnten Gräbergruppen eingehalten worden, denn in jeder derselben kommen Gräber beider Arten vor.

Die Herstellung eines solchen Grabes denken wir uns in folgender Weise:

Nachdem eine genügend grosse und tiefe Grube ausgehoben worden war, wurde deren Boden sorgfältig verebnet. Sodann erstellte man aus Trockenmauerwerk ein zirka 0,30 m hohes Rechteck von oben erwähnter Lichtweite. Die im Tessin überall leicht erhältlichen Gneissplattenabfälle lieferten dazu ein vortreffliches Material. Nun wurde die Leiche in ein Totenhemd eingewickelt, vielleicht auch mit ihrer gewöhnlichen Kleidung angetan und mit den aus Schmuck, Waffen und Gefässen bestehenden Beigaben ausgerüstet, in das Grab gesenkt. Die Schmuckstücke und Waffen befinden sich stets in der Nähe derjenigen Körperteile, an welchen sie bei Lebzeiten getragen wurden. Die Gefässe wurden an den Schmalseiten des Grabes, oberhalb des Kopfes und unterhalb der Füsse der Leiche aufgestellt und mit kleinen gestellten Steinplatten gegen das übrige Grab abgeschlossen, vermutlich um dieselben gegen den Erddruck zu schützen. Nachdem die Leiche in obiger Weise beigesetzt worden war, wurde das Grab mit grossen, genau aneinander passenden Gneissplatten bedeckt. Auf die Fugen der ersten Platten legte man noch kleinere Platten, um das Eindringen von Erde und Sand möglichst zu verhindern; hernach wurde die Grube zugeworfen und verebnet. Ob ursprünglich, wie bei einem Teile der Gräber von Golasecca, auf der Erdoberfläche irgend welche Merkzeichen angebracht wurden, konnte bis jetzt nicht in Erfahrung gebracht werden, da das durchforschte Terrain durchweg aus kultivirtem Boden besteht. Im Laufe der Jahrhunderte ist der Hohlraum des Grabes durch hineingeschwemmten feinen Sand vollständig ausgefüllt worden.

Vom Gerippe findet sich in den meisten Gräbern nicht die kleinste Spur mehr vor. In einzelnen derselben waren mit Grünspan imprägnirte Zähne erhalten geblieben, und in zwei Gräbern wurden geringe Überreste von Arm- und Schenkelknochen vorgefunden. Dagegen lagen in den Aschentöpfen der wenig zahlreichen Brandgräber stets die Überreste der verkalkten Knochen. Abgeliefert wurden die Knochenüberreste der Gräber Nr. 8 und 22, und die verbrannten Knochen des Grabes Nr. 41.

Nach den Gefässen zu schliessen dürften die Gräber Nr. 1, 4, 10 und 19 ebenfalls Brandgräber gewesen sein.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen gehen wir nun zur gruppenweisen Betrachtung der einzelnen Gräber über.

* * *

Gruppe I.

Grab 1. Aschentopf aus grobem Thon (ohne Knochen), Kleiner brauner Henkeltopf. Zwei Bronzefibeln, Typus Golasecca. (Brandgrab?).

Grab 4. Aschentopf aus grobem Thon (ohne Knochen). Kleiner Topf aus grauem Thon. Drei Bronzefibeln, Typus Golasecca. (Brandgrab?).

Grab 14. Als einziger Überrest des Gerippes: 13 Zähne. Grosse Urne mit engem Hals, mit schwarzer Gitterzeichnung geschmückt. Thonbecher, dessen obere Hälfte mit Querrippen geziert ist. Zwei Bronzefibeln, Typus Golasecca, mit zwei kleinen Anhängern. Zwei offene Bronzeringe, ein bronzener Spiralring. Fünf Bernsteinperlen von 7—8 mm Durchmesser. Sechs blaue und zwei schwarze Glasperlen, 5—13 mm Durchmesser.

Grab 15. Sechs Bronzefibeln, Typus Golasecca, von welchen eine mit Buckelring. Ein Bronzespiralarmring mit Bernsteinperle, damit verbunden das Rundgrab Nr. 16.

Grab 16. Brauner Krug mit Henkel und Ausgussrohr, gelber Thonbecher, rote Thonschüssel. Bronzebügel eines hölzernen Kästchens (letzteres verschwunden). Tafel V.

Grab 20. Roter Henkelkrug. Enghalsige rote Urne, gelbe Thonschüssel. Zwei Thonbecher, grau und gelb. Zwei Bronzefibeln, Typus Golasecca. Ein geschlossener Bronzering.

Grab 29. Zweihenkliger Becher, dessen obere Hälfte mit je zwei roten und zwei schwarzen durch schmale Wülste getrennte Streifen geziert ist. Tafel IV. Bronzefibel des Golaseccatypus, geschmückt mit Wulstring, drei Buckelringen und einem Spiralring mit vier kesselförmigen Anhängern. Bronzene Golaseccafibel mit Wulstring, Spiralring mit zwei kleinen Ringen und kesselförmigem Anhänger. Ohrlöffel aus Bronze.

Grab 30. Grosser Thonbecher mit Marke, 8 Körner im Kreise. Tafel IV. Eine grosse bronzene Golaseccafibel mit Wulstring, Buckelring und Spiralring mit fünf kesselförmigen Anhängern. Eine kleine bronzene Golaseccafibel mit vier Ringen und einem kesselförmigen Anhänger. Zwei Ohrringe mit Bernsteinperlen, Collier mit 26 Bernsteinperlen, 3 blauen und 7 weiss und blauen Glasperlen, 3 kleinen Bronzeringen und 2 Anhängern.

Grab 31. Grauer Thonbecher, Grosse bronzene Golaseccafibel mit Wulstring, Spiralring und 2 Buckelringen. Kleine bronzene Golaseccafibel mit 3 Ringen

und 2 kesselförmigen Anhängern. 2 Ohrgehänge aus Bronzedraht mit doppelkonischen Bernsteinperlen (eines unvollständig).

Grab 41. Schwarzer Topf mit Kerbverzierungen längs dem Rande, mit verbrannten Knochen gefüllt. 4 bronzene Golaseccafibeln mit Wulstringen, eine ausserdem mit 2 Buckelringen. 2 bronzene Ohrgehänge mit doppelten Bernsteinperlen. Überrest eines Colliers: 6 kleine Bronzeringe, 1 bronzener Anhänger in Kesselform und 2 blaue Glasperlen. Tafel V.

Gruppe II.

Grab 8. Grosser gelber Thonkrug mit Henkel und Ausgussrohr. Brauner Topf aus grobem Thon. Enghalsige Urne aus feinem rotem Thon. Becher aus feinem gelbem Thon. Drei Schalen aus rotem Thon. Tafel IV. Knochenüberreste. Zwei bronzene Fibeln, Typus Golasecca, mit Wulstring. 3 bronzene Fibeln, Typus Certosa.

Grab 33. Schwarzer Henkeltopf. Collier mit 60 Bronzeringen. Bronzene Certosafibel. Bronzene Golaseccafibel mit Wulstring und kesselförmigem Anhänger. Zwei offene Ringe mit Bernsteinperlen.

Grab 37. Bronzesitula, an welcher der Henkel fehlt. Schwarzer Thonbecher. 2 Golaseccafibeln mit kesselförmigem Anhänger und 10 kleinen Bronzeringen. 1 Bernsteinperle. 1 Fragment eines Ohrgehänges mit kleiner Perle.

Grab 39. Brauner Henkeltopf. 3 bronzene Certosafibeln. 1 bronzene Golaseccafibel mit Wulstring. Teil eines durchbrochenen Gürtelschlosses mit Bronze. Zwei Bronzeknöpfe. Schnallenring von Bronze.

Gruppe III.

Grab 5. Schale aus rotem Thon. 2 Bronzefibeln, Typus Certosa. Kleine bronzene Zierscheibe mit 3 ringförmigen Gräten.

Grab 9. Schale aus rotem Thon. Henkeltopf aus rotem Thon. Becher aus gelbem Thon. Tafel IV. 1 Bronzefibula, Typus Certosa.

Grab 13. Henkeltopf aus rotem Thon. Schale aus rotem Thon. Becher aus gelbem Thon. 1 grosse Bronzefibel, Typus Certosa.

Grab 18. Henkelkrug, mit schwarzem Linienmuster bemalt, graugelber Becher. Sechs Bronzefibeln, Typus Certosa.

Grab 22. Henkeltopf in drei horizontale Streifen geteilt, welche abwechselnd rot und gelb bemalt sind, Mittelstreifen mit schwarzem Gittermuster geziert, schwarzer Becher. Fragment der Hirnschale und zwei Schenkelknochen. 4 bronzene Fibeln, Typus Certosa.

Grab 27. 1 Thonkrug. 4 Bronzefibeln, Typus Certosa (befindet sich in Bellinzona).

Grab 40. Gelber Henkeltopf. Gelbe Schale. 4 grosse Bronzefibeln, Typus Certosa. 1 bronzener Spiralring mit 3 kleinen Anhängringen. 1 bronzener Fingerring.

Gruppe IV.

Grab 19. Gelbe enghalsige Urne, mit schwarzem Gittermuster bemalt. Tafel IV. Schwarzer, roh geformter Aschentopf (verbrannte Knochen fehlen). Zwei bronzene Sprossenfibeln. 1 bronzene Schlangenfibel. 1 bronzene flache Bogenfibel (ohne Spiralfeder).

Gruppe V.

Grab 42. Gelbe Urne mit engem Hals. 4 bronzene Schlangenfibeln. 4 bronzene Doppelspiralringe. 2 bronzene Fingerringe.

Gruppe VI.

Grab 36. Bronzesitula. Kleines Holzgefäss mit Griff. Schwarzer Thonbecher. Zwei bronzene Schlangenfibeln. 1 bronzene Bogenfibel mit Rippen und Doppelspiralfeder, Schlussstück fehlt (Früh-La Tène-Typus). Eisernes, einschneidiges Kurzschwert mit hölzernem, eisenbelegtem Griff und eiserner Scheide (Taf. V). Gürtelbeschläg, bestehend aus zwei Eisenringen und durchbrochenem, eisernem Gürtelschloss.

Gruppe VII.

Grab 3. Grosser, mit feinen Querriffeln gezierter Becher aus feinem schwarzem Thon (Tafel IV). Kleiner Becher aus feinem braunschwarzem Thon. Kleiner Topf aus grobem grauem Thon. 3 Henkeltöpfe aus feinem rotem Thon. 4 Bronzefibeln, Typus Golasecca. 2 Bronzefibeln, Typus Früh-La Tène (Marzabotto). 2 geschlossene Bronzeringe (einer derselben verziert). 1 glatter, offener Bronzering mit Bernsteinperle. 1 kleiner Anhängering von Bronze.

Gruppe VIII.

Grab 32. Schwarze konische Schale mit senkrecht aufsteigendem Rande. 2 geschlossene Bronzearmringe. 2 bronzene Spiralringe mit Bernsteinperlen. 1 Bronzefibel, Typus Früh-La Tène (Marzabotto). 1 Bronzefibel, Typus Früh-La Tène mit langem Schlussstück.

Gruppe IX.

Grab 7. Schale aus feinem, rotem Thon. Grosse, doppelkonische Bernsteinperle mit Bronzedrahtring (Ohrgehänge). Bronzefibel, Typus Golasecca, mit zwei Wulstringen und grosser, mit getriebenen Buckeln gezierter Scheibe. Bronzefibel, Typus Golasecca, mit Wulstring, Buckelring und kesselförmigem Anhänger. 2 Eisenfibeln, Typus Früh-La Tène.

Grab 28. Schön geformter grauer Henkeltopf mit eingegrabenen schwarzen Linienornamenten. Bronzefibel, Typus Golasecca, mit drei Buckelringen und einem Ring mit lilienförmigem Anhänger. Grosse Eisenfibel, Typus Früh-La Tène, mit fünf kesselförmigen Anhängern aus Bronze. 2 Mantelschliessen aus Bronze.

2 fragmentarische Ohrgehänge aus Bronzedraht mit doppelkonischen Bernsteinperlen (Tafel V).

Gruppe X.

Grab 6. Henkeltopf aus grobem, grauem Thon. Becher aus schwarzem Thon. Bronzefibel, Typus Golasecca. Bronzefibel, Typus Certosa. Eisenfibel, Typus Früh-La Tène.

Grab 24. 2 Henkeltöpfe, der eine gelb, der andere braun. 2 Töpfe, der eine grau, der andere gelb. Ein schwarzbrauner Becher. Grosser, geschlossener Bronzering. 2 Bronzefibeln, Typus Certosa. 2 Eisenfibeln, Typus Früh-La Tène. 1 eiserner, durchbrochener Gürtelhaken (Fragment). 2 eiserne Ringfragmente.

Gruppe XI.

Grab 12. Enghalsige Urne aus feinem, rotem Thon. Becher aus feinem, rotem Thon, 2 Eisenfibeln, Typus Früh-La Tène; Fragment.

Grab 21. Gelber Henkeltopf. 2 Eisenfibeln, Typus Früh-La Tène (die eine ohne Schluss-Stück).

Grab 23. Rundgrab aus Steinen und Platten, Durchmesser zirka 1 m. Rote, enghalsige Urne. 2 Eisenfibeln (Typus Früh-La Tène).

* * *

Gräber ohne Fibeln.

Grab 2. Schön geformte, kreiselförmige Urne mit schmalem Fuss und engem Halse, aus gelbem Thon, mit vier schmalen, horizontalen Wulsten geziert (Tafel IV) 2 Ohrgehänge aus Bronzedraht mit doppelkonischen Bernsteinperlen. Drei Perlen aus opakem Glase. (Der gleichen Ohrgehänge wegen unter Gruppe IX eingereiht.)

Grab 10. Topf aus grobem, grauem Ton (vielleicht Aschentopf). Schale aus rotem Ton. Becher aus grauem Ton (bei Gruppe III eingereiht).

Grab 17. Schwarzer Henkeltopf mit eingegrabenem Gittermuster. Durchbrochener Gürtelhaken aus Bronze. 4 zum Gürtel gehörende Bronzeknöpfe. Zwei Bernsteinperlen (Tafel V). (Des Gürtelschlosses wegen bei Gruppe II eingereiht).

Grab 34. Rote Thonschale. Gelber Thonbecher. Bronzener Spiralring mit 2 Anhängringen. Grosser offener Bronzering (bei Gruppe III eingereiht).

Grab 35. Glatter, brauner Topf. Kleines Bronzemesser mit gestanzten Ornamenten längs dem Rücken der Klinge, Griff fehlt (bei Gruppe II eingereiht). (Tafel V.)

Grab 38. (Die Steine der Umfassungsmauer, sowie die Platten des Grabes befinden sich im Museum). Halbkugelförmiger Eisenhelm mit Bekrönung, aber ohne

Krempe, gallischer Typus (Tafel IV) (unter Gruppe XI eingereiht). (Montelius, Civilisation primitive de l'Italie. Atlas, Tafel 64, Fig. 2.)

* * *

Fundstücke der nicht ausgeschiedenen Gräber.

Die schon weiter oben erwähnten 29 Cartons mit dem Bronze- und dem Eisenschmuck der nicht ausgeschiedenen Gräber und die dazu gehörenden vollständigen Gefässe nebst einer Anzahl nicht verwendbarer Scherben zerfallen in zwei Abteilungen.

I. 24 Cartons und 28 Gefässe, zur Abtretung an die Regierung des Kantons Tessin bestimmt.

II. 5 Cartons und 10 Gefässe, welche der Sammlung des Landesmuseums einverleibt werden sollen.

Die Cartons I, II, III, IV, V, VI, VII, VIII, IX, X, XIII, XIV, XV, XVI, XVIII, XIX, XX, XXI, XXII, XXIII, XXIV der ersten Abteilung enthalten sämtlich Bronzefibeln der Typen Golasecca und Certosa, die erstern mit den schon erwähnten Anhängern versehen.

Die Cartons IX, X, XII derselben Abteilung enthalten dagegen Eisenfibeln des Früh-La Tène-Typus. Carton XI enthält Bronzefibeln des Früh-La Tène-Typus (Marzabotto). Von anderen Objekten sind zu erwähnen:

1. Offene, mit Querriffeln gezierte Bronzeringe mit Bronzeanhängern und Bernsteinperlen (Cartons IV, IX, XIX, XX).
2. Doppelkonische Bernsteinperlen (Cartons V, VIII, XIV, XV).
3. Blaue Glasperlen (Carton XII).
4. Gürtelschloss aus Eisen (Carton XII).
5. Mantelhaken von Bronze (Cartons XV, XX).

Die 28 dazu gehörenden Gefässe sind folgende: 2 Henkelkrüge, wovon einer mit Ausgussrohr, 10 Urnen, 2 Henkeltöpfe, 5 Schalen, 8 Becher, 1 Bronzesitula.

Diese erste Abteilung enthält keine bei den ausgeschiedenen Gräbern nicht bereits vertretene Objekte, bedarf also keiner speziellen Beschreibung. Die zweite Abteilung dagegen weist eine Anzahl besonders bemerkenswerter Stücke auf, die wir im Nachfolgenden näher beschreiben wollen.

Carton 1. Ungewöhnlich grosse Schlangenfibel von Bronze, vollständig erhalten; am obern Ende des Bügels eine grosse Scheibe, die unterste Bügelschleife und das Bügelende sind mit Gravirungen geziert. (Tafel III, Nr. 4). Bernsteinperle in Pinienzapfenform mit Öse. Bernsteinperle in Form einer abgestumpften Pyramide mit Öse. 6 glatte blaue Glasperlen. 4 gerippte blaue Glasperlen mit weissem Ring. 1 blaue Glasperle mit weissen und schwarzen Augen.

Carton 2. Bronzefibel des Früh-La Tène- oder Marzabotto-Typus von ungewöhnlicher Grösse, in vorzüglichem Erhaltungszustande. Der stark gewölbte Bügel ist

2 fragmentarische Ohrgehänge aus Bronzedraht mit doppelkonischen Bernsteinperlen (Tafel V).

Gruppe X.

Grab 6. Henkeltopf aus grobem, grauem Thon. Becher aus schwarzem Thon. Bronzefibel, Typus Golasecca. Bronzefibel, Typus Certosa. Eisenfibel, Typus Früh-La Tène.

Grab 24. 2 Henkeltöpfe, der eine gelb, der andere braun. 2 Töpfe, der eine grau, der andere gelb. Ein schwarzbrauner Becher. Grosser, geschlossener Bronzering. 2 Bronzefibeln, Typus Certosa. 2 Eisenfibeln, Typus Früh-La Tène. 1 eiserner, durchbrochener Gürtelhaken (Fragment). 2 eiserne Ringfragmente.

Gruppe XI.

Grab 12. Enghalsige Urne aus feinem, rotem Thon. Becher aus feinem, rotem Thon, 2 Eisenfibeln, Typus Früh-La Tène; Fragment.

Grab 21. Gelber Henkeltopf. 2 Eisenfibeln, Typus Früh-La Tène (die eine ohne Schluss-Stück).

Grab 23. Rundgrab aus Steinen und Platten, Durchmesser zirka 1 m. Rote, enghalsige Urne. 2 Eisenfibeln (Typus Früh-La Tène).

* * *

Gräber ohne Fibeln.

Grab 2. Schön geformte, kreiselförmige Urne mit schmalem Fuss und engem Halse, aus gelbem Thon, mit vier schmalen, horizontalen Wulsten geziert (Tafel IV) 2 Ohrgehänge aus Bronzedraht mit doppelkonischen Bernsteinperlen. Drei Perlen aus opakem Glase. (Der gleichen Ohrgehänge wegen unter Gruppe IX eingereiht.)

Grab 10. Topf aus grobem, grauem Ton (vielleicht Aschentopf). Schale aus rotem Ton. Becher aus grauem Ton (bei Gruppe III eingereiht).

Grab 17. Schwarzer Henkeltopf mit eingegrabenem Gittermuster. Durchbrochener Gürtelhaken aus Bronze. 4 zum Gürtel gehörende Bronzeknöpfe. Zwei Bernsteinperlen (Tafel V). (Des Gürtelschlosses wegen bei Gruppe II eingereiht).

Grab 34. Rote Thonschale. Gelber Thonbecher. Bronzener Spiralring mit 2 Anhängringen. Grosser offener Bronzering (bei Gruppe III eingereiht).

Grab 35. Glatter, brauner Topf. Kleines Bronzemesser mit gestanzten Ornamenten längs dem Rücken der Klinge, Griff fehlt (bei Gruppe II eingereiht). (Tafel V.)

Grab 38. (Die Steine der Umfassungsmauer, sowie die Platten des Grabes befinden sich im Museum). Halbkugelförmiger Eisenhelm mit Bekrönung, aber ohne

Krempe, gallischer Typus (Tafel IV) (unter Gruppe XI eingereiht). (Montelius, Civilisation primitive de l'Italie. Atlas, Tafel 64, Fig. 2.)

* * *

Fundstücke der nicht ausgeschiedenen Gräber.

Die schon weiter oben erwähnten 29 Cartons mit dem Bronze- und dem Eisenschmuck der nicht ausgeschiedenen Gräber und die dazu gehörenden vollständigen Gefässe nebst einer Anzahl nicht verwendbarer Scherben zerfallen in zwei Abteilungen.

I. 24 Cartons und 28 Gefässe, zur Abtretung an die Regierung des Kantons Tessin bestimmt.

II. 5 Cartons und 10 Gefässe, welche der Sammlung des Landesmuseums einverleibt werden sollen.

Die Cartons I, II, III, IV, V, VI, VII, VIII, IX, X, XIII, XIV, XV, XVI, XVIII, XIX, XX, XXI, XXII, XXIII, XXIV der ersten Abteilung enthalten sämtlich Bronzefibeln der Typen Golasecca und Certosa, die erstern mit den schon erwähnten Anhängern versehen.

Die Cartons IX, X, XII derselben Abteilung enthalten dagegen Eisenfibeln des Früh-La Tène-Typus. Carton XI enthält Bronzefibeln des Früh-La Tène-Typus (Marzabotto). Von anderen Objekten sind zu erwähnen:

1. Offene, mit Querriffeln gezierte Bronzeringe mit Bronzeanhängern und Bernsteinperlen (Cartons IV, IX, XIX, XX).
2. Doppelkonische Bernsteinperlen (Cartons V, VIII, XIV, XV).
3. Blaue Glasperlen (Carton XII).
4. Gürtelschloss aus Eisen (Carton XII).
5. Mantelhaken von Bronze (Cartons XV, XX).

Die 28 dazu gehörenden Gefässe sind folgende: 2 Henkelkrüge, wovon einer mit Ausgussrohr, 10 Urnen, 2 Henkeltöpfe, 5 Schalen, 8 Becher, 1 Bronzesitula.

Diese erste Abteilung enthält keine bei den ausgeschiedenen Gräbern nicht bereits vertretene Objekte, bedarf also keiner speziellen Beschreibung. Die zweite Abteilung dagegen weist eine Anzahl besonders bemerkenswerter Stücke auf, die wir im Nachfolgenden näher beschreiben wollen.

Carton 1. Ungewöhnlich grosse Schlangenfibel von Bronze, vollständig erhalten; am obern Ende des Bügels eine grosse Scheibe, die unterste Bügelschleife und das Bügelende sind mit Gravirungen geziert. (Tafel III, Nr. 4). Bernsteinperle in Pinienzapfenform mit Öse. Bernsteinperle in Form einer abgestumpften Pyramide mit Öse. 6 glatte blaue Glasperlen. 4 gerippte blaue Glasperlen mit weissem Ring. 1 blaue Glasperle mit weissen und schwarzen Augen.

Carton 2. Bronzefibel des Früh-La Tène- oder Marzabotto-Typus von ungewöhnlicher Grösse, in vorzüglichem Erhaltungszustande. Der stark gewölbte Bügel ist

mit Gravirungen geziert. Das aufwärts gebogene Schluss-Stück trägt an seinem Ende einen den Rachen aufreissenden Drachenkopf von trefflicher Arbeit. (Tafel III, Nr. 6). Ohrgehänge von Bronze, halbkreisförmiger Bronzedraht, an einem Ende mit einer aufsteigenden Spirale geziert. Wahrscheinlich war an demselben früher eine Bernsteinperle angesteckt. Zwei offene bronzene Armringe, mit Querriffeln geziert, mit je einer Bernsteinperle.

Carton 3. Zwei leichte Bronzefibeln des Marzabotto-Typus; der Bügel der einen ist mit Querriffeln reich verziert, an der andern ist das Schluss-Stück abgebrochen. (Tafel III, Nr. 6). 2 etwas stärker konstruirte Bronzefibeln desselben Typus, beide nicht vollständig erhalten. 2 Eisenfibeln, dem Früh-La Tène-Typus verwandt, jedoch äusserst seltene Exemplare. Die eine mit steil abbiegendem Bügel, hat eine ungewöhnlich grosse Doppelspiralfeder, ähnlich den Bronzefibeln von Egerten-Ütliberg-Zürich, welche ebenfalls mit Certosafibeln gefunden wurden. Leider fehlt das aufwärts gebogene Schluss-Stück. Die andere zeigt einen halbkreisförmigen, mit 6 Wulsten geschmückten Bügel; auch bei dieser ist das Schluss-Stück verloren gegangen. (Tafel III, Nr. 8).

Carton 4. 4 Eisenfibeln des Früh-La Tène-Typus, vollständig erhaltene Exemplare. Ein durchbrochenes Gürtelschloss aus Eisen. 2 geschlossene ovale Eisenringe.

Carton 5. 4 Eisenfibeln des Früh-La Tène-Typus, vollständig erhaltene Exemplare. 1 leichter Gürtelhaken von Eisen. 1 Abziehstein, wahrscheinlich früher mit Holz- oder Horngriff versehen.

Die dazu gehörenden 10 Gefässe sind folgende: 4 weithalsige Urnen, von welchen 1 Stück mit Henkel, 2 Stück mit Wulsten und 1 Stück mit Gittermuster. 3 Schalen mit Wulstrand. 3 Becher, von welchen einer mit Marke und Querriffeln.

Es ergibt sich aus Obigem, dass sich der Charakter des Gräberfeldes durch das Hinzutreten dieser Objekte in keiner Weise ändert. Zu bedauern ist einzig, dass sich das Gesamtinventar der Gräber, zu denen diese Objekte gehören, nicht mehr feststellen lässt.

Das Gräberfeld von Castione.

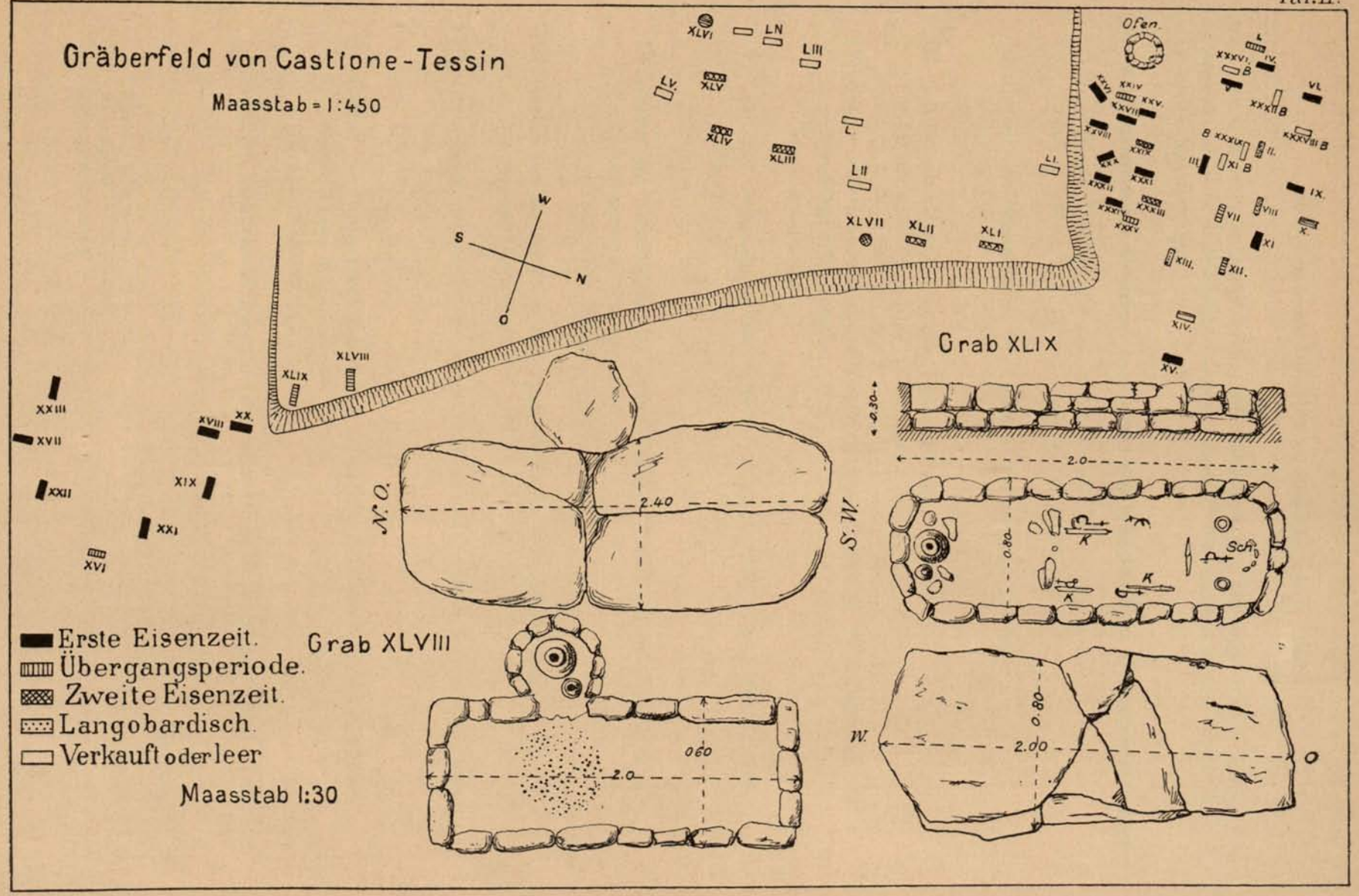
Tafel II.

Nachdem wir im vorhergehenden Abschnitte das Gräberfeld von Molinazzo-Arbedo besprochen haben, erübrigt uns noch die Beschreibung des Gräberfeldes von Castione. Die Gesamtzahl der im Situationsplan eingezeichneten Gräber dieses Gräberfeldes beträgt 55, dazu kommen noch 10 nicht eingezeichnete, leere Gräber. Von ersteren sind fünf an das Museum in Bern verkauft worden, und sechs befinden sich im Besitze des Herrn Bonzanigo in Bellinzona.

Unsere Arbeit wird sich somit auf die übrig bleibenden 44 Gräber zu beschränken haben. Da die verkauften Gräber ausschliesslich Doubletten enthalten, wird durch den Wegfall derselben der Charakter des Gräberfeldes in keiner Weise geändert. Wenn

Gräberfeld von Castione-Tessin

Maasstab = 1:450



- Erste Eisenzeit.
- Übergangsperiode.
- Zweite Eisenzeit.
- Langobardisch.
- Verkauft oder leer

Maasstab 1:30

wir diese Gräber in ähnlicher Weise, wie diejenigen von Molinazzo-Arbedo ausscheiden, so ergeben sich zwei Hauptabteilungen, nämlich die vorchristlichen Gräber und die langobardischen Gräber.

A. Vorchristliche Gräber mit den nachfolgenden Unterabteilungen.

I. Gräber mit Bronzefibeln des Typus Golasecca
Nr. 3. 18. 19. 21. 34. (17) (20) (22) (23) (26) (27) 5
◇ ⊙ ◇ ◇ ⊙

II. Gräber mit Bronzefibeln der Typen Golasecca und Certosa
Nr. 9. 11 2
⊙ ◇

III. Gräber mit Bronzefibeln des Typus Certosa
Nr. 4. 5. 6. 15. 25. 30. 31. 32 (28) 8
⊙ ⊙ ⊙ ⊙ ⊙ ⊙ ⊙ ⊙ ⊙

IV. Gräber mit Bronzefibeln der Typen Certosa, Golasecca, Schlangenfibel und Bogenfibel (Palestrina)
Nr. 1. 24. 48. 49 4
⊙ ⊙ ◇ ◇

V. Grab mit Bronzefibeln der Typen Golasecca, Certosa und Früh-La Tène (Marzabotto)
Nr. 7 1
◇

VI. Gräber mit Bronzefibeln der Typen Certosa, Früh-La Tène (Peschiera mit anschliessendem Schlussstück)
Nr. 10. (16) ohne Fibeln 1
⊙

VII. Gräber mit Bronzefibeln der Typen Früh-La Tène (Marzabotto)
Nr. 35. 46. (Rundgrab) 2
⊙

VIII. Grab mit Bronzefibeln der Typen Certosa und Früh-La Tène (Misox, Fibel mit Kopf)
Nr. 12 1
◇

IX. Gräber mit Bronzefibeln der Typen Golasecca und Früh-La Tène und Eisenfibeln, Typus Früh-La Tène
Nr. 33. 47 (rund) 44 1
⊙ ⊙

X. Grab mit Bronzefibeln, Typus Golasecca, und Eisenfibeln, Typus Früh-La Tène
Nr. 42 1
◇

Übertrag 26

Richtung des Grabes Ost-West ◇
Richtung des Grabes Nord-Süd ⊙
Gräber ohne Fibeln ( )

Übertrag 26

XI. Grab mit Bronzefibeln, Typen Certosa und Früh-La Tène, Eisenfibeln, Typus Früh-La Tène
Nr. 29 1
⊙

XII. Grab mit Bronzefibeln, Typus Früh-La Tène, und Eisenfibeln, Typus Früh-La Tène
Nr. 43 1
⊙

XIII. Gräber mit Eisenfibeln, Typus Früh-La Tène
Nr. 41. 45 2
⊙ ⊙

Gräber ohne Fibeln
Nr. 16. 17. 20. 22. 23. 26. 27. 28 8
⊙ ⊙ ⊙ ⊙ ⊙ ⊙ ⊙ ⊙

Gräber mit Knochen, ohne Beigaben
Nr. 14 und 11 nicht bezeichnete, wahrscheinlich langobardische Gräber 1

B. Langobardische Gräber.

Nr. 2. 8. 13 3
⊙ ⊙ ⊙

42

An Fibeltypen bietet das Gräberfeld von Castione gegenüber demjenigen von Molinazzo-Arbedo wenig neues, weshalb wir zum grossen Teil auf die früher gegebenen Beschreibungen verweisen können.

Es sind folgende bereits beschriebene Fibeltypen vertreten:

Bronzefibel: Typus Golasecca, Certosa, Früh-La Tène (Marzabotto), Schlangenfibel.

Eisenfibel: Typus Früh-La Tène.

Neu sind dagegen die nachfolgenden Fibeltypen:

Tafel III.

9. **Bronzefibel.** Stark gewölbte *Bogenfibel. Bügel* mit flach elliptischem Querschnitt; an seinem untern Ende trägt er die sich nach oben öffnende *Nadelscheide* und endigt mit einem nach vorn aufsteigenden stumpfen *Schlussstück.* An das obere Bügelende schliesst sich die Doppelspiralfeder an, deren Ende die *Nadel* bildet (Palestrina Montelius, 161).

10. **Bronzefibel.** Eine dem *Früh-La Tène*-Typus verwandte Form. *Bügel* halbkreisförmig, gegen die Mitte anschwellend, beidseitig mit Querrippen geziert, zwischen welchen sich eine früher mit Email ausgefüllte Rinne hinzieht. Unterhalb des Bügels ist die nach oben sich öffnende *Nadelscheide* angebracht, an welche sich das nach rückwärts gebogene *Schlussstück* anschliesst. Letzteres endigt mit einer mit Email oder

Koralle belegten Scheibe und einem Knöpfchen, das eine entfernte Ähnlichkeit mit einem helmbedeckten Menschenhaupte hat. An das obere Bügelende schliesst sich die ungewöhnlich kräftige, breit gewundene *Doppelspiralfeder* an, welche mit der *Nadel* endigt. Ähnliche Fibelform in Benacci-Bologna, Montelius 158. Gleiche Stücke in Misox gefunden.

11. **Bronzefibel,** eine dem *Früh-La Tène-Typus* verwandte Form. Der *Bügel,* nahezu halbkreisförmig gebogen, hat elliptischen Querschnitt und glatte Oberfläche. An seinem untern Ende ist seitlich die sich nach oben öffnende *Nadelscheide* angebracht. Von dort aus steigt derselbe aufwärts und verbindet sich, eine Schlaufe bildend, mit seinem mittleren Teile. Der obere Teil dieser *Bügelschlaufe* ist mit Querrippen geziert. An das obere Bügelende schliesst sich die kräftige *Doppelspiralfeder* an, welche mit der *Nadel* endigt. Eine gleiche, jedoch unvollständige Fibel befindet sich unter den Fundstücken der Pfahlbaustation Peschiera am Gardasee.

12. **Bronzefibel.** Unter den ersten, leider grossenteils verloren gegangenen Fundstücken von Castione befindet sich eine *Rippenfibel* (Fibula a grandi coste), welche wir zum Schlusse beschreiben wollen.

Ihr halbkreisförmiger, gegen die Mitte anschwellender *Bügel* hat kreisförmigen Querschnitt und ist seiner ganzen Länge nach mit Querrippen geschmückt. Längs seiner Vorderseite läuft ein Draht, ursprünglich zum Tragen kleiner Ketten mit Hängzierden bestimmt, von denen noch einige kleine Überreste vorhanden sind (siehe Montelius Civil. prim. Nr. 47). Der Bügel schliesst an seinem unteren Ende mit der nach oben sich öffnenden *Nadelscheide* ab. Das obere Bügelende geht in die einseitige *Spiralfeder* über, deren Ende die *Nadel* bildet.

Mit Bezug auf die Konstruktion der Gräber haben wir dem bei Anlass der Beschreibung des Gräberfeldes von Molinazzo-Arbedo bereits Gesagten wenig beizufügen. Die vorchristlichen Gräber sind den oben beschriebenen vollständig gleich. Die langobardischen Gräber, ähnlich konstruirt wie die übrigen, liegen dagegen bloss einen Meter oder noch weniger tief unter dem Boden. In den letztern finden sich stets bedeutende Knochenreste, hie und da noch ganze Gerippe vor, dagegen fehlen in manchen Gräbern dieser Abteilung die Beigaben gänzlich.

* * *

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen gehen wir nunmehr zur gruppenweisen Betrachtung der einzelnen Gräber über.

Gruppe I.

Grab 3. Kleine, kreiselförmige braune Urne (Tafel IV). Kleiner, brauner Thonbecher (Tafel IV). 2 bronzene Golaseccafibeln mit je einer Zierscheibe an der Nadel und je einem Wulstring und drei Buckelringen am Bügel. 2 kleine, bronzene Golaseccafibeln mit je einem Wulstringe. 1 bronzener Ohrlöffel. 1 glatter

Bronzering. 1 bronzener Fingerring. 1 Armband, bestehend aus elf dunkelblauen Glasperlen und einer Bronzeschliesse (Tafel VI).

Grab 18. Grosse, graue Urne, deren untere Hälfte mit senkrechten, schwarzen Streifen geziert ist. Die obere Hälfte ist durch einen horizontalen, schwarzen Streifen in zwei Zonen geteilt, welche beide mit rautenförmigem, schwarzem Gitterwerk geschmückt sind. Der Hals ist schwarz bemalt (Tafel IV). Bernsteinarmband mit 32 Perlen. 5 bronzene Golaseccafibeln, wovon zwei mit kleinen Bronzeringen am Bügel, zwei mit kleinen Bronzeringen und Scheibchen und eine mit zwei kleinen Bronzeringen und einer eisernen *Schlaufe*, ein *Schädelfragment*.

Grab 19. Enghalsiger Thonkrug, brauner Thonbecher mit zwei Ringmarken (Tafel IV). Knochenfragmente. 4 grosse, bronzene Golaseccafibeln mit Koralleneinlagen auf dem Bügel. 1 Fragment einer solchen. 1 kleiner Bronzering. 2 kleine Golaseccafibeln mit Koralleneinlagen. 2 Bernsteinperlen. Fragment einer Bernsteinperle.

Grab 21. Brauner Henkeltopf mit eingeritztem Gittermuster. Brauner Thonbecher mit drei Ringmarken. Knochen und Schädelfragmente. 4 grosse, bronzene Golaseccafibeln mit Koralleneinlagen auf dem Bügel. 4 kleine bronzene Golaseccafibeln mit Koralleneinlagen. 2 Bernsteinperlen.

Grab 34. Gelber Thonbecher. Gelber Henkeltopf. Rotbrauner Henkeltopf (Fragment), dessen untere Hälfte mit senkrechten, schwarzen Linien, die obere mit schwarzem, rautenförmigem Gitterwerk geziert ist. 4 bronzene Golaseccafibeln mit Wulstring. 1 kleiner, eiserner Gürtelhaken. 2 Ohrringe mit Bernsteinperlen. 1 kleiner Bronzering.

Grab 17. Henkeltopf aus grobem, braunem Thon.

Grab 20. Enghalsiger Krug aus gelbem Thon.

Grab 22. Henkelkanne mit Ausgussrohr aus gelbem Thon (Tafel IV). Henkeltopf aus braunem Thon.

Grab 23. Enghalsige Urne aus gelbem Thon. Henkeltopf aus braunem Thon.

Grab 26. Gelbe Urne mit Wülsten.

Grab 27. Kleine, graue Urne mit scharfkantigem Bauche, Hals mit kleinen Querriffeln geziert (Scherben). 2 vollständige bronzene Armspangen mit kleinen Stollen. 3 zerbrochene bronzene Armspangen. Verbrannte Knochen (Brandgrab, Anfang der ersten Eisenzeit oder Ende Bronzezeit).

Gruppe II.

Grab 9. Enghalsige kleine Urne aus gelbem Thon. 2 bronzene Certosafibeln, 1 bronzene Golaseccafibel. 2 leichte Bronzeringe mit Bernsteinperlen. 1 bronzenes Ziergehänge mit drei leichten Bronzeringen. Überreste von Knochen und Zähnen.

Grab 11. Hellbrauner Henkeltopf, 2 bronzene Golaseccafibeln. 2 bronzene Certosafibeln. 1 Stilus von Eisen. 1 Messer von Eisen.

Gruppe III.

Grab 4. 1 Thonbecher, gelb. 1 Bronzearmring mit vier kleinen, bronzenen Ringen und 2 vasenförmigen Anhängern. 4 bronzene Certosafibeln. 1 Halsband mit sechs Bernsteinperlen, 3 blauen Glasperlen, 3 kleinen Bronzeringen und zwei linienförmigen Anhängern. Zähne und Knochenreste.

Grab 5. 1 Thonbecher, gelb. Knochenreste. 6 Certosafibeln von Bronze.

Grab 6. Brauner Thonbecher. Knochenreste. 6 Certosafibeln. Fragment eines bronzenen Gürtelbeschläges.

Grab 15. 2 bronzene Certosafibeln. 1 Gürtelhaken von Eisen. 2 Ringe von Eisen. 1 Messer von Eisen.

Grab 25. 1 Becherfragment. 1 Schädel und Knochenfragmente. 1 Bronzesitula mit Tragbügel. 1 bronzener Ring. 2 bronzene Certosafibeln. 3 Fragmente eiserner Gürtelschnallen.

Grab 30. Bronzesitula mit eisernem Tragbügel. 1 schwarzer Thonbecher. 2 bronzene Certosafibeln.

Grab 31. Bronzesitula mit Tragbügel (Tafel IV). 4 grosse Certosafibeln, Bronze. Bronzene Ringe und Anhänger eines Halsschmuckes. Früh-La Tène-Schwert, dessen Scheide auf einer Seite aus Bronze, auf der andern Seite aus Eisen besteht. Das Ortsband ist ganz aus Bronze erstellt und beiderseits mit drei kleinen Buckeln geziert. Am obern Ende ist die Scheide mit einer mit zwei Knöpfen gezierten Bronzeborde eingefasst (Tafel VI). Kleiner Gürtelhaken von Eisen. 2 Eisenringe, wovon einer fragmentirt.

Grab 28. 1 Bronzesitula mit Tragbügel. 1 Becher von rotem Thon. 1 gelber Thonbecher, fragmentirt. Knochenreste.

Grab 32. Gelber Thonbecher. 7 bronzene Certosafibeln. Durchbrochene Gürtelschnalle von Eisen. 2 Ringe von Eisen (Tafel VI).

Gruppe IV.

Grab 7. Ohrgehänge von Bronzedraht mit Bernsteinperle. Kleine Armspange von Bronze. 1 bronzene Früh-La Tène-Fibel (Marzabotto). 2 bronzene Certosafibeln. 2 bronzene Golaseccafibeln, die eine mit Wulstring. 2 Ringfragmente, bronze. 1 bronzenes Spangenfragment. 1 Gürtelhaken von Eisen. Knochenreste (Tafel VI).

Gruppe V.

Grab 35. Bronzene Schnabelkanne mit verziertem Henkel (Tafel IV). 1 Becherfragment. 1 bronzene Früh-La Tène-Fibel (Marzabotto).

Grab 46. 1 Becher, gelb (Brandgrab?). 1 bronzene Früh-La Tène-Fibel mit Kopf (Misox, Benacci). 4 offene Bronzeringe.

Gruppe VI.

Grab 12. Henkeltopf aus gelbem Thon. 2 bronzene Früh-La Tène-Fibeln (Marzabotto). 2 Certosafibeln (Tafel VI).

Gruppe VII.

Grab 10. Schale aus rotem Thon. Becher aus rotem Thon. 1 bronzene Früh-La Tène-Fibel (Peschiera). 2 bronzene Certosafibeln. 2 bronzene Ringe mit Bernsteinperlen.

Grab 16. Speiseschale aus rotem Thon. Becher aus gelbem Thon.

Gruppe VIII.

Grab 1. Bronzene, cylinderförmige Reisetrinkflasche mit kurzem, engem Halse und Tragbügel, Oberfläche vollständig schmucklos (Tafel IV). Offenes Bronzebracelet, an den beiden Enden mit je vier mit schwarzem Email ausgefüllten Augen geziert, an denselben ein Anhänger in Vasenform. Offener, schwerer, bronzener Fussring von ovalem Querschnitt mit spitz zulaufenden Enden, an letzteren einige schwache Erhöhungen. Oberfläche schmucklos. Offener, leichter Bronzering mit spitzen Enden. Italische Bogenfibel (Palestrina), bronze. 4 bronzene Certosafibeln.

Grab 24. 3 Certosafibeln, bronze. 1 Früh-La Tène-Fibel, bronze (Marzabotto). 1 Schlangenfibel, bronze, fragmentirt. 1 Bronzenadel mit kolbenförmigem Kopfe (Kolbennadel). 1 Bronzemesser, am Griff Überreste von Knochenbelag, Spitze der Klinge abgebrochen. Bronzeblechfragment. Schädel- und Knochenreste.

Grab 48. Zwei Fragmente von Schlangenfibeln, bronze. Grosse, schwarze Urne. Becher aus gelbem Thon.

Grab 49. Grosse, schwarze Urne. Becher gelb. 1 bronzene Golaseccafibel mit Scheibe. 3 bronzene Golaseccafibeln. 1 bronzene Schlangenfibel (Fragment). 2 bronzene Ringe, fragmentirt. 2 bronzene Spiralringe, fragmentirt.

Gruppe IX.

Grab 33. Gelbe Urne mit enger Mündung. Rote Thonschale mit Flicklöchern (Taf. IV). 1 bronzene Golaseccafibel mit Wulstring und drei kleinen Ringen. 1 bronzene Früh-La Tène-Fibel (Marzabotto). 2 Früh-La Tène-Fibeln von Eisen. 1 Gürtelhaken von Eisen.

Grab 44. Krug mit enger Mündung, fragmentirt. 2 offene Bronzearmbänder mit Bernsteinperle. 1 bronzene Certosafibel. 1 bronzene Früh-La Tène-Fibel (Marzabotto). 2 Früh-La Tène-Fibeln von Eisen. 2 Bronzeringe, fragmentirt.

Grab 47. Becherfragment. 2 kleine, bronzene Armbänder. 2 bronzene Golaseccafibeln mit Wulstring. 1 bronzene Früh-La Tène-Fibel (Marzabotto). 1 eiserne Früh-La Tène-Fibel.

Gruppe X.

Grab 42. Kleiner Krug mit enger Mündung. 2 Ohrgehänge aus Bronzedraht mit Bernsteinperle. 2 bronzene Golaseccafibeln mit Wulstring. 1 Früh-La Tène-Fibel aus Eisen.

Gruppe XI.

Grab 29. Grosse Bronzesitula mit Tragbügel. Holzgefäss. Tonbecher, gelb. 2 Certosafibeln, bronze. 1 Früh-La Tène-Fibel, bronze. 1 Früh-La Tène-Fibel von Eisen. 1 Gürtelschnalle von Eisen. 1 bronzener Spiralring.

Gruppe XII.

Grab 43. Henkeltopf mit weiter Mündung. 2 offene, bronzene Armringe mit Bernsteinperle. 2 bronzene Früh-La Tène-Fibeln mit gebuckeltem Bügel (Schluss-Stück fehlt). Eine Früh-La Tène-Fibel von Eisen.

Gruppe XIII.

Grab 41. Krug mit enger Mündung. 2 kleine Bronzebracelets mit Bernsteinperle. 1 bronzener Spiralfingerring. 2 Eisenfibeln, Früh-La Tène-Typus.

Grab 45. Henkeltopf. 1 bronzenes Armband mit Bernsteinperle. 3 Eisenfibeln des Früh-La Tène-Typus.

* * *

Am Schlusse der Beschreibung der Gräber dieser Abteilung angelangt, dürfte es am Platze sein, noch der auf den Thonbechern vorgefundenen Marken, sowie der Art der Herstellung der Gefässe zu gedenken.

1. **Grab 30.** Molinazzo.
   Marke: Doppelkreis mit 8 bombirten Körnern.
2. **Grab 19.** Castione.
   Marke: Dreifacher Kreis, zweimal.
3. **Grab 21.** Castione.
   Marke: Dreifacher Kreis, dreimal.
4. Castione, ohne Nummer.
   Marke: Dreifacher Kreis, einmal.
5. Castione, ohne Nummer.
   Marke: Drei Tiere.

Wir sind geneigt, anzunehmen, dass die überwiegende Mehrzahl unserer Gefässe mittelst der Drehscheibe hergestellt wurde. Bekanntlich war dieselbe in Griechenland schon im 7. Jahrhundert v. Chr. im Gebrauche, wie aus bildlichen Darstellungen jener Zeit zu entnehmen ist. Wir dürfen deshalb wohl annehmen, dass diese im Grunde genommen einfache Vorrichtung im 6. Jahrhundert auch den Etruskern bekannt war. Sogar die aus grobem Thon gefertigten Aschentöpfe haben eine so regelmässig runde Form, dass an deren Herstellung ohne Drehvorrichtung kaum zu denken ist. Noch viel unwahrscheinlicher erscheint aber die Anfertigung der grossen und dazu auffallend dünnwandigen, sowie der mit Wulsten oder Ringen gezierten Gefässe ohne Anwendung einer Drehscheibe. Der Einwand, dass man auf ihrer Oberfläche keine Spuren der beim Drehen gebrauchten Werkzeuge bemerke, ist nicht stichhaltig, da durch das nachherige

Poliren der Gefässe die Drehstriche verwischt wurden. Zudem scheint ihre Oberfläche bei Anlass dieser zweiten Manipulation mit einer Schicht feinen Lehms überzogen worden zu sein, welche ohne Zweifel von Hand aufgetragen wurde. Sicher ist, dass ein im Besitze einer Drehscheibe sich befindender Hafner alle Gefässe ohne Ausnahme auf derselben verfertigte, da deren Herstellung auf diesem Wege mit grösster Leichtigkeit und Schnelligkeit möglich war.

Nehmen wir deshalb diese Herstellungsart für einzelne Gefässe einer Gräbergruppe an, so sind wir genötigt, sie auch für die andern zuzugeben.

B. Langobardische Gräber.

Grab 2. 2 Bronzearmspangen mit anschwellenden, kannelirten Stollen. 1 Bronzeschnalle mit Schlaufe. 2 silberne Ohrgehänge, von welchen eines mit Pastaknopf geschmückt ist. Grosse, rote Reibschale. Kleiner, gelber Thonbecher.

Grab 8. 1 eiserne Spata mit einem Fragment Hornbelag. 1 eiserne Skramasax. 1 eiserne Sax. 4 eiserne Gürtelschnallen, von welchen ein Stück reich silbertauschirt. 2 eiserne Riemenzungen, von welchen ein Stück reich tauschirt. 1 eiserne Gürtelplatte, tauschirt. 5 diverse eiserne Gürtelbeschläge, von welchen zwei dreieckig und tauschirt, zwei kreuzförmig, einer rechteckig mit Ring und vier Nieten. 3 kreisförmige Eisenknöpfe, 4 kleine Bronzebeschläge. Schädel und Knochen. Topf aus grauem Thon.

Grab 13. Roher Topf ohne Henkel. 1 Bronzeschnalle samt Gegenstück. 1 bronzene Riemenzunge. 2 kleine, bronzene Anhänger.

Schlussbetrachtung.

Nachdem wir in den vorhergehenden Abschnitten die Gräberfelder von Molinazzo-Arbedo und Castione in ihren Einzelheiten besprochen haben, soweit es der Umfang und Zweck der vorliegenden Arbeit, welche nicht ausschliesslich für gelehrte Kreise, sondern für das gesamte gebildete Publikum berechnet ist, zuliess, erübrigt uns noch, unsere Ansicht über ihr Alter und ihre Zugehörigkeit auszusprechen.

Nach den umfassenden und gediegenen Vorarbeiten der italienischen Gelehrten Gozzadini, Zannoni, Marchesetti und anderer, des Schweden Oskar Montelius, sowie der gelehrten Mitarbeiter der «Revue Celtique» fällt uns dies nicht allzu schwer, denn wir haben dem von den genannten Gelehrten bereits Gesagten nur wenig Neues beizufügen.

Durch die grossartigen Ausgrabungen Zannonis in der Certosa von Bologna ist festgestellt worden, dass rotfigurige griechische Vasen des sechsten bis fünften Jahrhunderts v. Chr. mit Fibeln des Certosatypus, sowie mit Bogenfibeln, Kahnfibeln, Schlangenfibeln und Hornfibeln vereinigt gefunden wurden, womit nachgewiesen ist, dass diese sämtlichen Fibeltypen jener Zeit angehören. Ein ganz ähnliches Ergebnis hatten die Ausgrabungen Marchesettis in S. Lucia bei Tolmino. Dort wurden ausser-

dem noch Fibeln des mit der Kahnfibel nahe verwandten Sanguisuga-Typus gefunden. Der wesentliche Unterschied zwischen den Gräbern der Certosa und denjenigen von S. Lucia besteht in der Art der vorgefundenen Gefässe, hier griechische Vasen, dort einheimische Gefässe. Marchesetti erklärt sich diesen Unterschied durch die Abgelegenheit des Gräberfeldes von S. Lucia, in Folge deren die griechischen Töpferei-Erzeugnisse erst viel später in jener Gegend bekannt wurden.

Gestützt auf die vorgefundenen Fibeltypen gibt Marchesetti dem Gräberfelde von S. Lucia das Alter der Gräber der Certosa von Bologna.

Die Gräberfelder von Golasecca, nahe dem Ausflusse des Tessins aus dem Langensee gelegen, sind dem eben genannten nahe verwandt. Gleichzeitig zeigen die dortigen Funde eine auffallende Ähnlichkeit mit denjenigen von Castione und Molinazzo-Arbedo, ein Umstand, der sich durch die geringe Entfernung der beiden Gräberfeldgruppen zur Genüge erklärt. Pompeo Castelfranco bespricht die Gräberfelder von Golasecca im Bullettino di Paletnologia Italiana von 1875. Er glaubt, dass sie aus dem Ende der ersten Eisenzeit, also aus dem 7. bis 6. Jahrhundert vor Christo stammen. Ausser den in S. Lucia vorkommenden Fibeltypen ist hier auch der Sanguisuga-Typus sehr zahlreich vertreten, weshalb derselbe oft auch als Golasecca-Typus bezeichnet wird.

Aus dem eben Gesagten darf mit ziemlicher Sicherheit der Schluss gezogen werden, dass diejenigen Gruppen unserer beiden Gräberfelder, welche die Golaseccafibel, Certosafibel, Bogenfibel ohne Spiralfeder, Schlangenfibel und Sprossen- oder Hornfibel aufweisen, der oben bezeichneten Periode respektive der Zeit vor der Einwanderung der Gallier angehören. Ähnlich wie in Golasecca dürfte sich auch bei uns eine ältere und eine jüngere Gruppe ausscheiden lassen. Wir behalten uns jedoch genauere Studien in dieser Richtung bis zu der Zeit vor, wo wir die übrigen Gräberfelder von Arbedo und Castione zu besprechen im Falle sein werden.

Wenn wir die eben besprochenen Gräber als unter dem Einflusse der etruskischen Kultur entstanden betrachten, haben wir nun noch zu untersuchen, welchen Kulturperioden die übrigen Gräber ihre Entstehung verdanken.

Zu Anfang des vierten Jahrhunderts vor Christo, vielleicht in kleinen Gruppen schon früher, drangen die Gallier in grossen Massen in Italien ein und setzten sich in der Po-Ebene fest. Im Jahre 390 rückten sie dann bekanntlich bis gegen Rom selbst vor. Wir dürfen wohl annehmen, dass sie gleichzeitig auch gegen Norden sich ausdehnten und das damals «Leventina» geheissene Tessintal besetzten. Die damalige Bevölkerung dieses Tales, ohne Zweifel eine mit derjenigen der Po-Ebene nahe verwandte, wie wir aus der Vergleichung der Gräberfunde von Golasecca mit den unserigen schliessen müssen, wurde entweder unterworfen oder verdrängt. Diesem Eindringen der Gallier, bezw. ihrer Vermischung mit der italischen Urbevölkerung, hat unserer Ansicht nach die zweite Hauptgruppe unserer Gräber ihren Ursprung zu verdanken. Es sind dies diejenigen Gräber, welche gallische Fibeltypen aufweisen, also die Früh-La-Tène-Typen von Marzabotto, von Peschiera, von Misox (Schlussstück mit Kopf), von Dachelsen-Zürich (Schlussstück mit Scheibe), endlich die Früh-La Tène-Eisenfibel in ihren verschiedenen Formen.

Neben obigen Fibeltypen kommen, wie wir gesehen haben, in einzelnen Gräbern auch Typen der ersten Periode vor. Wir schreiben diese Erscheinung der Vermischung der Urbevölkerung mit den Galliern zu. Aus obigen historischen Daten darf man wohl den Schluss ziehen, dass die ältesten Gräber mit gallischen Fibeltypen dem Anfange des vierten Jahrhunderts vor Christo angehören.

Die Fibeltypen der Mittel- und Spät-La Tène-Zeit sind in unsern Gräberfeldern bis jetzt gar nicht vertreten. Wir ziehen daraus den Schluss, dass dieselben vom zweiten Jahrhundert vor Christo an ausser Gebrauch gekommen seien. Das Gräberfeld von Castione weist dagegen neben den bisher besprochenen Gräbern in kleiner Zahl zwischen die anderen hineingestreut, Gräber der Völkerwanderungszeit auf, deren Besprechung am Schlusse der vorliegenden Betrachtung folgen wird.

Vorerst wollen wir in Kürze die Ansicht des Herrn H. d'Arbois de Jubainville über die Abstammung der Bevölkerung des Tessintales während der eben besprochenen beiden Kulturperioden mitteilen (siehe Revue Celtique, Band XI, pag. 159 u. f.).

Nach seiner Meinung war die Urbevölkerung des Tessintales ein ligurischer Stamm, genannt die «Orumbovier». Er beweist dies durch die Endungen asco und asca einer grösseren Zahl von Ortsnamen des Tessintales, wie z. B. Biasca, Bignasco, Giubiasco u. s. w. Ein später von uns zu besprechendes Gräberfeld trägt den gleich endigenden Namen Cerinasca. Seine Gräberfunde haben in der Tat einen ausgesprochen italischen Charakter und unterstützen somit die obige Behauptung des französischen Gelehrten in vollstem Masse. Die erste Hauptgruppe unserer Gräber wäre demnach ligurischen Ursprungs.

Mit ebenso grosser Bestimmtheit äussert sich der gleiche Gelehrte mit Bezug auf die gallische Bevölkerung des Tessintales, welcher die zweite Hauptgruppe unserer Gräber zugewiesen worden ist. Er sagt wörtlich:

«Die Lepontier, ein Stamm der Gallier, bewohnten das Tessintal und die Umgebung von Domo d'Ossola, dem Hauptorte eines Bezirkes der Provinz Novarra im Piemont.»

Am Schlusse des Artikels sagt er ferner:

«Die Lepontier waren ein gallischer Stamm, welcher sich auf einem früher ligurischen Territorium ansiedelte.»

Ohne uns ein Urteil über die verdienstliche Arbeit des Herrn H. d'Arbois de Jubainville anmassen zu wollen, hielten wir es für unsere Pflicht, diejenigen unserer Leser, welchen dieselbe noch nicht bekannt sein sollte, hiedurch darauf aufmerksam zu machen.

Zum Schlusse folgt nun noch eine kurze Besprechung der Gräber der Völkerwanderungszeit.

Eine historische Tatsache ist die Gründung des Langobardenreiches in Ober-Italien durch Alboin im Jahre 568 nach Christo. Dem Quellenbuch zur Schweizergeschichte von Dr. W. Öchsli, pag. 81, entnehmen wir ferner die erste Erwähnung Bellinzonas im Jahre 590 durch Gregor von Tours X 3:

«Auf einem Zuge der Franken nach Italien unter den Herzögen Audovald und Wintrio trennte sich der erstere mit sechs Unterführern vom Hauptheere und wandte

sich gegen Mailand. Einer seiner Unterführer, «Olo», unternahm bei diesem Anlasse einen Streifzug gegen die Burg «Bellinzona», die von den Langobarden besetzt war. Er wurde bei der Belagerung dieser Burg durch einen Speerwurf verwundet und starb daselbst.»

Wir können aus dieser Nachricht mit Sicherheit entnehmen, dass die «Leventina» im sechsten Jahrhundert im Besitze der Langobarden war. Die letzte Gruppe unserer Gräber ist somit langobardischen Ursprungs und gehört frühestens dem sechsten bis siebenten christlichen Jahrhundert an.

* * *

Am Schlusse unserer Arbeit angelangt haben wir noch die angenehme Pflicht, den Herren Dr. Zeller-Werdmüller, Prof. Dr. W. Oechsli und Dr. Hoppeler für die mehrfachen freundlichen Winke und Mitteilungen, die uns diese Herren im Verlaufe derselben haben zukommen lassen, unsern verbindlichsten Dank auszusprechen.

Die Backsteine von S. Urban.

Von

Josef Zemp.

Den Reiz der Neuheit besitzt eine Studie über die mittelalterlichen Terrakotten von S. Urban scheinbar nicht mehr. Von einzelnen Altertumsfreunden[1]) schon in den sechsziger Jahren beachtet, fand dieser Gegenstand in dem Genfer Graveur Hermann Hammann († 1875) seinen ersten Bearbeiter[2]). Hammann schrieb als Dilettant, und sein Verdienst besteht neben der Sammlung von Fundberichten hauptsächlich in artistischen Zugaben, mässig guten, vom Autor in Originalgrösse radirten Abbildungen der damals bekannten Ornamente.

Zahlreiche Funde haben seither das Wissen gemehrt[3]), und heute, da diesen Schätzen im Landesmuseum besondere Auszeichnung erwiesen und in den meisten Altertumssammlungen der Schweiz ein Platz gewährt ist, lockt es, das Ganze zu über-

[1]) Unter diesen verdienen besondere Erwähnung der vielseitige Solothurner Historiker Jakob Amiet († 1883), der Luzerner Sammler Jakob Meyer-Bielmann († 1877) und Herr F. R. Zimmerlin in Zofingen, der den dortigen Funden längst ein hervorragendes Interesse entgegenbringt.

[2]) Hermann Hammann, Briques Suisses ornées de bas-reliefs du 13 et 14 siècle (Mémoires de l'Institut national Genèvois, XII, 1869, und XIII, 1877; im Folgenden abgekürzt «H I» und «H II»). — Derselbe, Die verzierten Backsteine der Schweiz, namentlich in S. Urban (Geschichtsfreund, Bd. 28, 1873).

[3]) Die Fundberichte finden sich im Anzeiger für schweizerische Altertumskunde. Die Einzelzitate werden im Verlaufe der folgenden Ausführungen gegeben. — Hier ist noch zu verweisen auf Rahn, Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz, Zürich 1876, S. 394.

schauen. Ein erster Abschnitt dieser Darstellung soll die Fundorte und geschichtlichen Nachweise, ein zweiter die architektonische Formenlehre, die Herstellungstechnik und Verzierung der Backsteine von S. Urban behandeln [1]).

Rätselvolles Dunkel schwebt über den Anfängen und Voraussetzungen, sowie über dem Ende der Backsteinfabrikation des Cisterzienser-Klosters S. Urban. Wir sehen um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts einen reichverzierten Kreuzgang aus gebranntem Ton entstehen, verfolgen etwa fünfzig Jahre lang den klösterlichen Betrieb, der in weitem Umkreise die Stiftungen des Cisterzienser-Ordens, sowie die befreundeten Städte, Burgen und Kirchen mit Bauteilen aus verziertem Backstein versorgt; wir bewundern eine staunenswert entwickelte Technik und fremdartige Schönheit der in die Werkstücke eingepressten Ornamente, unter die sich Proben eines roheren Lokalstiles mischen, aber rückwärts sind uns die Fäden der Entwicklung abgeschnitten. Das Auftreten dieses Kunstzweiges im Kloster S. Urban bleibt vorläufig ein unerklärtes Phänomen. Den Weg zu Ursprung und Quelle zu weisen möge dem Glück einer späteren Forschung gelingen [2]). Rätselhaft ist auch der Untergang. So viel nur glauben wir zu erkennen, dass der Betrieb zu Anfang des 14. Jahrhunderts aufhörte [3]).

---

[1]) Den Gegenstand zu erschöpfen, erlaubt der abgesteckte Umfang dieser Abhandlung nicht. Alles wesentliche aber soll seine Stelle finden. — Als Vorarbeit hatte ich die Fundstellen zu besuchen und ein beschreibendes Inventar sämtlicher Backsteine, deren Existenz ich kannte, aufzunehmen. — Für die Mitteilung einer Anzahl urkundlicher Nachweise bin ich meinem Freunde Dr. R. Durrer, Staatsarchivar in Stans, besonders verpflichtet. Meinen besten Dank für Beiträge zu diesen Studien spreche ich auch den Herren Prof. Dr. J. R. Rahn in Zürich, Staatsarchivar Dr. Th. v. Liebenau in Luzern, Staatsarchivar H. Türler und Direktor H. Kasser in Bern aus. — Die photographischen Originalaufnahmen der Abbildungen in Lichtdruck und Autotypie hat Herr R. Breitinger-Wyder in Zürich freundlichst besorgt.

[2]) Ob man einen Zusammenhang mit französisch-burgundischen oder mit oberitalienischen Vorbildern finden wird, bleibt abzuwarten. — Suchen wir nach mittelalterlichen Backsteinbauten auf Schweizerboden, so gibt es eine Anzahl unverzierter Konstruktionen, die mit den Backsteinen der S. Urbaner Gruppe in keinerlei Zusammenhang stehen: S. Gervais, Tour Baudet und Tour Maitresse in Genf, Schloss Vufflens, Estavayer, Münchenweiler, Donjon des Schlosses Burgdorf, einige Tessiner Bauten. — Die Zusammenstellung dieser Bauten gütigst mitgeteilt von Professor Dr. J. R. Rahn.

[3]) Ausser dem Stil der Ornamente und Architekturformen, der in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts weist, aber eine genaue Abgrenzung nicht erlaubt, dienen folgende Daten, die ich aus den nachstehenden Ausführungen als zuverlässigste auswähle, zur Fixirung der Zeitgrenzen des S. Urbaner Betriebes.

Zwischen 1246 und 1249 Beginn des Kreuzganges von S. Urban.
1251 erstes Auftreten der auf einem Wappenmodel vorkommenden Namensform Torberg (vorher de Tore).
1265 Bau des S. Urbanhofes in Zofingen.
1275 resp. 1279 Bau des Klosters Ebersecken.
1290 Hausbau in Olten.
1302 oder 1303 Grabplatte der Jordana von Pont in Fraubrunnen.
1309 Zerstörung fertiger Backsteinarchitekturen in Altbüron. — Untergang der auf den Wappenreihen vertretenen Freiherren von Balm.
1316 (?) Jahrzahl auf Fragmenten von Fraubrunnen.

Dann verlieren sich alle Spuren des Betriebes von S. Urban. Schon die Daten von Fraubrunnen gelten für denselben vielleicht nicht mehr, da dieses Kloster möglicherweise eigene Werkstätten besass.

Er hatte — und das verleiht der Sache einen weiteren kunstgeschichtlichen Reiz — lange genug gedauert, um auf verschiedene Punkte Anregung zu üben. Das Cisterzienserinnen-Kloster Fraubrunnen, dessen verzierte Backsteine einen Teil ihrer Ornamente mit S. Urban gemein haben, legte sich unter dem Einflusse dortiger Vorbilder einen kleinen Vorrat eigener Model zu. Im Kloster Frienisberg treffen wir neben einer älteren, mit S. Urban direkt zusammenhängenden Gruppe von Backsteinen auch eine jüngere, selbständige Art. Spuren einer nachahmenden Tätigkeit treten uns in einzelnen Funden von Kappelen (Kt. Bern), Aarau und Olten entgegen. Verzierte Backstein-Bodenplatten romanischen Stiles, die man in der Ruine von Alt-Strassberg bei Büren (Kt. Bern) fand, mögen trotz ihrer selbständigen Ornamentik doch unter einer gewissen Anregung von Seite der S. Urbaner Gruppe entstanden sein. An einer Stelle endlich, zu Beromünster, entwickelte sich gegen Ende des 13. Jahrhunderts ein umfangreicher, zweifellos vom Vorbild der S. Urbaner Werkstätten angeregter Betrieb. Ein Ornamentmodel hat Beromünster direkt von dort entlehnt, die übrigen bilden einen selbständigen Formenschatz [1]).

I. Die Fundorte.

S. Urban.

In dem ehemaligen, 1848 aufgehobenen Cisterzienser-Kloster S. Urban [2]) ist bis jetzt kein einziger verzierter Backstein in seiner ursprünglichen Lage getroffen worden. Sämtliche Fundstücke hatten als Baumaterial zu späteren Konstruktionen gedient, und viele der schönsten Exemplare fand man als gewöhnliche Mauersteine verbaut. Das kann nicht überraschen, wenn wir uns die wechselvolle Baugeschichte vergegenwärtigen. Hier die Hauptdaten. 1197—1201 wurde das Kloster samt Kirche und Friedhof geweiht. Diese Anlage dürfte klein und unbedeutend gewesen sein, denn schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts hören wir von neuen Unternehmungen. Unter Abt Ulrich I. (1246—1249) begann der Bau des Kreuzganges [3]). 1255 ward ein Ablassbrief für Beiträge an den *neuen, kostspieligen* Bau, zu welchem S. Urbans eigene Mittel nicht hinreichten, ausgestellt [4]). 1259 Weihe des Klosters, des Hauptaltares der Kirche nebst

[1]) Auf die Fliesen von Strassberg und die Backsteine von Beromünster kann ich in dieser Abhandlung nicht eintreten. Über erstere vergleiche man: J. Bergmann, Galerie d'antiquités et de curiosités historiques de la Suisse. I. Bd. Bern 1824; Hammann II, Figur 78—81; Zeller-Werdmüller, Anzeiger für schweizerische Altertumskunde, 1885, S. 113, mit Tafel X; 1888, S. 10. — Über Beromünster: Rahn, Anzeiger 1883, S. 373, mit Tafel XXVIII; die bedeutenden Funde von 1895 werde ich an anderer Stelle behandeln.

[2]) Zur Baugeschichte vergleiche man Rahn, zur Statistik schweizerischer Kunstdenkmäler. Anzeiger 1885, S. 224; 1886, S. 247. Dazu Th. v. Liebenau, Anzeiger für schweiz. Altertumskunde, 1880, S. 82; 1883, S. 437; Anzeiger für schweizerische Geschichte, 1883, S. 53; 1883, S. 190. Älteste Urkunden: Geschichtsfreund IV, 319 u. f.

[3]) Th. v. Liebenau, Anz. f. schweiz. Altertumskunde, 1883, S. 437.

[4]) «Magnis sumptibus monasterium ædificare ceperunt — ad quod propriæ non suppetunt facultates». Geschichtsfreund V, 228.

drei anderen Altären und der Krankenkapelle [1]). 1375 steckten die abziehenden Gugler das Kloster in Brand. Um den bedeutenden Schaden zu lindern, vergaben die Herzöge Albrecht und Leopold von Österreich den Mönchen von S. Urban am 6. August 1376 den Kirchensatz von Oberkirch [2]). Umfangreiche Bauten führte der 1441 gewählte und 1480 gestorbene Abt Nikolaus Hölstein von Basel aus [3]). Kloster und Kirche umschloss er, wohl nicht ohne Erinnerung an den Überfall der Gugler, mit einer Ringmauer, sorgte für Wasserleitungen, erbaute Scheunen für Vieh und Getreide, einen Backofen und ein Wirtshaus vor dem Tore. Im Jahre 1513 zerstörte ein Brand die Dächer und den Einbau des Klosters, worüber nach rasch erfolgter Wiederherstellung der Konventual und nachmalige Abt Sebastian Seemann zwischen 1519 und 1525 einen ausführlichen Bericht verfasste [4]). 1544—46 erstellte Seemann einen neuen Kreuzgang und 1545 einen Neubau der Abtei [5]). — Den Zustand der Anlage in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zeigen zwei Abbildungen: ein grosser, kolorirter Plan von 1630 (Fig. 1) und ein Kupferstich in Merians Topographie [6]). — Die bedeutendsten Umgestaltungen fanden nach der Mitte des 17. Jahrhunderts statt: 1664—1672 Neubau des Klosters «zum grossen Teile», 1717 Weihe der neuen, grossartig angelegten Kirche, 1726—1751 Erneuerung der Abtei [7]).

So kam es, dass von der ursprünglichen Anlage nichts erhalten blieb. Sebastian Seemann berichtet, dieselbe sei ganz aus Backstein erbaut gewesen, und man bemerke in den umliegenden Wäldern noch die Spuren mehrerer Brennöfen, die wahrscheinlich zur Herstellung des gewaltigen Bedarfes an Backsteinen gedient hätten [8]). Ausgedehnte Konstruktionen in diesem Materiale findet man noch in der heutigen Anlage; die weiträumigen Keller nämlich sind mit Backstein eingewölbt. Doch könnten diese Gewölbe bei den grossen Umbauten in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts entstanden sein.

Als älteste Teile des heutigen Bestandes geben sich die aus dem 15. Jahrhundert stammenden Bauten des Abtes Nikolaus Hölstein zu erkennen: die Umfassungsmauer von Kloster und Kirchhof, das Wirtshaus bei dem Tore und einige Oekonomiegebäude

[1]) Geschichtsfreund IV, S. 272; Th. v. Liebenau, Anz. 1883, S. 438.

[2]) Geschichtsfreund XVI, S. 35; Th. v. Liebenau, a. a. O. S. 441.

[3]) Th. v. Liebenau, a. a. O. S. 442, aus Codex Nr. 222 des S. Urbaner Archives im Staatsarchiv Luzern.

[4]) Ms. Nr. 496 des S. Urbanerarchives im Staatsarchiv Luzern; edirt von Dr. Th. v. Liebenau, in der «Cisterzienser-Chronik», redigirt von P. Gregor Müller. 9. Jahrgang. 1897, Nr. 95—98, Bregenz 1897. Daselbst auch die Biographie des Autors. — Seemanns Bericht über den Brand auch abgedruckt im Anzeiger 1883, S. 442.

[5]) Th. v. Liebenau, Cisterzienserchronik, 9. Jahrg. 1897, S. 6.

[6]) II. Auflage, 1654. Reproduzirt im schweiz. histor. Kalender 1897, S. 256, und bei Th. v. Liebenau, a. a. O., S. 9.

[7]) Th. v. Liebenau, Anzeiger 1883, S. 444.

[8]) «Quantus fuerit labor, facile quisque conjecturabit, omnia coctilibus lateribus edificare: atque in tanta materiei penuria ingentes murorum moles educere. Visuntur enim his nostris diebus in vicinis nemoribus vestigia plurimorum fornacum, et hoc eos usus fuisse presidio in coquendo tam innumeris lateribus conjectura est.» — Von den Spuren solcher Brennöfen zeugt noch der Name «Ziegelwald», südwestlich vom Kloster S. Urban. Hammann (I 19) besuchte s. Z. das «Schlosshügli» im Walde unweit Langenthal, wo ein alter Brennofen vermutet wird. Er fand zahlreiche Fragmente unverzierter Backsteine. — Genauere Nachforschuugen nach den Spuren solcher Brennöfen würden gewiss nicht erfolglos bleiben.

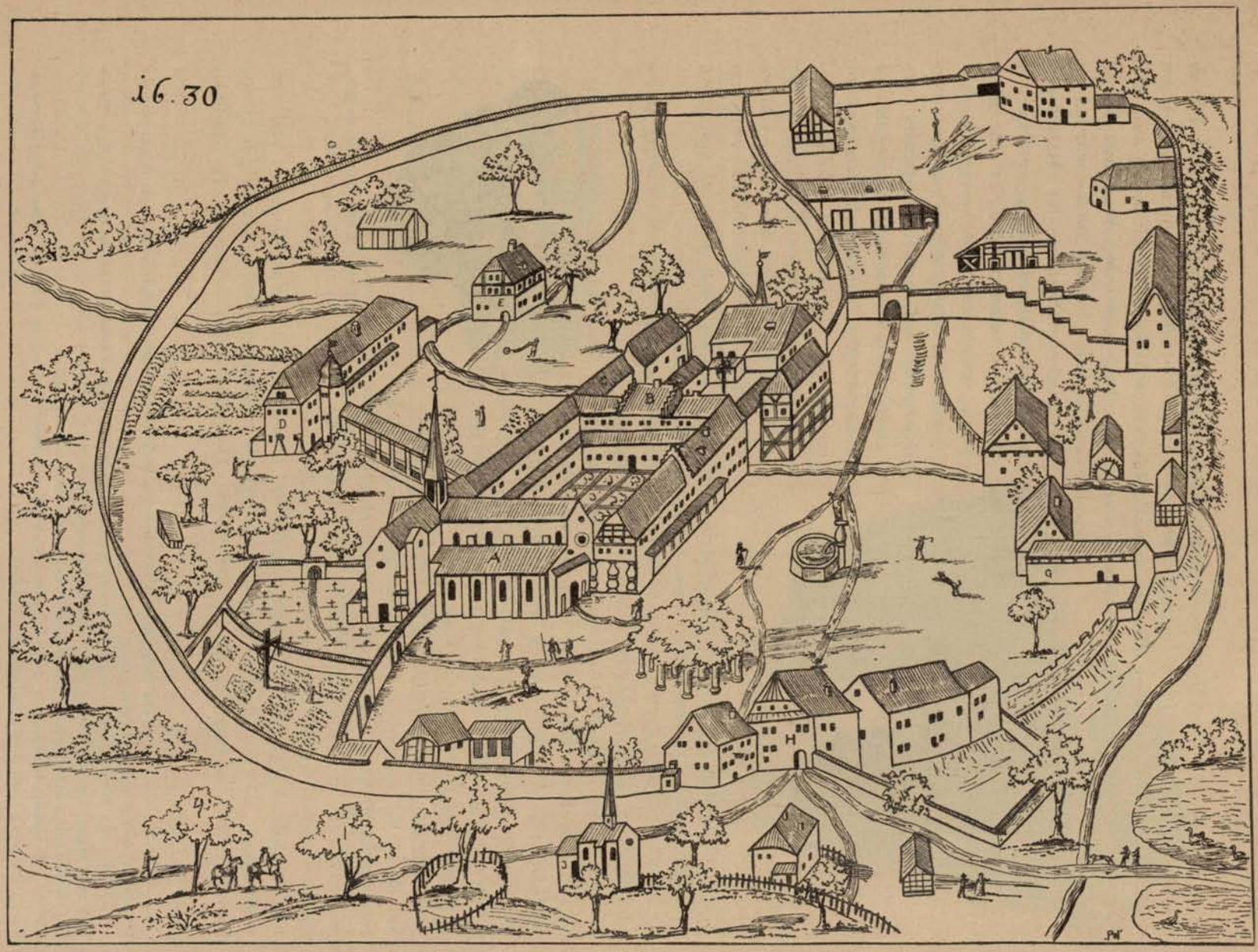


Fig. 1. Das Kloster S. Urban, 1630. Nach einem Plane im Staatsarchiv von Luzern.

A Kirche. B Abtei. C Convent. D Bibliothek und Krankenhaus. E Bad und Schreinerei. F Mühle. G Karrenstall. H Gasthaus und Tordurchgang.

(Fig. 1, F, G, H). Das Mauerwerk dieser Bauten besteht aus Bruch- und Backstein in regelloser Mischung. Abt Hölstein liess sichtlich verwenden, was gerade zur Hand war, und es machte dem offenbar aufs Praktische gerichteten Manne nichts aus, alte, mit den feinsten Ornamenten verzierte Backsteine als gewöhnliches Mauermaterial zu gebrauchen. Solche Stücke wurden an verschiedenen Stellen der Ringmauer nebst einer Unzahl glatter, unverzierter Backsteine vermauert. Nur an einer Stelle erwies man den verzierten alten Terrakotten eine gewisse Pietät: im Tordurchgang neben dem Wirtshaus konstruirte man aus solchen Überresten eine äusserst schlecht versetzte Spitzbogentüre, und an der Südseite des nämlichen Gebäudes einen grossen Rundbogen, der nachmals zugemauert wurde[1]). — Diese Konstruktionen, sowie die in der Ringmauer versetzten ornamentirten Backsteine sind 1895 ausgebrochen und von der hohen Regierung des Kantons Luzern dem Landesmuseum überlassen worden[2]).

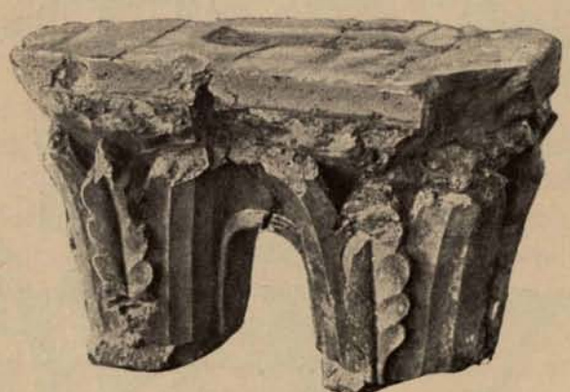


Fig. 2. Doppelkapitäl aus S. Urban. Landesmuseum.

Ein bedeutender Fund wurde im Jahre 1871 bei dem Brand des etwa fünfzig Meter südlich vom Klostergebäude gelegenen Treibhauses («Orangerie») gemacht, das wahrscheinlich zu den von Abt Hölstein errichteten Ökonomiegebäuden gehörte[3]). Die dort gefundenen Backsteine, worunter Fragmente frühgotischer Doppelkapitäle die grösste Überraschung boten (Figuren 2 und 3), waren als gewöhnliches Mauermaterial verwendet. Der grösste Teil kam in die Sammlung des Herrn Jost Meyer-am Rhyn in Luzern. — Das Landesmuseum und das historische Museum von Luzern besitzen eine Anzahl weiterer, vordem vermauerter Stücke, deren genaueren Fundort niemand mehr anzugeben weiss, darunter eine Fensterbank (Figur 5), eigentümlich profilirte Trommeln von Wanddiensten und Gewölberippen, das höchst interessante Fragment einer attischen Säulenbasis (Figur 4) und Stümpfe von Säulenschäften, die gleich den Doppelkapitälen ursprünglich zweifellos

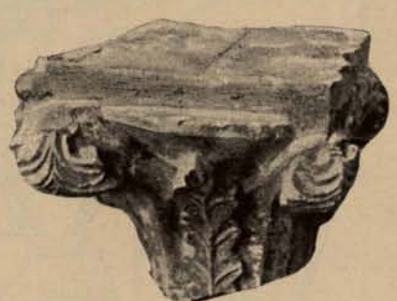


Fig. 3. Fragment eines Doppel-Kapitäles aus S. Urban. Landesmuseum.

[1]) Hammann (I S. 18) datirt diese Konstruktionen im Tordurchgange fälschlich in das Jahr 1554, weil der hölzerne Torflügel diese Jahreszahl trägt.

[2]) Die Spitzbogentüre bestand aus 24, der Rundbogen aus 28 Backsteinen (LM Inv.-Nr. 10—62). Davon sind viele Stücke sehr schlecht erhalten. Die Bestandteile dieser Konstruktionen gehören den Typen XXII, XXIII und XXX (siehe die Formenlehre im zweiten Teile dieser Abhandlung) an.

[3]) Nähere Mitteilungen darüber verdanke ich Herrn Oberst Walther am Rhyn in Luzern, dem Kommandanten der 1871 in S. Urban einquartirten Truppen.

dem um die Mitte des 13. Jahrhunderts erbauten Kreuzgang angehört haben[1]). — Zu den merkwürdigsten Stücken zählt eine im Luzerner Museum aufbewahrte Platte, die ausser dem Schmucke eingepresster Wappen Reste einer von Hand in den Ton geschnittenen Inschrift zeigt (Figur 6). Diese stark abgetretene Platte, zu welcher wir genaue Analogien unter den Funden von Fraubrunnen finden werden, gehörte ohne Zweifel ursprünglich einem Grabdenkmale an; eine befriedigende Deutung der Inschriftfragmente will nicht gelingen[2]).



Fig. 4. Fragment einer Säulenbasis aus S. Urban. Landesmuseum.

Fragen wir uns, wie es kam, dass im 15. Jahrhundert verzierte Terrakotten als gewöhnliches Mauermaterial verwendet werden konnten, so drängt sich die Vermutung auf, es dürften die

[1]) Eine genauere Übersicht über die Funde von S. Urban ist unmöglich, weil unter den Beständen des Luzerner Museums zwischen den Stücken von S. Urban und Altbüron keine Unterscheidung getroffen ist. Die S. Urbaner Funde sind im Besitz des Landesmuseums, des historischen Museums von Luzern und des Herrn Meyer-am Rhyn in Luzern. Ich gebe ein gedrängtes Verzeichnis der Funde, von denen die meisten im folgenden zweiten Teile (Formenlehre) näher beschrieben und abgebildet werden. Sechs Fragmente von Doppelkapitälen, Typus III (siehe das Nähere in der Formenlehre im zweiten Teile dieser Studie). — Zwei Schaftstümpfe, Typ. II. — Fragment einer Basis, Typ. I. — Zwei rundbogige Fenstersturze, Typ. VIII und IXa. — Ein Stück Typ. XVI. — Fensterbank, Typ. XX. — Vier Trommeln von Wanddiensten und Gewölberippen, Typ. XLI und XLII. — Ein Stück Typ. XLIII. — Ein Stück Typ. XLIV. — Ein Scheibensegment, Typ. XLV. — Ein dreieckiges Werkstück, Typ. XLVII. — Ein Block, Typ. XXXVIIIc. — Ein Keil mit Kehle, Typ. XXVII. — Zwei Keile mit Fase und Rundstab, Typ. XXIX. — Ein Keil mit Rundstab, Typ. XXVIII. — Dreizehn Gewändeschichtsteine, Typ. XXII, teils aus der Orangerie, teils vom Tordurchgang neben dem Wirtshaus, teils von unbestimmtem Fundort. — Zehn Gewändeschichtsteine, Typ. XXIII, teilweise fragmentirt. — Zirka 40 Bogenkeilsteine, Typ. XXX. — Ein Bogenkeilstein, Typ. XXXb. — Ein dito, Typ. XXXc. — Ein Keilstein, Typ. XXXI. — Fünf Lagersteine mit breiter Fase, Typ. XXXII. — Drei dito, Typ. XXXIII. — Doppelt gefastes Werkstück, Fragment, Typ. XXXV. — Vier Fragmente von Platten, Typ. XXXIX. — Je ein Exemplar Typ. XXIV, a, b, c. — Ein kleiner gefaster Schichtstein, Typ. XXIVd, mit dem sonst nirgends vorkommenden Adler in Spitzschild (Orn. Nr. 72) verziert.

Auf den bisherigen Fundstücken sind die meisten der auf beiliegenden acht Lichtdruck-Tafeln abgebildeten Ornamente vertreten. Bisher in S. Urban noch nicht gefunden sind folgende; Nr. 5, 6, 7, 8, 14, 15, 21, 22, 25, 26, 31, 34, 39, 39a, 42, 43, 48, 49, 52, 56, 56a, 62/61, 65, 67, 69, 75, 78, 81, 83, 87—95.

[2]) Die Platte bildete die rechte obere Ecke eines aus mehreren, gleich grossen Platten zusammengesetzten Epitaphs. Reste ähnlicher Grabplatten werden wir unter den Funden von Fraubrunnen treffen. Von der Inschrift liest man:

(?) GR
— — — — AT
TU(?)MVL
— — — — — —
RG • N •
— — — — A(T)
(tum) VLO • SOCI

Ein Deutungsversuch wird von meinem Freunde Dr. R. Durrer vorgeschlagen: In S. Urban hatten die Herren von Balm und Grünenberg ihr gemeinsames Erbbegräbnis (Fontes rerum Bernensium II 670). Das wiederholte «at» zwischen den Textzeilen und der Ausdruck «(tum?) ulo soci» könnte auf ein gemeinsames Epitaph mehrerer Personen deuten, und die Buchstaben RG • N könnten als «Grünenberg nobilis» gelesen werden. Der Umstand, dass die Wappen von Balm und Grünenberg über der Inschrift eingepresst sind, darf nun allerdings für diesen Deutungsversuch nicht als Stütze gelten, denn jene Wappen erscheinen hier in der gewöhnlichen Reihenfolge, wie sie der Abdruck eines auch sonst häufig verwendeten Models ergab. — Drei Fragmente analoger Platten, doch ohne Reste von Inschrift, befinden sich ebenfalls im Museum von Luzern.

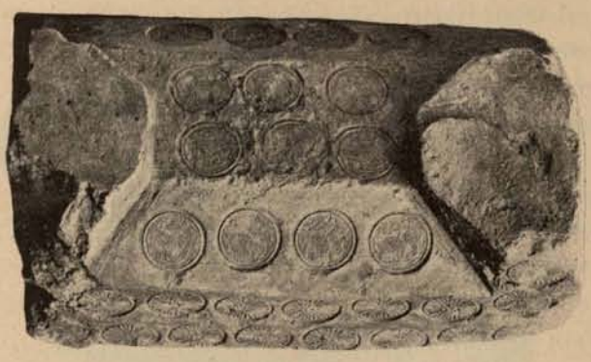


Fig. 5. Fensterbank aus S. Urban. Landesmuseum.

ursprünglichen Backstein-Konstruktionen durch die Katastrophe von 1375, deren Spuren man sogar noch zu Seemanns Zeiten sah[1]), zertrümmert worden sein.

Ausser den ornamentirten Backsteinen finden sich in Abt Hölsteins Nutzbauten bedeutende Massen unverzierter Stücke vom nämlichen tiefrot gebrannten Material, was, zusammengehalten mit Sebastian Seemanns Bericht, auf eine konsequente Verwendung des Backsteines für die Klosteranlage des 13. Jahrhunderts schliessen lässt. Abt Hölsteins Bauten, an welchen diese Terrakotten regellos mit Bruchstein vermengt sind, beweisen aber auch, dass im 15. Jahrhundert zu S. Urban keine Backsteine mehr hergestellt wurden, wie denn auch Seemann im 16. Jahrhundert von den alten Brennöfen in den umliegenden Wäldern nur noch Spuren bemerkte[2]).



Fig. 6. Platte aus S. Urban. Museum von Luzern.

Jedenfalls stecken zu S. Urban noch zahlreiche verzierte Backsteine in späteren Konstruktionen und namentlich in den Bauten des Abtes Hölstein verborgen. Auf weitere Ausbeute darf man sicher zählen. So reich sie aber auch ausfallen möge, so bilden die Funde von S. Urban doch nur einen Bruchteil der ganzen Fabrikation. Denn der klösterliche Betrieb versorgte eine weite Umgebung mit seinen Erzeugnissen. Im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts scheint dieser Export seine grösste Ausdehnung erreicht zu haben. Er mag hie und da aus

[1]) «Cuius incendii ad hunc usque diem visuntur vestigia: laquearia videlicet adusta et alia, quae facile patent».

[2]) Siehe S. 112, Anm. 8.

Stücken bestanden haben, die ursprünglich für das Kloster selbst bestimmt, aber dann aus irgend einem Grunde entbehrlich geworden waren. In anderen Fällen dagegen steht fest, dass der klösterliche Betrieb für Neubauten in der Umgebung eigens arbeitete. Mit den bis jetzt bekannten Fundstellen war S. Urban, wie im einzelnen gezeigt werden soll, bald durch persönliche, bald durch wirtschaftliche und rechtliche Beziehungen verbunden [1]).

Nur die Ausbeute sämtlicher Fundorte vermittelt uns ein volles Bild vom Umfang und Formenschatz der Backsteinarchitektur von S. Urban. Unschwer erkennen

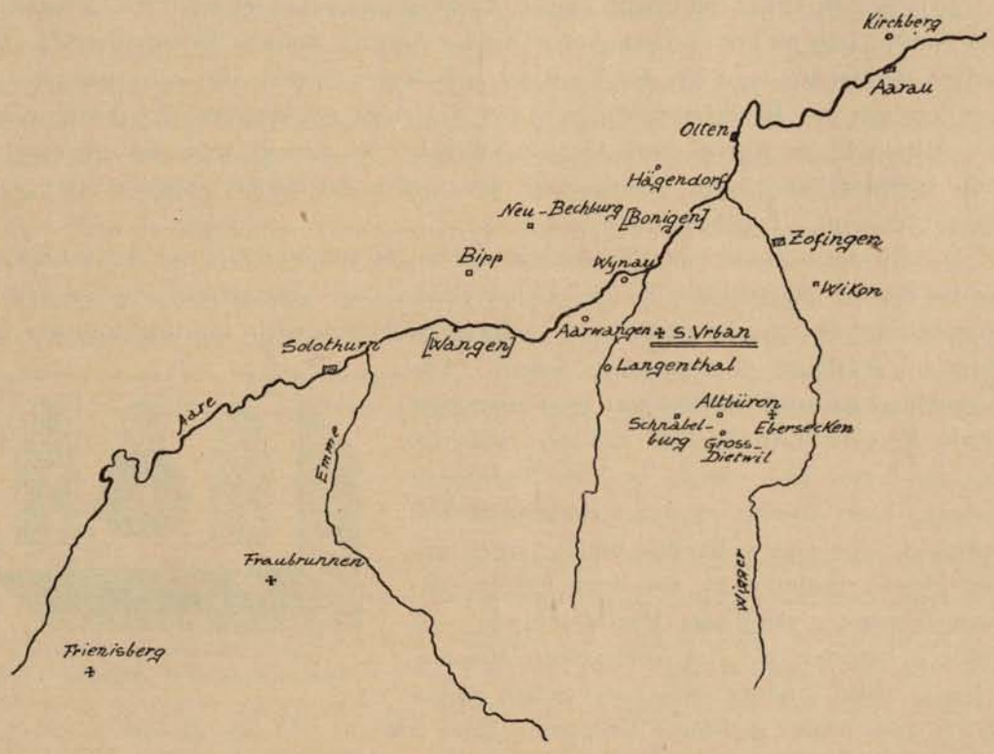


Fig. 7. Fundorte von S. Urbaner Backsteinen.

wir im einzelnen Falle, ob eine Fundstelle mit den klösterlichen Werkstätten zusammenhänge oder nicht. Wo die Ornamente mit den nämlichen Modeln gepresst sind, die wir aus den Funden von S. Urban kennen, kann ein Zweifel nicht aufkommen. Oft genügt auch schon die Übereinstimmung im Stil der Ornamente und in der technischen Bearbeitung, um den Zusammenhang mit S. Urban zu erkennen.

Ein Blick auf die Karte (Fig. 7) zeigt, dass dieses Kloster topographisch ziemlich den Mittelpunkt des ganzen Fundgebietes bezeichnet. Nur nach Westen erscheinen die Grenzen weiter vorgeschoben, um die dem nämlichen Orden angehörenden Klöster

[1]) Die ersten Andeutungen hierüber gab Dr. Th. von Liebenau, Anzeiger 1880, S. 81.

Frienisberg und Fraubrunnen zu erreichen. Im Süden ist Grossdietwil, im Norden und Osten Kirchberg bei Aarau der äusserste Punkt[1]).

Die Fundstellen sondern sich in vier Gruppen. Eine erste umfasst die cisterziensischen Klöster Frienisberg, Fraubrunnen und Ebersecken, eine zweite die Städte Zofingen und Olten, eine dritte die Burgen Altbüron, Schnabelburg bei Melchnau, Bipp, Neu-Bechburg und Wikon; in der vierten fasse ich den Rest der Fundorte zusammen: Kirchen, Kapellen und solche Plätze, die offenbar durch Zufall und Verschleppung zu ihren S. Urbaner Backsteinen gelangten.

Frienisberg.

Zwischen S. Urban und dem unweit Aarberg gelegenen ehemaligen Cisterzienserkloster Aurora gab es im 13. Jahrhundert sehr nahe und lebhafte Beziehungen[2]). Ganz besondere Bedeutung lege ich der Tatsache bei, dass ungefähr von 1255 bis 1270, also in der Blütezeit der Backsteinfabrikation von S. Urban, ein Mitglied des dortigen Konventes, Ulrich I., zu Aurora den Abtstab führte[3]). So darf es trotz der grossen Entfernung beider Klöster nicht überraschen, wenn auch Frienisberg einen Anteil an den schönen Terrakotten von S. Urban bekam.

Die Klostergebäude von Frienisberg wurden in späterer Zeit mit Ausnahme eines Teiles der Kirche abgebrochen und zum Sitze eines Landvogtes schlossartig umgebaut[4]). Hieraus erklärt es sich, dass man dort verzierte Backsteine nicht in ursprünglicher Lage, sondern in zufälliger Vermauerung fand[5]). Die schönsten und grössten Stücke traf man hart über der Erde in einer Gartenmauer auf der Südseite, andere im Turm und einige in den Stallungen vermauert. Eine Anzahl verzierter Bodenplättchen, die stilistisch eine eigene Gruppe bilden, lagen mit glatten Fliesen untermischt auf dem Estrich des Schlossgebäudes. Sämtliche Backsteinfunde von Frienisberg befinden sich im historischen Museum von Bern. Sie sondern sich, wie schon angedeutet, in zwei scharf getrennte Gruppen. Eine erste besteht aus grossen rechteckigen Blöcken. Stets zeigen zwei zusammenstossende Langflächen, zwischen denen die Kante

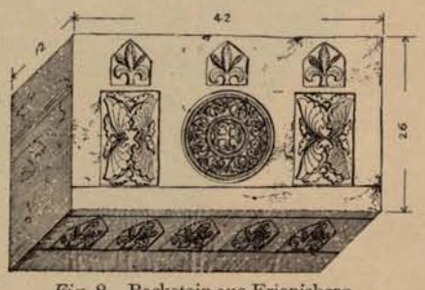


Fig. 8. Backstein aus Frienisberg. Museum von Bern. Massstab 1 : 10.

[1]) Die Fundorte Zürich-Aussersihl und Liestal, wo je ein vereinzelter, jedenfalls bloss verschleppter Backstein gefunden wurde, sind in der Kartenskizze nicht berücksichtigt.

[2]) Das Einzelne sehe man in den Fontes rerum Bernensium nach. Frienisberg wurde 1131 durch Graf Udelhard von Sogern, genannt von Seedorf, und seine Gemahlin Adelheid gestiftet. Die Stiftungsurkunde ist übrigens verdächtig. Vgl. Wattenwyl, Geschichte der Stadt und Landschaft Bern, I S. 337. Kopp, eidg. Bünde, II 2, S. 121.

[3]) «Dominus Uolricus quondam abbas in Aurora, monachus sancti Urbani» erscheint als Zeuge neben Abt Marc. von S. Urban und vielen Frienisberger Konventualen in einer Frienisberger Urkunde vom 16. Juni 1278. Fontes rer. Bern. III 234. — Dieser Ulrich ist im Februar 1250 Prior, am 11. Juni 1255 urkundet er als Abt in einem Tauschbrief zwischen S. Urban und Frienisberg. Er erscheint noch als Abt den 1. Juli 1269; 1271 (20. Febr.) war Abt Berchtold bereits sein Nachfolger und Ulrich nennt sich seither «quondam abbas in Aurora».

[4]) Rahn, Zur Statistik schweiz. Kunstdenkmäler, Anzeiger 1872, S. 326; Anzeiger 1881, S. 213.

[5]) Mitteilung von Herrn Dr. E. von Fellenberg in Bern.

leicht abgerundet ist, den Schmuck eingepresster Ornamente (Fig. 8). Nach Form und Verzierungsart scheinen diese Blöcke ursprünglich als Fensterbänke oder als Randsteine der Brüstung eines Kreuzganges gedient zu haben[1]). In den Ornamenten herrscht nicht viel Abwechslung; nur vier verschiedene Zeichnungen werden stets wiederholt. Drei derselben sind aus Modeln von S. Urban gepresst, das vierte Ornament, ein kleines Pflanzenblättchen, findet sich sonst nirgends[2]). Die Verzierungen sind im Gegensatz zu vielen Funden anderer Orte stets in symmetrischer Anordnung auf den Flächen verteilt, nachdem ihr Raum durch eingeritzte Hülfslinien auf dem feuchten Ton bezeichnet war.

Schwer hält es zu entscheiden, ob diese Blöcke zur Zeit des Abtes Ulrich I. fertig aus S. Urban bezogen oder mit leihweiser Benutzung von dortigen Modeln und Arbeitskräften zu Frienisberg selbst angefertigt wurden. Für Letzteres spricht die kleine Auswahl der Model — in S. Urban selbst wären die Steine wohl mannigfaltiger verziert worden —, die bedeutende Entfernung beider Klöster, der Hinblick auf Fraubrunnen, wo wir ebenfalls Anzeichen eines eigenen Betriebes finden werden, und endlich die Tatsache, dass später für das Kloster Frienisberg unzweifelhaft eigene, von S. Urban unabhängige Terrakotten — allerdings nur Bodenplatten — hergestellt wurden.

Diese auf dem Estrich des heutigen Schlossgebäudes gefundenen Fliesen bilden die zweite Gruppe der Funde von Frienisberg. Ihre von S. Urban völlig unabhängigen Ornamente, zum Teil Zeichnungen von seltener Eleganz und klassischer Schönheit, zeigen den entwickelten Stil der Hochgotik und weisen auf die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts[3]).

Fraubrunnen.

Das ehemalige, im Juli 1246 von den beiden Grafen Hartmann von Kiburg gegründete und der Leitung von Frienisberg unterstellte Cisterzienserinnen-Kloster Fons Mariae[4]) unweit Burgdorf wurde bekanntlich im Guglerkriege am 26. und 27. Dezember 1375 ein Raub der Flammen. — Auf dem Platze des ehemaligen Klosters fanden, nachdem dort schon 1875 einzelne verzierte Backsteine zum Vorschein gekommen

[1]) Das historische Museum in Bern besitzt etwa ein Dutzend solcher Blöcke. Masse: 11—12 cm dick, 41—42 cm lang, 26 cm breit. Sie gehören zu Typus XXXVIII der im zweiten Teil dieser Abhandlung zu gebenden Formenlehre. — Zwei Exemplare sind an einer Schmalseite abgeschrägt, was auf ihre Verwendung als Fensterbänke in Nischen mit schrägem Gewände deuten dürfte. — Ausser diesen Blöcken besitzt das Museum von Bern das Fragment einer 4,5 cm dicken Bodenfliese mit Ornament Nr. 17.

[2]) Es finden sich die Ornamente Nr. 17, 43, 67, 87. Aus dem Umstand, dass das kleine Blättchen (Nr. 87) nur hier vorkommt, darf noch nicht geschlossen werden, dass Frienisberg dieses Mödelchen zu eigen besass und seine Backsteine selbst anfertigte. Es wird, gleich den übrigen drei, ein S. Urbaner Stempel sein, von welchem allerdings keine weiteren Abdrücke bekannt sind.

[3]) Drei der schönsten Verzierungen abgebildet bei Hammann II Fig. 82, 83, 84. Dazu Text II S. 24. Der Rest ist noch unedirt. — Sämtliche Funde im histor. Museum von Bern. — Die Fliesen messen 16—21 cm im Quadrat und 4—4,5 cm Dicke.

[4]) Urk. v. Juli 1246. Fontes rer. Bern. II 274.

waren[1]), im März und April des Jahres 1883 Nachgrabungen statt[2]) (s. den Plan Fig. 9). Im Schutte traten drei grössere *Architekturstücke* zu Tage: zwei verzierte Fensterpfosten von gleicher Grundform aber verschiedenen Dimensionen, und ein schmuckloser spitzbogiger Fenstersturz, der mit dem kleineren Pfosten zusammen ursprünglich zu einem schlanken frühgotischen Fensterchen gehörte[3]). Ein Falz, der zur Aufnahme des Verschlusses diente, begleitet die Innenseite aller drei Fundstücke und zeigt an seinem äusseren Rande kleine, schrägeinwärts in den feuchten Ton gestochene Löcher für die zur Befestigung des Fensterverschlusses bestimmten Nägel oder Drähte. (Fig. 10: Ansicht des Sturzes von innen; Fig. 11: Rekonstruktion des Fensterchens).

Den ursprünglichen Platz dieser Architekturstücke können wir natürlich nicht mehr bestimmen. Dagegen wissen wir, dass die zahlreich aufgefundenen, teils verzierten, teils schmucklosen *Bodenplatten*[4]) den Belag des Kreuzganges bildeten. (S. den Plan

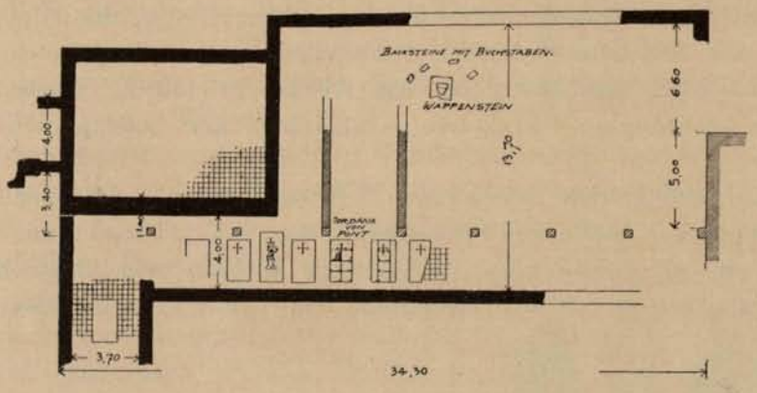


Fig. 9. Ausgrabungen von Fraubrunnen.
Nach Aufnahme von E. von Rodt, 1883. Massstab 1 : 400.

Fig. 9.) Die Ornamente sind auf diesen Platten bald in symmetrischer Anordnung, bald regellos eingepresst. (Ein Beispiel ersterer Art Fig. 12.)

---

[1]) Im hist. Museum von Bern. Darunter zwei Bodenfliesen. — Ornamente: Nr. 69, 86, 90, 91.

[2]) Vgl. Anzeiger 1883, S. 450. — Die Arbeiten wurden geleitet von Prof. M. Heyne aus Basel und Dr. E. v. Fellenberg in Bern. — Letzterem verdanke ich nähere mündliche Mitteilungen. Hier können nur die Backsteinfunde besprochen werden; die übrigen, ebenfalls noch unedirten Denkmäler werden hoffentlich bald einen Bearbeiter finden. Der Plan der Ausgrabungen ist mit Erlaubnis des histor. Museums von Bern nach einer Aufnahme von Herrn Architekt E. von Rodt reproduzirt. — Der Direktion des Berner Museums sei für bereitwillige Förderung meiner Studien der verbindlichste Dank ausgesprochen.

[3]) Die Pfosten gehören zu Typus XVI der im zweiten Teil zu gebenden Formenlehre. Die Masse des kleineren sind in Fig. 11 verzeichnet. Der grössere misst: 63 cm Höhe, 20 cm Tiefe, 26 cm Breite, 19 cm Front, 10,5 cm Leibung, 2,5 cm Tiefe und 3,5 cm Breite des Falzes; er enthält in der Leibung zwei viereckige Löcher zur Aufnahme von horinzontalen Gitterstangen. — Der Sturz gehört zu Typus X.

Ornamente: grosser Pfosten, Front Nr. 69, 25, Fase siebenmal Nr. 86. Kleiner Pfosten, Front und Fase je dreimal Nr. 92.

[4]) Die Platten messen 28 cm im Quadrat und 5 cm in der Dicke. Die grösste Zahl besitzt das historische Museum in Bern. Zehn Stück im Landesmuseum, Inv. Nr. 113—122. Acht Stück, teilweise fragmentirt, im Museum von Basel. Einige im Museum von St. Gallen. — Ornamente der Bodenplatten: Nr. 13, 16, 88, 89, 90, 91.

Zur *Verzierung* der Backsteine von Fraubrunnen kamen nur elf verschiedene Model in Anwendung. Davon gehörten sechs dem Kloster S. Urban, was einen direkten

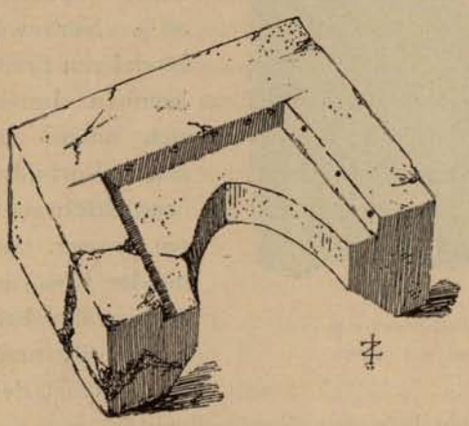


Fig. 10. Fenstersturz aus Fraubrunnen, Rückseite. Museum von Bern.

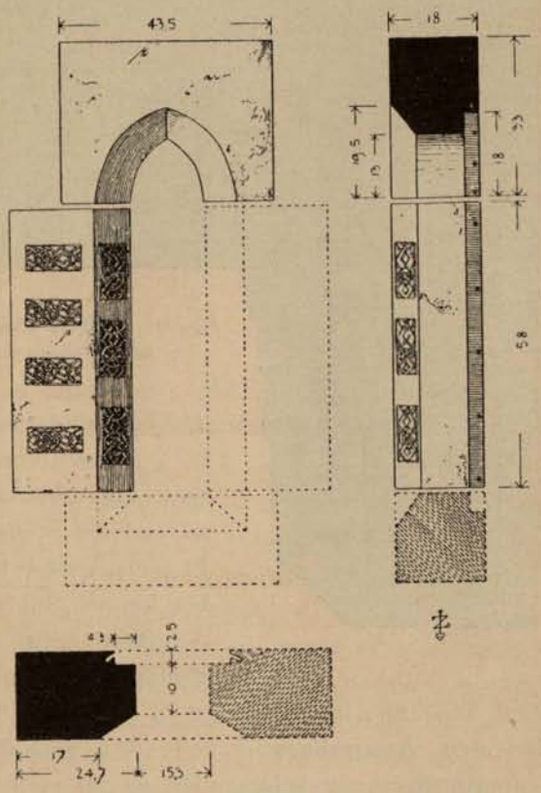


Fig. 11. Fensterumrahmung aus Fraubrunnen. Museum von Bern. Rekonstruktion. Massstab 1 : 15.

Zusammenhang mit den dortigen Werkstätten beweist[1]). Die übrigen Model wurden wohl eigens für die Backsteine von Fraubrunnen hergestellt und kommen sonst nirgends vor. Doch verleugnen auch sie zum Teil den Einfluss von S. Urban nicht. Drei Verzierungen geben sich nämlich als mehr oder weniger treue Nachahmungen von Modeln jenes Klosters zu erkennen. Ein diagonal in quadratischen Rahmen gestellter Adler wiederholt überraschend genau ein Vorbild von S. Urban[2]). Viel freier und zugleich ungeschickter ist ein kreisförmig umschlossener Löwe kopiert[3]), und ein klassisch schönes Rankenwerk mit Palmettensaum lehnt sich mehr in der Gesamtkomposition, als

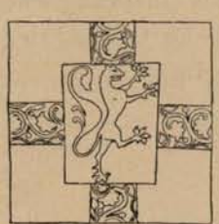


Fig. 12. Bodenfliese aus Fraubrunnen. Museum von Bern. 1 : 10.

---

[1]) Es sind: No. 13, 16, 25, 33, 69, 86. — Beachtung verdient, dass die sechs von S. Urban entlehnten und die fünf nur in Fraubrunnen vorkommenden Model gleichzeitig, d. h. öfters auf den nämlichen Steinen verwendet werden.

[2]) Fraubrunnen Nr. 88, nach S. Urban Nr. 63. Die Kopie ist kleiner (9 cm Seitenlänge gegenüber 12,5 des Originales). Man möchte angesichts dieser Reduktion auf die Vermutung kommen, der Adler von Fraubrunnen sei durch direkten Abdruck von dem S. Urbaner Originale gewonnen. Doch widerspricht dem die ungleiche Zahl der kleinen quadratischen Zellen, welche die Umrahmung bilden. Zudem wäre die Verkleinerung für einen direkten Ton-Abdruck zu stark, indem das Abschwinden der eintrocknenden Erde nie mehr als 10% beträgt.

[3]) F. Nr. 89 nach S. U. Nr. 64. Es sei auch an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass die Lichtdrucktafeln zu dieser Abhandlung die Ornamente im einheitlichen Massstab von 2 : 5 wiedergeben.



Fig. 13. Grabplatten der Äbtissin Jordana von Pont, aus Fraubrunnen. Museum von Bern.

im Einzelnen an ein reiches S. Urbaner Muster an[1]). Nur zwei Model von Fraubrunnen lassen sich nicht auf solche Vorbilder zurückführen: ein grosser, stehender Löwe in der charakteristischen Stilisirung der Spätzeit des 13. Jahrhunderts, und ein hübsches Bandgeflecht[2]).

Reste von *Grabplatten* mit eingepressten Ornamenten und eingeschnittenen Inschriften, die man im Kreuzgang und an anderen Stellen fand, heischen noch besondere Beachtung. Je sechs grosse Fliesen, wie wir ähnliche schon von S. Urban her kennen, bildeten zusammengelegt eine Grabplatte[3]). Aus der Bearbeitung geht deutlich hervor, dass zuerst das ganze Epitaph aus einem Stück geformt und verziert, und dann zum Trocknen und Brennen in einzelne Platten geschnitten wurde. Leider lagen die bei den Ausgrabungen von 1883 getroffenen Stücke nicht in ihrer ursprünglichen Zusammensetzung beieinander, woran vielleicht schon die Katastrophe im Guglerkriege schuld ist. Drei zusammengehörende Fliesen[4]) (Fig. 13) ergeben die Inschrift

HIC · I	ACET
· DOM	INA
IO . .	
N . .	
T (?)	

Ohne Zweifel haben wir es mit dem Epitaph der im Jahre 1302 oder 1303 verstorbenen Aebtissin *Jordana von Pont* zu tun[5]). Eine weitere Platte (Fig 14) mit der

[1]) F. Nr. 91 frei nach S. U. Nr. 8.

[2]) Nr. 90 und 92.

[3]) Masse dieser Fliesen für Grabplatten: Höhe 38—39 cm, Breite 31—32 cm, Dicke 8 cm.

[4]) Diese Platten besitzt das Museum von Bern.

[5]) Domina Jordana de Pont, vermutlich Tochter des Ritters Josselin von Pont, erscheint 1296 zum ersten Male als Äbtissin (Fontes III 648), dann wieder in Urkunden von 1299 (Fontes III 748 und 753), 1300 in einem Kauf von Frienisberg (Fontes IV 2), 1302 März und Mai (Fontes IV 95, 101,102). Das Jahrzeitbuch erwähnt sie zum 7. Mai (Mohr Nr. 692). 1303, im November, urkundet als Nachfolgerin Ita von Grünenberg (Fontes IV 172). Ihr Todestag ist somit der 7. Mai 1302 oder eher 1303, weil Jordana im Mai 1302 noch vorkommt. — Aus den beiden letzten Zeilenanfängen der Inschrift (N und T?) weiss ich nichts zu deuten.

Inschrift $\begin{matrix} \text{JAC} \\ \text{HVN} \end{matrix}$ kann dagegen nicht näher gedeutet werden. Eine Anzahl Fliesen von gleicher Grösse im Museum von Basel[1]), wo statt der Buchstaben rinnenartige, unregelmässige Linienzüge eingegraben sind, deuten an, dass auch Umrisse von Zeichnungen, seien es nun Wappen oder gar Figuren, in solche Epitaphien eingeritzt wurden. Dem äusseren Rande entlang sind sämtliche Platten mit eingepressten Ornamenten verziert[2]). Kleinere Fragmente mit eingeritzten Buchstaben (Fig. 15) scheinen eine Jahreszahl gebildet zu haben, 1316 nach der geschickten Kombination von Dr. E. von Fellenberg (anno dni m° trECENtesimo dECimO SEXto), ein Datum allerdings, das in der Geschichte des Klosters Fraubrunnen unseres Wissens kein besonderes Ereignis bezeichnet[3]).



Fig. 14. Grabplatte aus Fraubrunnen. Museum von Bern.

Auf die Entstehungszeit der Backsteine von Fraubrunnen werfen diese Inschriftenfunde ein bedeutsames Licht. Damit trifft die weitere Erkenntnis zusammen, dass gerade in die erste Zeit des 14. Jahrhunderts die lebhaftesten Beziehungen zu S. Urban fallen[4]). Wie soll man aber den Zusammenhang der Backsteine näher erklären? Das Erscheinen neuer, teils selbständiger, teils nach S. Urbaner Vorbildern kopirter Model und der geringe Formenschatz deuten auf eigenen Betrieb, aber die Anleihe von sechs Ornamentstempeln, die nämliche Beherrschung der Technik und die Übereinstimmung in den Formtypen der Werkstücke lassen keinen Zweifel, dass S. Urbans Ziegeleien dem Betrieb von Fraubrunnen als Lehrwerkstätte dienten.



Fig. 15. Fragmente einer Jahrzahl, aus Fraubrunnen. Museum von Bern.

---

[1]) Im historischen Museum von Basel zwei vollständige und drei fragmentirte Fliesen von Grabplatten. Masse wie oben. — Die eingegrabenen, rinnenartigen Linienzüge sind im weichen Ton mit einem kantigen Instrument erzeugt, 1,7 cm breit und 0,7 cm tief. Eine Zusammensetzung der Fragmente zu ursprünglicher Lage gelang mir nicht.

[2]) Regelmässig wird hiefür das S. Urbaner Ornament Nr. 13 verwendet. Auf zwei Exemplaren zu Basel auch Nr. 89. — Die Richtung der Ornamente ist gewöhnlich durch schwach eingeritzte Hülfslinien vorgezeichnet.

[3]) Museum von Bern. — 1316 könnte das Todesjahr der Dietmut von Halten bezeichnen, die von 1307 bis zum 11. Juni 1312 Äbtissin war und nach ihrer Resignation noch eine zeitlang gelebt zu haben scheint, da sie im Jahrzeitbuch nur «Schwester» heisst, somit nicht während der Amtsdauer starb. Nach dem 16. Juli 1313 erscheint Clementia von Schwertschwendi als Äbtissin, bis 1316.

[4]) Zeugnisse eines engen Verkehres zwischen Fraubrunnen und S. Urban finden sich erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts in den Zeugenreihen von Urkunden (1277, 24. Juni; 1297, 13. Dezember; 1298, 3. Juni; 1300, 26. Jan.; 1302, 30. Juni; 1304, 15. März). Vergl. Fontes rer. Bern.; J. J. Amiet, Regesten von Fraubrunnen in Mohrs Regestensammlung. — 1297, 6. und 15. April Verkauf von Zinsen von S. Urban an Fraubrunnen (Fontes III 673 und 674). — Die Zusammenstellung dieser Daten aus den Fontes rer. Bern. verdanke ich meinem Freunde Dr. R. Durrer in Stans.

Ebersecken.

Schon seit Jahren kannte man S. Urbaner Backsteine aus der Kapelle des zwischen Schötz und Altbüron in engem, stillem Tälchen gelegenen Weilers Ebersecken. Der Bodenbelag im Vorzeichen des um 1670 erbauten [1]) und 1707 renovirten [2]) Kirchleins bestand teilweise aus verzierten Fliesen, die 1882 oder 1883 an das historische Museum von Bern kamen. Eine grössere Platte zeigt den Schmuck eingepresster Wappen und drei eingeritzte Kurven (Fig. 43) [3]). Heute noch wird der Belag einer Fensternische an der Westseite der Kapelle von verzierten Backsteinen gebildet [4]). Alle diese Stücke sind bei Errichtung der Kapelle als Spolien eines älteren Baues verwendet worden. Sie stammen aus dem ehemaligen Frauenkloster zu Ebersecken, das im 17. Jahrhundert spurlos vom Erdboden verschwand.

Das 1275 von Rudolf von Balm, dem Vater des Königsmörders, und Jakob von Fischbach, Bürger von Zofingen, zu Ebersegg gestiftete [5]) Cisterzienserinnenkloster Pura Vallis erhielt von Rathausen bei Luzern die ersten Nonnen und unterstand, was für unseren Gegenstand von besonderer Bedeutung ist, der Pflege und Aufsicht des Klosters S. Urban [6]). 1277, am 26. November, weihte Ptolomeus, Bischof von Sardes, die Kirche, die Altäre und den Kirchhof [7]). Ein Brand von 1279, der die Nonnen in die grösste Armut brachte, nötigte zu einem Neubau [8]). Zu Ende des 16. Jahrhunderts wird das Kloster aufgehoben und mit Rathausen vereinigt [9]), 1618 die Kirche [10]) und darauf die übrigen Gebäude [11]) niedergerissen.

Bis vor kurzem war von der Anlage keine Spur mehr zu erkennen. Doch wusste man ihren Platz. In einer völlig ebenen Wiese, die sich südlich vom erwähnten Dorfkirchlein zwischen der Strasse und dem Rikenbache ausdehnt, hatte man einst unter dem Boden Reste von Gemäuer gefunden. Im Januar 1898 förderten Grabungen einige Mauerzüge zu Tage, deren Sohle etwa zwei Meter tief im Boden lag. Es waren Funda-

[1]) Rahn, zur Statistik schweizerischer Kunstdenkmäler, Anzeiger 1885, S. 161.

[2]) Th. v. Liebenau, Anzeiger 1880, S. 82.

[3]) Die Bodenfliesen im Berner Museum messen 28 cm im Quadrat und 4—4,5 cm Dicke. Ornamente, meist in diagonaler Richtung aufgepresst: Nr. 35 (erscheint auch zweimal kreuzweise übereinander gepresst), 40, 57. Die mit Wappen geschmückte Platte (Typus XXXIX) misst 35 (urspr. 38) cm Höhe, 38 cm Breite, 7,5 cm Dicke. Für die eingeritzten Kurven weiss ich keine Erklärung.

[4]) Wieder 28 cm², 4—4,5 dick. — Orn.: Nr. 35, 40, 57.

[5]) Urk. 1272, 23. Juli. Geschichtsfreund IV, 100. Die Bewilligungsurkunde des Weihbischofs von Konstanz datirt von 1274, 12. Sept. Geschichtsfreund I 33.

[6]) Urk. 1275, 23. Juli, Geschichtsfr. IV 276.

[7]) Urk. 1277, 26. Nov. Geschichtsfr. IV 107.

[8]) Urk. 1279. Der konstanzische Weihbischof ladet zu Beisteuern für den Wiederaufbau des abgebrannten Klosters und der Kirche ein. Geschichtsfr. IV 107. — Die zahlreichen Urkunden über die nun folgenden Vergabungen in Geschichtsfrd. IV.

[9]) 1590, Freitag nach Pfingsten, beschliesst der Rat von Luzern, Fenster und Schlosswerk, was noch gut ist, vom Kloster Ebersegg an die Neubauten in Rathausen zu verwenden. Geschichtsfr. II 26, Nr. 2. 1594, 5. Mai, Urkunden über die Vereinigung mit Rathausen.

[10]) Geschichtsfr. IV, 118, N. 1.

[11]) «Bis an den vorderen theill im yngang des husses.» Kaufbrief zwischen Rathausen und einem Hans Bluntschli von Schötz, Geschichtsfr. XLII. 276.

mentmauern aus Kieselstein mit doppelhäuptiger Verblendung von Tuffquadern. Und im Schutt, mit dem die Wiese unter dem Humus ausgeebnet ist, fanden sich neben Ofenkacheln des 15. und 16. Jahrhunderts Fragmente von S. Urbaner Backsteinen, zumeist Reste von Bodenfliesen und einige Stücke von dickeren, mit Wappen geschmückten Platten, die man gerne als Fragmente von Epitaphien deuten möchte [1]). Die Ornamente dieser Funde gehören dem Formenschatz von S. Urban an, das offenbar zum Bau des ihm unterstellten Frauenklosters die Erzeugnisse seiner Kunstfertigkeit lieferte.

Zofingen.

Nächst dem Kloster S. Urban und der Burgruine Altbüron lieferte Zofingen bis jetzt die reichste Ausbeute an verzierten Backsteinen. Hier erhalten wir die seltene Gelegenheit, einige Konstruktionen noch in ursprünglichem Zustande zu studiren und sind sogar in der Lage, die Entstehungszeit eines solchen Baues genau zu bestimmen. Der Zusammenhang der Briquen von Zofingen mit den Werkstätten von S. Urban steht ausser Zweifel. Anzeichen, dass Zofingen solche Terrakotten in eigenem Betriebe hergestellt hätte, gibt es nicht. In einem Punkte scheint sich die Verwendung des Backsteines hier und dort zu unterscheiden: während in S. Urban dieses Material zur Konstruktion ganzer Mauern, ja selbst von Gewölben diente, beschränkt sich seine Anwendung in Zofingen, wie übrigens auch bei sämtlichen übrigen Fundorten, auf die Umrahmung von Türen und Fenstern und auf den Bodenbelag.

Es fehlt nicht an urkundlichen Beweisen einer Bautätigkeit des Klosters S. Urban in der Stadt Zofingen. Diese Bauten fallen gerade in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts. Im Jahre 1265, als die Stadt durch Krieg und Brandschaden heruntergekommen war, erbauten die Mönche von S. Urban auf einem von Graf Hartmann von Froburg dem Kloster verliehenen Platze inmitten der Stadt «ein steinin hus kostlich und loblich mit grossem fliss, arbeiten und kosten». Der Bau blieb seither Eigentum des Klosters und diente ihm zu Verwaltungszwecken [2]). Und 1280 übergibt Graf Hartmann von Froburg mit Zustimmung der Bürger von Zofingen dem Kloster S. Urban eine weitere Hofstatt «am Bach unter dem Kirchhof» zum Bau eines Hauses, das auch wirklich erstellt wurde. Zugleich wird dem Abt und Konvent Schirm und freies Burgrecht in der Stadt gewährleistet [3]).

---

[1]) Bei meinem Besuche am 6. Januar 1898, als gerade die Fundamentmauern ausgegraben wurden, fanden sich 8 Fragmente von Bodenfliesen (28/28 cm, 4—4,5 cm dick); Ornamente: Nr. 29, 35. Ferner drei Fragmente jener dickeren Platten (Typus XXXIX); Ornamente: Nr. 1, 26, 82.

[2]) Herrgott II, 393. Das «Schwarzbuch» von S. Urban, und wohl nach diesem Frickhardt, Chronik von Zofingen, 1811, I, S. 64, verzeichnen die Schenkung und den Bau unter dem Jahre 1268. Da auch bei der folgenden Vergabung von 1280 jene Quelle das Jahr 1283 nennt, liegt durchwegs eine irrtümliche Verschiebung um drei Jahre vor. Der sehr interessante Eintrag im «Schwarzbuch» abgedruckt bei Th. v. Liebenau, Annalistisches aus S. Urban. Anzeiger für schweiz. Geschichte, 1882, S. 53. Unklar ist darin nur die Bezeichnung «enmitten der Stadt, an der Ringgmur».

[3]) Urk. 11. April 1280. Staatsarchiv Luzern, abgedr. Herrgott II, 493. «iuxta ripam sub cymeterio». Eintrag im «Schwarzbuch» bei Th. v. Liebenau, a. a. O., S. 54.

Das Verwaltungshaus von 1265 führt noch heute den Namen *S. Urbanhof* (s. die aus dem 18. Jahrhundert stammende Abbildung der Stadt, Fig. 16 I—G)[1]) und war eine Hauptfundstätte von Konstruktionen aus verziertem Backstein. Hervorragende Bedeutung gewinnen diese Funde durch den Umstand, dass die Backsteine dort nicht als zufällig vermauertes Material, sondern in der ursprünglichen Disposition erhalten waren. Im Jahre 1626 wurde die Anlage bedeutend vergrössert und ein hübsches polygones Treppentürmchen eingefügt. Der alte Bestand blieb aber dabei vor Veränderungen ziemlich bewahrt. Erst neueste Umbauten (1895, 1897) haben die Backsteinkonstruktionen teils maskirt, teils entfernt. Sämtliche im S. Urbanhof ausgebrochene Terrakotten

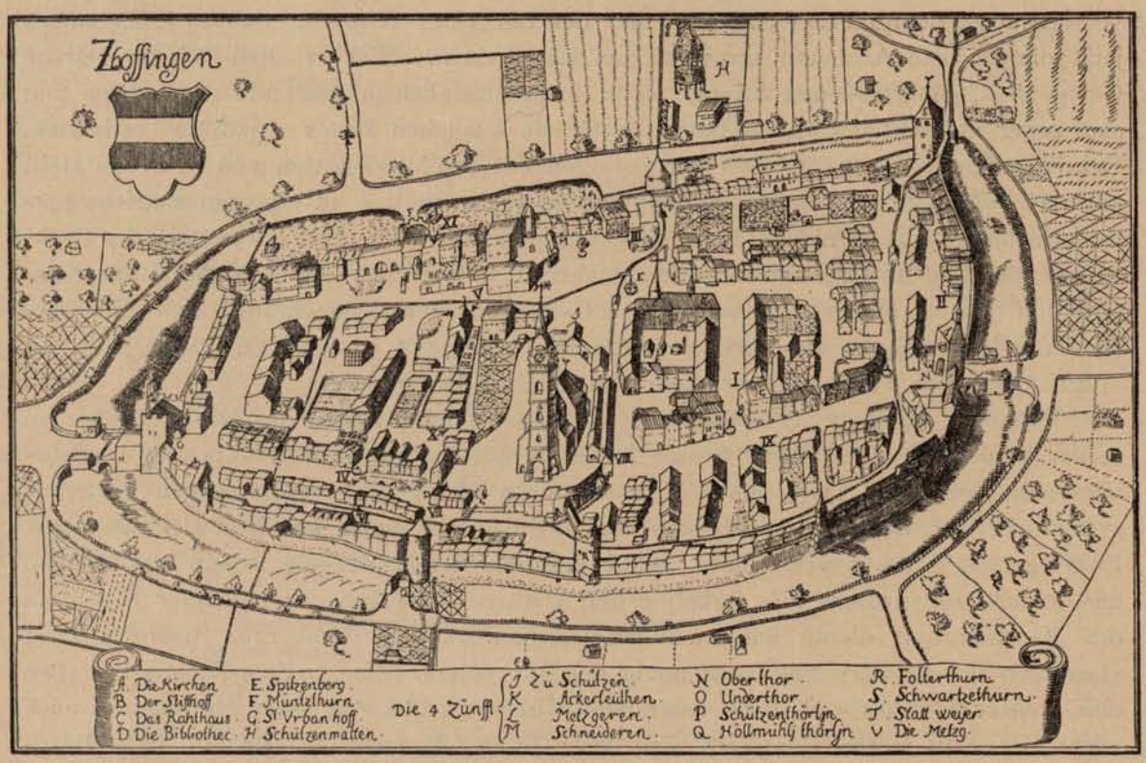


Fig. 16. Zofingen. Stadtplan aus dem 18. Jahrhundert.

I. S. Urbanhof. II. Haus Nr. 8 («Henkerhaus»). III. Stiftskustorei. IV. Raben. V. Sennenhof. VI. Haus Nr. 282. VII. «Bibliothek» (heute Café Holliger). VIII. Stelle von Beinhaus und Peterskapelle. IX. Hirschen. X. «Schulhaus». XI. Haus am Münzturm.

gingen 1898 in den Besitz des historischen Museums von Aarau über. Die im heutigen Bau versteckte alte Anlage besteht aus zwei in rechtem Winkel zusammentretenden Flügeln (Fig. 17). Die 80 cm bis 1 m dicken Mauern sind aus Bruchstein erstellt.

[1]) Die Originalkupferplatte dieser Abbildung ist im Stadtarchiv von Zofingen erhalten. — Über die Funde von Zofingen verdanke ich eine Anzahl wertvoller Mitteilungen Herrn F. R. Zimmerlin, der mir das Manuskript einer Abhandlung über die dortigen Backsteine bereitwilligst zur Benutzung überliess. Eigene Beobachtungen und Aufnahmen habe ich 1895 und 1898 gemacht.

Eine rundbogige Türumrahmung von verziertem Backstein[1]) (Fig. 17, I) — es war offenbar der ursprüngliche Hauseingang — habe ich während ihres Abbruches im Jahre 1895 aufgenommen. Zwei Pfosten einer weiteren Türe (Fig. 17, II) dürften bei dem Umbau des Jahres 1626 von einer anderen Stelle in die damals errichtete Mauer, welche den von der alten Anlage gebildeten Winkel abschliesst, versetzt worden sein. Zwei verzierte Backsteinfenster (Fig. 17, IV, V) wurden ebenfalls ausgebrochen, ein drittes (III) vermauert und maskirt. In mehreren Räumen bildeten teils glatte, teils verzierte Fliesen den Bodenbelag; einige Platten zeigten deutliche Reste gelblicher und braungrüner Glasur[2]).

Rundbogigen Türumrahmungen wie derjenigen vom S. Urbanhof begegnen wir in Zofingen noch mehrmals. An ursprünglicher Stelle ist aber nur eine erhalten. Sie dient als Kellereingang im Erdgeschoss des in die alte Ringmauer eingebauten *Hauses Nr. 8* unweit des ehemaligen Ober-

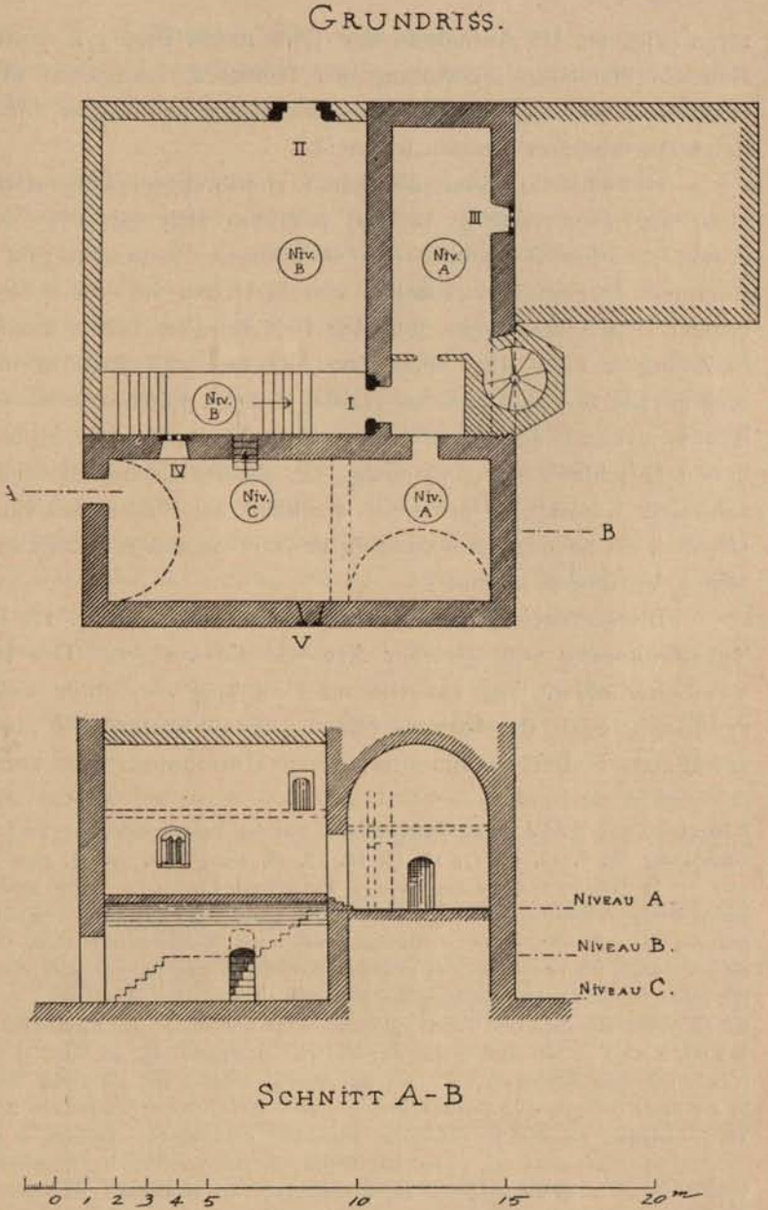


Fig. 17. Zofingen. S. Urbanhof. Skizze 1 : 250.

Dunkel schraffirt: Reste der ursprünglichen Anlage; hell schraffirt: Bauten von 1626. Backsteinkonstruktionen: I. Rundbogige Türe auf Niveau A. II. Später versetzte Pfosten auf Niveau B. III. Maskirtes Fenster auf Niveau A. IV. Ausgebrochenes Fenster auf Niveau A. V. Ausgebrochenes Fenster im II. Stock.

[1]) Die Türöffnung mass 1,98 m Scheitelhöhe und 0,98 m Breite und war konstruirt aus Steinen vom Typus XXII, XXIII, XXXa. Die Einzelheiten der Konstruktion sind im zweiten Abschnitt mitzuteilen. — Durch Anbringung eines Türflügels wurden in späterer Zeit die Steine an den Fasen und Leibungen stark beschädigt.

[2]) Die Zahl der vom Aarauer Museum aus dem S. Urbanhof im April 1898 erworbenen Backsteine beträgt etwa 120. Vertreten sind die Typen: XXII, XXIII, XXXa von der rundbogigen, in Figur 17 mit I be-

tores (Fig. 16, II; Aufnahme der Türe unten Fig. 47). Eine Tradition bezeichnet diesen Bau als ehemalige Wohnung des Henkers. Angaben über den ursprünglichen Besitzer des, wie die verzierte Türumrahmung beweist, in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erbauten Hauses fehlen[1]).

Bestandteile einer ähnlichen rundbogigen Türumrahmung aus dem Keller der alten *Stiftskustorei* (Fig. 16, III) befinden sich seit 1887 im historischen Museum von Aarau[2]). Eine Aufnahme des ehemaligen Bestandes gibt es leider nicht. Das Vorkommen verzierter Backsteine von S. Urban in einem Gebäude des Chorherrenstiftes erklärt sich leicht, wenn wir der Beziehungen beider Institute gedenken. Dem Stifte in Zofingen kam die Obhut über Rechte und Privilegien des Klosters S. Urban zu, und gerade aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts besitzen wir über dieses Verhältnis urkundliche Ausweise[3]). Damals stand dem Stifte ein Propst aus dem gräflichen Geschlechte der Froburg vor, dessen freundschaftliche Beziehungen zu S. Urban zahlreich waren[4]). Und 1288 erscheint als Custos des Chorherrenstiftes Heinrich von Ifenthal, ein urkundlich beglaubigter Guttäter des Klosters, in welchem sich die Grabstätte seiner Vorfahren befand[5]).

Im Kellereingang des Hauses *zum Raben* (Fig. 16, IV) befand sich eine weitere Türumrahmung von gleicher Art wie die vorigen. Der Häuserreihe, deren Ecke der «Raben» bildet, liegt ein erhöhter Fussteig vor, unter welchem sich die «Kellerhälse» rundbogig nach der Strasse öffnen. Neun Stufen tief steigt man von der Gasse zur erwähnten Kellertüre hinunter, deren Umrahmung aus verziertem Backstein bestand[6]).

---

zeichneten Türe; XXIV ca. 40 Stück, offenbar von den Fenstergewänden; XXIX ein Stück; XL Fliesen ca. 30 Stück; Ornamente; Nr. 8, 12, 16, 17, 18, 19, 22, 27, 28, 29, 30, 31, 35, 38, 39a, 47, 56a, 60, 62/61, 66, 74, 82.

[1]) Heutige Besitzer des Hauses: Familie zur Linden. — Dem alten Gebäude wurde in späterer Zeit eine leichte Fachwerkkonstruktion vorgesetzt. Die Türumrahmung ist ziemlich beschädigt und grösstenteils mit Cement bepflastert, die rechte Seite zudem teilweise durch einen Holzpfosten maskirt, so dass nicht alle Ornamente sichtbar sind. — Dass wir es mit einer in ursprünglicher Lage erhaltenen, und nicht etwa später eingesetzten Konstruktion zu tun haben, ergibt die Untersuchung des Mauerwerkes mit voller Gewissheit. — Rechts sind zwei grosse Schichtsteine bei Erstellung eines späteren Türverschlusses entfernt worden. — Zur Konstruktion der Türe dienten die Typen XXII, XXIII, XXX. — Sichtbare Ornamente: Nr. 12, 19, 24, 29, 33, 40, 63, 64, 68. — Vielleicht hängt der Bau dieses Hauses mit einer Schenkung von 1285 zusammen: Niklaus von Fischbach übergibt dem Kloster S. Urban sein Haus in der Stadt Zofingen und seinen Garten vor dem oberen Tore (annalistische S. Urbaner Aufzeichnung, abgedruckt bei Th. v. Liebenau, Anzeiger für Schweizer Geschichte, 1882, S. 54); letzterer ist vielleicht der Bauplatz des Hauses.

[2]) Dort unter Nr. 25096 eingetragen; es sind drei Stücke, fragmentirt, vom Typus XXII und zehn von Typus XXX. — Wohl nicht von dieser nämlichen Türe stammen sechs Stücke vom Typus XXIV. — Ornamente: Nr. 9, 16, 17, 18, 19, 20, 27, 28, 38, 60, 66, 86.

[3]) 1254, 29. Jan. Papst Innocenz IV beauftragt den Propst von Zofingen mit Massnahmen gegen diejenigen, welche die Rechte des Klosters S. Urban kränken. — 1256, 28. April. Der Propst von Zofingen urkundet als conservator privilegiorum Monasterii S. Urbani. — Ebenso 1291, 20. Feb. — 1261, 13. Dez. Papst Urban IV befiehlt dem Custos von Zofingen, dafür zu sorgen, dass die dem Kloster S. Urban entzogenen Güter restituirt werden; dasselbe tun Papst Martin IV, 1283, 13. Juni, und Clemens V, 1312, 11. Nov. — 1312, 10. Nov. Clemens V beauftragt den Dekan von Zofingen, für gehörige Zehntenentrichtung an S. Urban zu sorgen. (Carl Brunner, Das alte Zofingen und sein Chorherrenstift. Aarau 1877, S. 37).

[4]) 1263 eine Vergabung von Graf Hartmann von Froburg mit seinem Bruder Rudolf, Propst zu Zofingen (Fontes rer. Bern. II 585). — Über die Beziehungen der Froburger siehe später den Artikel Bipp.

[5]) Urk. vom 29. April 1288 (Soloth. Wochenblatt, 1824, S. 437, 438).

[6]) Ich vermute, dieser Eingang habe ursprünglich gleich der Türe des S. Urbanhofes und des Henkerhauses

Die Seitenpfosten wurden später durch Haustein ersetzt, in Backstein war nur der aus 16 Keilsteinen bestehende Bogen erhalten; derselbe wurde 1893 geschenkweise dem Landesmuseum überlassen[1]). Ueber die Zeit der Erbauung des Hauses fehlen bestimmte Angaben[2]).

Dem Raben gegenüber liegt das im Jahre 1872 völlig umgebaute *Haus Nr. 282* (Fig. 16, VI). Hinter der östlichen, nur zwei Fenster breiten Fassade, die damals abgerissen wurde, fand man, wie Herr F. R. Zimmerlin angibt, eine ältere Front, deren erster Stock unter anderem ein zweiteiliges verziertes Fenster enthielt[3]). Vergeblich forscht man heute nach dem Verbleib aller dieser Backsteine. Ein Teil soll nach Genf gekommen sein — Hammann bildet einige Ornamente davon ab[4]) —, ein Fensterpfosten befindet sich im historischen Museum von Aarau; vom zugehörigen spitzbogigen Sturz befindet sich die eine Hälfte ebendort, die andere im Landesmuseum[5]), das von diesem Gebäude noch ein weiteres Stück besitzt[6]). (Fig. 35, A; 34, C; Rekonstruktion Fig. 50). — Das anstossende, schon zu Anfang dieses Jahrhunderts umgebaute Nachbarhaus dürfte seinen Namen «rotes Haus» wohl von ehemals darin vorhandenen Backsteinkonstruktionen haben[7]). — Ueber die Zeit der Erbauung wissen wir nichts Bestimmtes. Man möchte aber vermuten, dass hier jenes Haus zu suchen ist, das die Mönche von S. Urban auf dem im Jahre 1280 geschenkten Bauplatz errichteten. Wenigstens könnte die Bezeichnung «am Bache unter dem Friedhof» ganz gut hierher bezogen werden. Das gegenüberliegende Haus zum Raben könnte dann möglicherweise zur nämlichen Hofstatt gehört haben.

Im Erdgeschoss eines Hauses auf dem *Gerechtigkeitsplatze* (in dem Plane des 18. Jahrhunderts nicht eingezeichnet; es wäre in Fig. 16 ungefähr bei der Bezeichnung J)

---

die eigentliche Haustüre gebildet; der Fusssteig wäre dann erst nachträglich der Häuserreihe vorgelegt worden. Das Strassenniveau soll nämlich ursprünglich tiefer gelegen haben, als heute.

[1]) Die Kellermauern selbst bestehen aus Kieselstein. Zweifellos war auch diese Türe hier an ihrem ursprünglichen Platze erhalten, und nicht etwa erst später eingebaut. — Die Öffnung des Backsteinbogens war von der Türschwelle bis zum Scheitel 1,95 m i/L. hoch, die lichte Breite betrug 1,02 m. Der Mörtel war am Intrados des Bogens 0,6—1 cm, am Extrados 2—3 cm dick (Angaben nach einem schriftlichen Berichte von Dr. E. A. Stückelberg). Die Dimensionen der Türe entsprachen also genau denen vom S. Urbanhof und dem sog. Henkerhaus. — Die 16 Keilsteine (✠ LM Inventar Nr. 71—86) gehören zum Typus XXX a. — Ornamente: 12, 16, 17, 18, 19, 20, 66, 84.

[2]) Nach einer unverbürgten Angabe des heutigen Besitzers wäre in diesem Hause 1358 durch Heinrich Rappli, späteren Schultheiss von Zofingen, eine Wirtschaft gegründet worden.

[3]) Leider gibt es über diesen hochinteressanten Fund ausser den ungefähren Erinnerungen des Herrn F. R. Zimmerlin keinerlei Nachricht. Die Façade sei 1872 in so fanatischer Eile niedergerissen worden, dass die Aufnahme einer Beschreibung oder Zeichnung unmöglich war.

[4]) Hammann II, Appendice II, Taf. XXI, XXII, Fig. 103, 105, 106, 107, 108 = unsere Ornamente Nr. 8, 31, 51, 83, 86.

[5]) Das Fragment eines spitzbogigen Fenstersturzes, mit verkehrt gestellten Wappen und anderen Modeln verziert, wurde von Fräulein Marie zur Linden dem Landesmuseum geschenkt (Inv. Nr. 97). Zwei zugehörige Stücke sind im Museum von Aarau mit Nr. 24 und als von Zofingen, aus einem vor 1879 abgebrochenen Hause der Unterstadt stammend, bezeichnet. Ornamente dieses Fensters: Nr. 1, 2, 35, 74, 81, 82 (also lauter Ornamente des feinsten Stiles, die, wie später gezeigt werden soll, auf eine einzige Hand zurückzuführen sind).

[6]) Inv. Nr. 98. Geschenk von Herrn Apotheker Fischer-Siegwart. — Typus XXIV d; Ornamente Nr. 12, 30, 82.

[7]) Heute im Besitz von Herrn Apotheker Fischer-Siegwart.



Fig. 18. Fenstersturz aus Zofingen.
(Im Besitz von Herrn Dr. F. Zimmerlin.)

kam 1896 ein Spitzbogenfensterchen zum Vorschein, das seither dem Landesmuseum übergeben worden ist[1]). (Pfosten Fig. 35 B, Sturz Fig. 34 D).

Die bisher besprochenen Backsteine von Zofingen hatten sich in ihrer ursprünglichen Lage vorgefunden und gewinnen dadurch, dass sie uns über die Konstruktion von Tür- und Fensterumrahmungen Aufschluss geben, eine ganz besondere Bedeutung. Leicht erklärt es sich, wenn sie — mit Ausnahme des Fensters vom Hause Nr. 282 und eines Fensters im S. Urbanhofe — stets im Erdgeschoss der betreffenden Häuser getroffen wurden. Die höheren Etagen solcher Bauten aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts haben nämlich nur ausnahmsweise die Stürme der Jahrhunderte überdauert. Vom grossen Erdbeben von 1356 erlitt Zofingen bedeutenden Schaden[2]), und Feuersbrünste verheerten 1393 und 1396 die Stadt in schrecklicher Weise[3]).

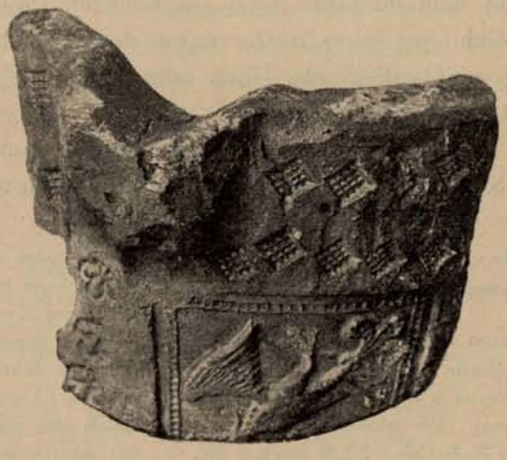


Fig. 19. Gefässfragment (Weihwasserbecken?) aus Zofingen.
Landesmuseum.

Solche Katastrophen erklären uns, wie es kam, dass eine Unzahl verzierter Backsteine nachmals zum Wiederaufbau der Stadt als gewöhnliches Mauermaterial verwendet wurde. Funde dieser Art sind in Zofingen so zahlreich gemacht worden, dass wir einen vollen Ueberblick schon nicht mehr gewinnen können. Das Bekannte sei kurz verzeichnet.

---

[1]) Geschenk der Besitzerin des Hauses, Frau Suter-Geiser in Zofingen. Landesmuseum, Inv. Nr. 100—104. Erhalten sind der Sturz (Typus X, Fig. 34 D; Orn. Nr. 69, 86), und die zwei Pfosten, wovon der eine sehr beschädigt (Typus XVIa, Fig. 35 B, Orn. Nr. 25). Die Fensterbank war völlig demolirt. — Nach einer brieflichen Angabe von F. R. Zimmerlin verlegt die Tradition auf die Stelle dieses Hauses ein ehemaliges, 1396 abgebranntes Kloster. Die Tatsache, dass hier dieses Backsteinfenster noch in ursprünglicher Lage zum Vorschein kam, gibt jener Tradition einen gewissen Wert.

[2]) Frickhardt, Chronik von Zofingen, I, S. 156.

[3]) Frickhardt I, S. 157. — Die Angabe, dass bei dem Brande von 1396 nur ein einziges Haus stehen blieb, dürfte übertrieben sein.

Im «*Sennenhof*», einem grösseren Baukomplex inmitten der Stadt, der aus der Vereinigung mehrerer älterer Bauten hervorgegangen zu sein scheint und seine heutige Gestalt durch einen bedeutenden Umbau im Jahre 1732 erhielt, (Fig. 16, V, gibt noch den früheren Bestand), befinden sich, als Pfosten einer Kellertüre verwendet und mit einem Sturz von Sandstein bedeckt, zehn grosse verzierte Backsteine[1]). — Eine Menge verzierter Terrakotten kam 1890 bei dem Umbau eines alten *Hauses am Münzturm* an der östlichen Ringmauer der Stadt (Fig. 16 XI)[2]) zum Vorschein; ein Teil soll dem Museum von Aarau abgegeben, die Mehrzahl aber nach Strengelbach abgeführt und dort als Material zum Bau eines Hauses an der äusseren Schleipfen verwendet worden sein[3]). — Eingemauerte verzierte Backsteine fand man weiter in dem 1852 anlässlich des Baues der Bierbrauerei Senn abgebrochenen *Beinhause* und der *S. Peterskapelle* südlich von der Kirche (Fig. 16, VIII); in einigen damals stehengebliebenen Mauern[4]) trifft man noch jetzt ab und zu solche Spolien. Verzierte Backsteine kamen ferner bei dem Umbau des ehemaligen Wirtshauses zum *Hirschen* gegenüber dem S. Urbanhof zum Vorschein[5]) (Fig. 16, IX), weiter im ehemaligen *Schulhause* (Fig. 16, X) und 1894 im Hause des Herrn *Koprio-Sutermeister* auf dem unteren Kirchhof[6]). 1893 fand man in der westlichen Ringmauer das Fragment eines spitzbogigen

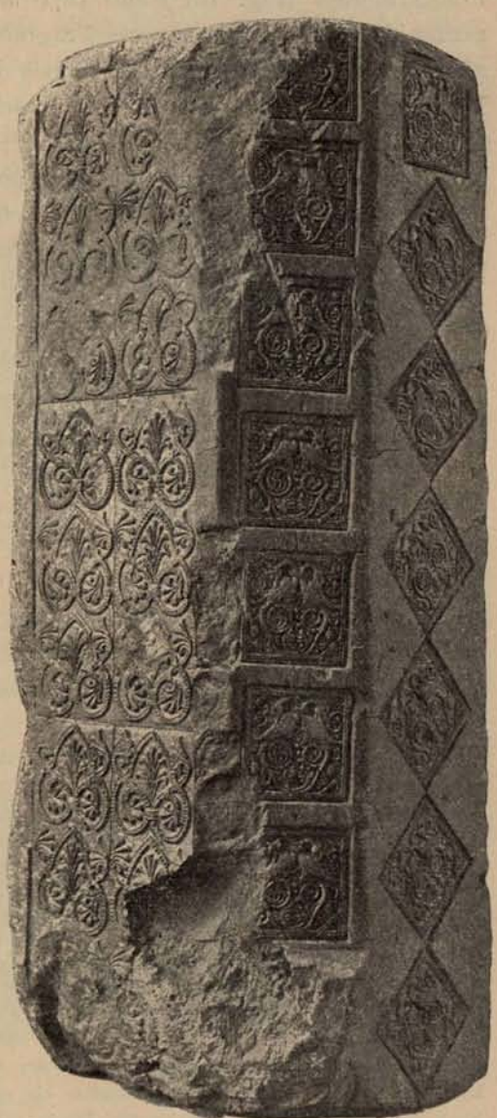


Fig. 20. Fensterpfosten aus Zofingen. Landesmuseum.

[1]) Heute im Besitz von Herrn Carl Senn-Zäslin. Den Namen «Sennenhof» führt das Gebäude seit 1732; als älterer Bestandteil scheint im gegenwärtigen Komplexe der alte «Kuhnenhof» enthalten zu sein. — Die Backsteine befinden sich im nördlichen, 1,46 m breiten und 1,30 m hohen Kellereingang des südlichen Flügels, vom Hofe her; sie gehören sämtlich dem Typus XXII an. Ornamente: Nr. 9, 16, 18, 19, 20, 27, 28, 37, 38, 84.

[2]) Jetzt Fabrikgebäude der Herren Geiser & Rüegger.

[3]) Angaben von Herrn F. R. Zimmerlin.

[4]) Heute zum Bau der Bierbrauerei Senn gehörend. Einige Stücke sind von Herrn Senn dem Landesmuseum geschenkt worden. Inv. Nr. 93—96. Typen XXXVIIa, XXIV, Orn. Nr. 16, 18, 19, 75, 86.

[5]) Jetzt Haus von Coiffeur Mattmann. Nähere Aufschlüsse fehlen.

[6]) Orn. Nr. 76.

Fenstersturzes (Fig. 18)[1] und 1870 im halbrunden Wachtturm an der östlichen Ringmauer das zufällig vermauerte Fragment eines Gefässes[2] (Fig. 19), ein merkwürdiges, aber in seiner Art nicht einziges[3] Dokument zum Nachweis, dass die S. Urbaner Backsteinfabrikation sich nicht ausschliesslich auf die Herstellung von Architekturteilen beschränkte. — Den Fundort einer Anzahl verzierter Backsteine, die aus dem Besitz der Stadtbibliothek von Zofingen geschenkweise an das Landesmuseum kamen, konnte ich nicht erfahren[4]. Es befindet sich darunter das grösste sämtlicher bis jetzt bekannter Werkstücke, ein Pfosten von vollen 73 cm Höhe (Fig. 20, dazu Fig. 35 F). In den Stadtmauern und älteren Häusern von Zofingen steckt zweifellos noch ein grosses Material verborgen, und man kann nur wünschen, dass über neue Entdeckungen sorgfältiger Buch geführt werde, als bisher, da ausser dem verdienten Herrn F. R. Zimmerlin sich niemand um den Gegenstand kümmerte[5].

Olten.

Im Jahre 1290 schenkte ein Henricus villicus, Bürger von Zofingen, mit Willen seiner Ehefrau Mechtildis den Mönchen von S. Urban eine Hofstatt zu Olten, mit der Abmachung, dass das Kloster dort auf eigene Kosten ein Haus erbaue[6]. In einem 1868 grösstenteils abgetragenen, burgähnlichen Gebäude an der östlichen Spitze der alten Stadtanlage, dem sogenannten *Zielempenhaus*, wurden fünfzehn S. Urbaner Backsteine gefunden[7]. Sollte es unerlaubt sein, diesen Bau mit der Urkunde von 1290

[1]) Im Besitz von Herrn Dr. R. Zimmerlin in Zofingen. Typus IX; Orn. Nr. 3, 74, 81, 82 (also lauter Model feinsten Stiles).

[2]) Von Herrn F. R. Zimmerlin dem Landesmuseum geschenkt. Zuerst abgebildet bei Hammann.

[3]) Stücke von verzierten Gefässen findet man auch in den Museen von Solothurn (unbekannter Herkunft) und Bern (aus Altbüron). Siehe unten Figur 46.

[4]) L M Inv. Nr. 87—92. Typen XIX, XXII, XXIII, XXX. — Ornamente: Nr. 12, 19, 20, 32, 33, 76.

[5]) Die hier mitgeteilten Fundnotizen sind so vollständig, als die Aufzeichnungen des Herrn F. R. Zimmerlin und eigene Nachforschungen es ermöglichten. Von zahlreichen Funden wurde leider keinerlei Notiz genommen. So sollen z. B. eine Menge verzierter Backsteine für den Bau der neuen Gebetshalle auf dem Friedhof verwendet worden sein. — Über eine etwas geheimnisvolle Angabe sollte man sich durch Nachgrabungen Gewissheit verschaffen. Es handelt sich um einen unterirdischen Gang, der nach der Aussage des Herrn F. R. Zimmerlin im Stiftshofe (Fig. 16, B) beginnend sich westwärts bis zur alten Bibliothek (Fig. 16, VII=D), und von dort südwärts bis zum ehemaligen, südwestlich von der Kirche gelegenen Clarissinnenkloster gezogen habe. Im Jahre 1844 sei ein Stück dieses Ganges aufgedeckt gewesen (im Keller des dem Haupteingang der Kirche gerade gegenüberliegenden Hauses). Der Gang soll rundbogig in unverziertem Backstein gewölbt und in Abständen von etwa 2 m durch Gurten von verzierten Terrakotten unterbrochen sein.

[6]) 1290, 2. April. «Henricus villicus burgensis in Zofingen cum voluntate et consensu domine Mechtildis, uxoris sue, aream sitam in Olten, cum cellario lapideo in eadem area constructo forma solemnis donationis inter vivos nobis in puram elemosynam legavit taliter, quod domum in dicta area nostris expensis ædificandam libere possideamus». Das Kloster versichert «quod dictus Henricus villicus et uxor sua Mechtildis quam nunc habet, si voluerint, domum quam aedificabimus, inhabitare poterunt sine omni censu» etc. (abgedruckt Solothurner Wochenblatt, 1824, S. 396. Den Hinweis auf diese Urkunde verdanke ich meinem Freunde Dr. R. Durrer).

[7]) Über das Zielempenhaus siehe Rahn, Die mittelalterlichen Kunstdenkmäler des Kantons Solothurn, S. 116. Folgende Backsteine aus dem Zielempenhause befinden sich im Antiquarium von Olten: 1 Stück Typus XXII, Orn. Nr. 24, 63, 64 (abgebildet bei J. R. Rahn, a. a. O.); 1 Typus XXX Orn. 64, 74, 75; 13 Stück (teilweise fragmentirt) Typus XXIV mit Orn. 12, 30, 35, 74, 82.

in Beziehung zu bringen? Von den Funden, die im Antiquarium von Olten aufbewahrt werden, geben sich zwei Backsteine als Reste einer Türumrahmung zu erkennen; die übrigen dürften einem Fenstergewände angehört haben. So geringfügig diese Reste erscheinen mögen, sie genügen, um zu beweisen, dass die Backsteinfabrikation von S. Urban um 1290 noch immer in Blüte stand und sich zur Verzierung der Terrakotten damals der nämlichen Model bediente, die wir schon aus früheren Funden kennen.

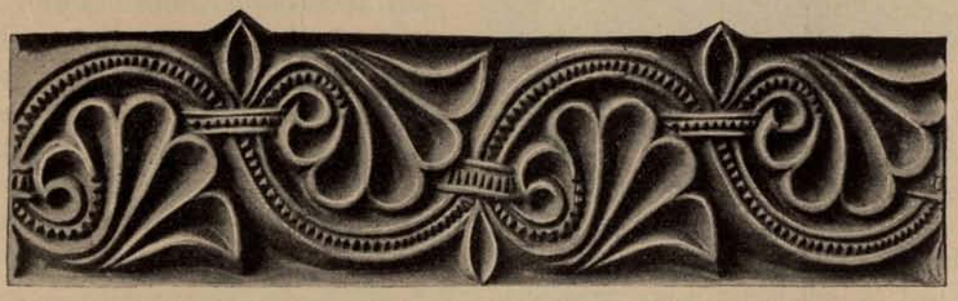


Fig. 21. Ornament eines Gesimsstückes aus Altbüron. Massstab 1 : 4.
Museum von Luzern.

Zwei im sogenannten *Rittersaale* hinter dem Gasthause zur Waag in der Stadtmauer gefundene Backsteine zeigen ein aus Halbkreisen, Rosetten, Sternmustern und Masken originell und regellos zusammengesetztes Ornament, das auf die spätere Zeit des 14. Jahrhunderts weist und mit S. Urban wohl nichts zu tun hat[1]).

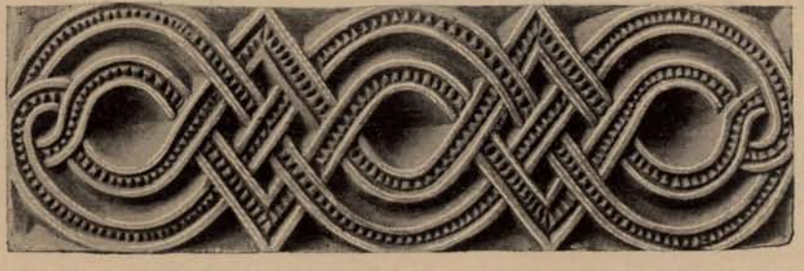


Fig. 22. Ornament eines Gesimsstückes aus Altbüron. Massstab 1 : 4.
Museum von Luzern.

Altbüron.

Von den Klöstern und Städten zu den *Burgen* des Fundkreises von S. Urbaner Backsteinen übergehend haben wir es mit Altbüron (Kt. Luzern) als wichtigster Stelle zuerst zu tun. Nach dem Aussterben der alten Freiherren von Altbüron um die Mitte des 12. Jahrhunderts sind die Besitzverhältnisse dieser Burg bis etwa um 1250 nicht ganz klar[2]). Ritterliche Ministerialen, die, wie es scheint, als Lehenträger der Freiherren

[1]) Vgl. Rahn, a. a. O., S. 118; die beiden Stücke befinden sich ebenfalls im Antiquarium von Olten.

[2]) Der letzte des alten freiherrlichen Stammes von Altbüron soll der 1133 gestorbene Propst Mangold von Bero-Münster gewesen sein. (Jahrzeitbuch. Mon. Germ. Necr. I 346).

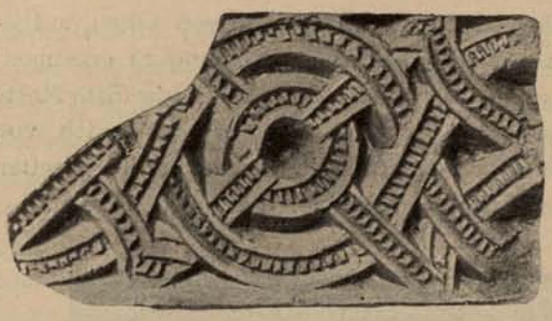


Fig. 23. Ornament eines Gesimsstückes aus Altbüron. Massstab 1 : 4. Museum von Luzern.

von Balm auf der Burg sassen, treten in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts als Freunde und Wohltäter des Klosters S. Urban auf[1]). Noch vor 1250 aber siedeln die Freiherren von Balm, deren Stammsitz eine Grottenburg bei Günsberg war, selbst nach Altbüron über[2]) — auf kurze Zeit nur, denn in der Pfingstwoche des Jahres 1309 ward die Burg des Königsmörders Rudolf von Balm, des letzten seines Stammes, von Herzog Leopold genommen und zerstört[3]). Zahlreich waren die Beziehungen der Herren von Balm zu S. Urban gewesen. Sie sind Nachkommen der im 13. Jahrhundert erloschenen Familie der Stifter des Klosters, der Herren von Langenstein; in S. Urban hatten die Balm und die mit ihnen nahe verwandten Grünenberg ihr Erbbegräbnis[4]), wie denn auch ihr Wappen unter den Verzierungen der Backsteine vorkommt, und schon um 1210 erscheint Heinrich von Balm als Guttäter des Klosters[5]). Die Verlegung des Stammsitzes nach Altbüron führte wohl auf dieser Burg zu bedeutenden Bauten, bei denen der Backstein von S. Urban eine wichtige Rolle spielte.

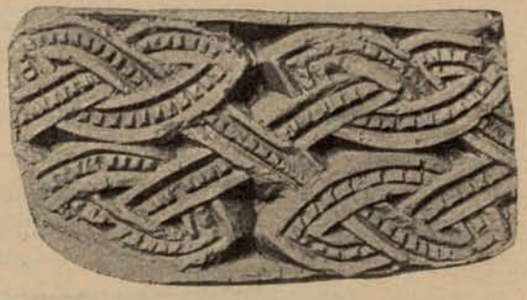


Fig. 24. Ornament eines Gesimsstückes aus Altbüron. Massstab 1 : 4. Museum von Luzern.

Seit der Zerstörung lag der Burgstal unberührt in Trümmern da. Ausgrabungen in den Jahren 1881—1883 lieferten eine ungeahnte, überraschend reiche Ausbeute an verzierten Backsteinen[6]). Den Hauptanteil sicherten sich die Museen von Bern und Luzern; kleinere Bestände sind in den meisten übrigen Sammlungen der Schweiz zer-

---

[1]) So erscheint 1224, 7. April, und 1252, 24. Juli, ein Arnoldus de Alpürron, von dem die S. Urbaner Überlieferung behauptet, dass er «postea familiaris noster effectus est» (Fontes rer. Bern. II 44 und 353). Aus gleicher Zeit wird auch der Name eines «dominus Waltherus de Alpürron» als Wohltäter von S. Urban überliefert (Fontes II 279).

[2]) 1248, 22. Juli, urkundet Frau Ita, Gemahlin Heinrichs von Balm «uf der burk ze Alburon» (Kopp, Gesch. II, 1. Beilage 8). Im Januar 1269 urkundet Rudolf von Balm «in castro Alpüren» (Fontes rer. Bern. 770; Wartmann, U.-B. der Abtei S. Gallen, Nr. 980; ebenso 1281, 29. März, Geschichtsfreund III, 139).

[3]) Der Königsmörder Rudolf von Balm ist noch am 9. Januar 1309 auf der Burg nachgewiesen (Kopp, Urk. I 97). Über die Belagerung und Einnahme: Kopp, Geschbl. II 154, Vitoduranus ed. G. von Wyss; Mathias von Neuenburg ed. Dr. G. Studer, S. 43. Vgl. Kopp, Gesch. IV, 1. S. 11 und 55.

[4]) Urk. 1267, 6. Januar. Fontes rer. Bern. II, 670.

[5]) I. Urbar von S. Urban, 15. Jahrh. Fol. 7a; abgedruckt Fontes rer. Bern. II, 50.

[6]) F. Vetter, Die Funde von Altbüron, Anzeiger für schweiz. Altertumskunde, 1885, S. 201; 1886, S. 242, mit Abbildungen. Grundriss Anz. 1885, Taf. XVI. Erste Notiz Anz. 1881, S. 154. — Leider war der Betrieb der Ausgrabungen kein systematischer. — Vereinzelte Funde von verzierten Backsteinen wurden schon früher, 1845 und anfangs der fünfziger Jahre, gemacht (Hammann II, p. 27).

streut[1]). Zum kleinsten Teile traf man die Backsteine in ursprünglicher Lage, das meiste war durch die Zerstörung von 1309 wild durcheinander geworfen worden[2]). Im Südosten der Anlage, hart am Burgweg, der längs der Südseite emporführte, stand ein kleines Gebäude, wahrscheinlich die ehemalige Burgkapelle, deren westlich gelegener Eingang noch durch zwei aus verziertem Backstein gebildete Pfosten angedeutet war[3]). Dann fanden sich Bodenfliesen, wovon einige die Reste von grüner Glasur zeigen, Fragmente von spitzbogigen Fenstersturzen, das Bruchstück eines Fenstermasswerkes und eines Gefässes (Fig. 45 und 46) und eine sehr bedeutende Anzahl gefaster Werkstücke, aus denen ursprünglich teils Pfosten, teils Bogen gebildet waren[4]). Grosse, bald mit glatter Kehle, gewöhnlich aber mit kräftigen Ornamenten in starkem Relief verzierte Gesimsstücke[5]), deren Unterseiten mit schönen, in den Ton geschnittenen Zahlen — offenbar Versatzmarken — versehen sind, erregen besondere Aufmerksamkeit. (Die Ornamente Fig. 21—25, dazu Fig. 33). Eines dieser Stücke[6]) zeigt als Kuriosum das an der Basis wohl von einem müssigen Arbeiter zum Zeitvertreib in den feuchten Ton geritzte Linienschema des wohlbekannten Neunesteinspieles (Fig. 26.) — Der Zusammenhang dieser Funde mit den Werkstätten von S. Urban äussert sich in den aus den nämlichen Modeln gepressten Verzierungen zur Genüge; den letzten Zweifel aber würde eines der grossen Gesimsstücke heben (Fig. 27, dazu Fig. 32), das ursprünglich nichts anderes war, als ein zur Säulenordnung

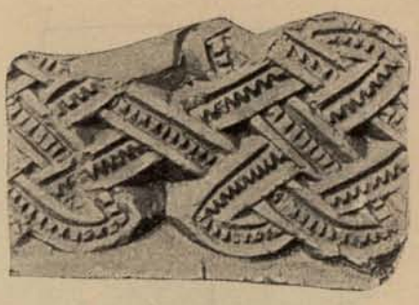


Fig. 25. Ornament eines Gesimsstückes aus Altbüron.
Massstab 1 : 4. Museum von Luzern.

[1]) Die Stücke des Berner Museums (101 vollständige Exemplare und eine grössere Zahl von Fragmenten), beschrieben und inventarisirt von F. Vetter, a. a. O. Von diesem Bestande gingen kleinere Partien an das historische Museum von Basel und an die antiquarische Gesellschaft von Zürich (jetzt im Landesmuseum) über. Leider sind im Berner Museum eine Anzahl Fragmente mit Gips vervollständigt und dabei ganz falsche Formen von Werkstücken rekonstruirt worden. — Von den Beständen des Luzerner Museums wurden Doubletten dem Landesmuseum abgetreten.

[2]) Leider ist auf die Fundstellen der einzelnen Stücke bei den Ausgrabungen viel zu wenig geachtet worden. Es wäre doch wohl möglich gewesen, zu konstatiren, an welchen Teilen der Anlage gewisse Stücke ursprünglich verwendet waren.

[3]) Siehe den Plan, Anz. 1885, Taf. XVI. Der eine Pfeiler war noch acht Steinschichten hoch erhalten. Die Bestandteile dieser Pfosten, Lagersteine vom Typus XXIV, befinden sich im Museum von Luzern.

[4]) Das Inventar der Funde, das über 300 Nummern zählen würde, kann hier nicht wiedergegeben werden; ich verweise für den Bestand des Berner Museums auf das Verzeichnis von F. Vetter, a. a. O., und begnüge mich hier mit Zusammenstellung der unter den Funden vertretenen Werkstück-Typen und Ornamente. Vertreten sind die Typen (siehe Formenlehre!) IV, V, Va, VI, IXa, IXb, X, XI, XIII, XVII, XVIII, XXII, XXIII, XXIV, XXVIII, XXX, XXXb, XXXc, XXXd, XXXV, XXXVI, XXXVIIIb, XL, XLa, XLc, XLVI, XLVIII. XLIX.

Ornamente: Zunächst die in starkem Relief gehaltenen, schönen Verzierungen der grossen Gesimsstücke (Fig. 21—25); von den auf unseren Lichtdrucktafeln zusammengestellten Ornamenten sind sodann vertreten: Nr. 3, 5, 8, 9, 10, 11, 12, 16, 17, 18, 19, 20, 22, 23, 24, 27, 28, 29, 30, 32, 33, 35, 37, 38, 39, 40, 45, 47, 50, 51, 56, 57, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 71, 74, 75, 76, 77, 79, 81, 82, 83, 84, 85, 86.

[5]) Typus V, Va u. VI, siehe weiteres in der nachfolgenden Formenlehre.

[6]) Im Museum von Bern.

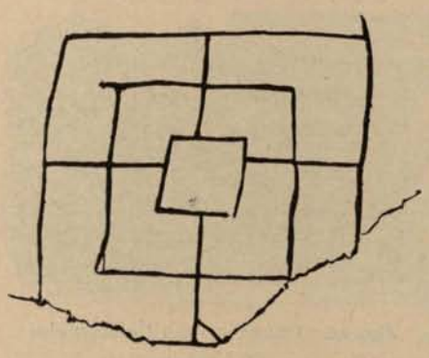


Fig. 26. Schema des «Neunesteinspieles» auf einem Backstein aus Altbüron. Museum von Bern.

von S. Urban gehöriger Kämpfer, der aus irgend einem Grunde nicht am Kreuzgang des Klosters, sondern auf der Burg Altbüron als Gesimse zur Verwendung kam und zu diesem Zwecke rückwärts abgeschrotet wurde[1]). Von den bisher bekannten Ornamenten sind die meisten unter den Funden von Altbüron vertreten; indessen fällt es auf, dass hier die zu S. Urban und anderwärts vorkommenden Wappen gänzlich fehlen.

Schnabelburg,

oder wohl richtiger Grünenberg[2]), eine westlich von Altbüron gelegene Burgruine bei Melchnau im Kanton Bern, war einst Sitz der mit den Balm verwandten und mit S. Urban eng befreundeten Freiherren von Grünenberg. Bedeutende Vergabungen dieses Geschlechtes[3]), dessen Wappen denn auch unter den Verzierungen der Backsteine vorkommt, und der Um-

[1]) Im Museum von Luzern. Den näheren Nachweis der ursprünglichen Bestimmung des Stückes an Hand eines an der Unterseite eingeritzten Halbkreises siehe in nachfolgender Formenlehre, Typus IV.

Ein recht merkwürdiges kleines Stück im Museum von Bern (Vetter, Verzeichnis Nr. 85, mit Abbildung), 18 cm lang, 6,5 cm breit, 1,8 cm dick, zeigt das Ornament Nr. 10 in negativem Abdruck. Man wäre versucht, in diesem Stück ein Druckmodel zu vermuten; dieser Annahme aber steht entgegen, dass die Positiv-Abdrücke der nämlichen Verzierung grösser sind (Länge 21 cm) und dass, wie später noch gezeigt werden soll, die Originalmodel aus Holz bestanden. Jenes Plättchen von Altbüron ist nichts anderes, als ein gebrannter Tonabdruck nach einem fertigen Backsteine; aus dem regelrechten Abschwinden (von 21 auf 18 cm Länge) während des Trocknens erklärt sich die Verkleinerung.

[2]) Dass der Name «Schnabelburg» für die Fundstelle zutreffend sei, scheint sehr zweifelhaft. Über die Burgen bei Melchnau herrscht nämlich eine gewisse Unsicherheit. Feststehen dürfte folgendes: Bei Melchnau stand einst die Burg der Langenstein, der Stifter des Klosters S. Urban. Dieselben starben mit Wernher von Langenstein in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts aus. Ihre Erben waren die Grünenberg, welche sich eine zweite Burg ganz in der Nähe, die den Namen Grünenberg führte, erbauten. Diese Unternehmung dürfte wohl unter den drei Brüdern Heinrich (1249—79), Markwart I (1249—1259) und Herbert (Mönch in S. Urban, 1250!) erfolgt sein, und mit dieser Burg ist wohl die Fundstelle der S. Urbaner Backsteine identisch. Zwischen beiden Burgen soll nun aber eine dritte, die Schnabelburg, gestanden haben, welche von einer besonderen Linie der Grünenberg bewohnt war. Der heutige Bestand der Ruinen weckt nun aber ernstliche Zweifel an der Existenz dieser dritten Burg. Den Zunamen «Schnabel» legte sich erst Ulrich von Grünenberg (1314, gest. vor 1343) bei. Nehmen wir an, dass von ihm die «Schnabelburg» erbaut worden sei, so wäre die Verwendung von S. Urbaner Backsteinen dort immerhin noch möglich, indem zu Anfang des 14. Jahrhunderts der klösterliche Betrieb noch immer gearbeitet haben könnte. Ich bin aber eher geneigt, die Fundstelle mit der etwas älteren «Grünenberg» zu indentifiziren. Topographische Untersuchungen der Ruinen bei Melchnau, welche die Frage aufklären würden, konnte ich für vorliegende Arbeit leider nicht mehr vornehmen. Nach einer Mitteilung von Herrn Direktor H. Kasser in Bern sollen die Backsteine allerdings an jener Stelle gefunden worden sein, an welcher man den ehemaligen Standort der zweifelhaften Schnabelburg vermutet. Man vergleiche den Plan der Ruinen bei Jakob Käser, Topographische, historische und statistische Darstellung des Dorfes und Gemeindebezirkes Melchnau. Langenthal, 1855. Die Fundstelle soll bei den Ziffern 8 und 9 dieses Planes liegen. — Einige Angaben über die Schnabelburg bei v. Mülinen (Heimatkunde des Oberaargaus, S. 80), beruhen auf Verwechslung mit der Eschenbachischen Schnäbelburg am Albis. — Eine genealogische Arbeit über die Grünenberg wird von cand. phil. Plüss in Bern erscheinen (Gefl. Mitteilung von Herrn Staatsarchivar H. Türler in Bern).

[3]) Gleich den Balm hatten die Grünenberg ihr Erbbegräbnis in S. Urban (Urk. 1267, 6. Januar. Fontes rer. Bern. II, 670). — Vergabungen von 1224 laut Vidimus eines Urbarauszuges von S. Urban, vom 26. Nov. 1461 (Fontes II, 49; in ähnlicher Form im Urbar I, Fontes II 50; dazu Fontes II 51).

stand, dass um 1250 ein Glied der Familie, Herbert von Grünenberg, dem Konvente des Klosters als Mönch angehörte [1]), erklären uns das Vorkommen von verzierten S. Urbaner Backsteinen auf ihrer Burg zur Genüge. Im Trümmerschutte der 1383 zerstörten [2]) Anlage fand man 1894 sechs Fragmente von Backsteinen, deren Ornamente von S. Urban und anderen Fundorten her wohlbekannt sind; nur zwei hübsche Verzierungen von Bodenfliesen hat man sonst noch nirgends getroffen, doch weist ihr Stil unzweifelhaft auf die Werkstätten von S. Urban [3]).

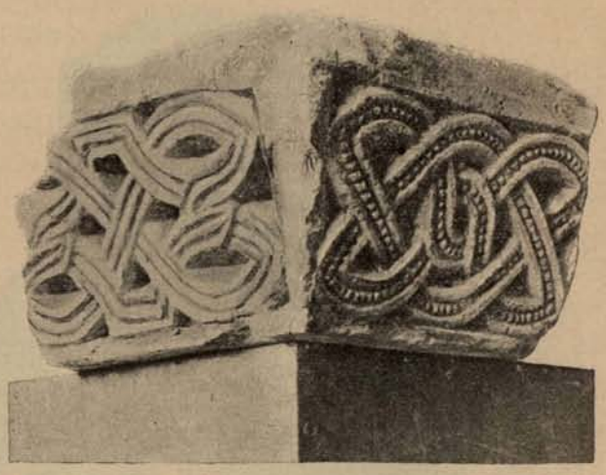


Fig. 27. Fragment eines Kämpfers, aus Altbüron. Museum von Luzern.

Neu-Bechburg

bei Oensingen (Kt. Solothurn) bietet zwei der so seltenen Proben von intakt an ursprünglicher Stelle erhaltenen Konstruktionen aus S. Urbaner Backstein [4]): ein kleines Fensterchen mit rundbogigem Sturz [5]) in dem hochgelegenen südöstlichen Wehrgange, der zum runden Donjon führt, und eine unzugängliche, wagrecht abgedeckte Scharte in der nördlichen Umfassungsmauer. Neuere Umbauten haben ausserdem an verschiedenen Stellen des Schlosses vermauerte, wahrscheinlich bei einer Restauration in den Jahren 1408 bis 1412 als gewöhnliches Baumaterial benutzte Ornament-Backsteine zu Tage gefördert [6]).

Die unter den Wappenreihen der S. Urbaner Backsteine vertretenen und schon 1201 als Guttäter des Klosters bekannten [7]) Freiherren von Bechburg, deren ursprüng-

---

[1]) Fontes rer. Bern. II 328.

[2]) Laut Justingers Chronik wurde die Schnabelburg nach Pfingsten 1383 durch die Berner und Solothurner eingenommen und zerstört. Ein Manuskript über die Zerstörung der Burg, von J. Amiet, wurde mir von Herrn Staatsarchivar H. Türler in Bern freundlichst zur Verfügung gestellt.

[3]) Die Fundstücke befinden sich im Museum von Bern: Platte Typus XXXIX, mit Wappen Aarwangen, Eptingen, Ruod, Kienberg; Schichtstein Typ. XXIV, Orn. Nr. 29; Fragment mit Orn. Nr. 12; dito mit Orn. Nr. 6; zwei Fragmente von Bodenfliesen mit den neuen Ornamenten Nr. 14 und 15. — Ebenfalls im Schutte der Burg wurde 1894 der Henkelkopf eines Gefässes aus Blei gefunden, der einen romanisch stilisirten Vogel darstellt.

[4]) Beschreibung und Geschichte der Burg bei Rahn, die mittelalterlichen Kunstdenkmäler des Kantons Solothurn, S. 29 und 31.

[5]) Typus XV, Orn. Nr. 84. Das Fensterchen, bei meinem Besuche im Februar 1898 ganz unzugänglich, hat eine Öffnung von etwa 20 cm Breite.

[6]) Nach gefl. Mitteilungen des Besitzers, Herrn K. Riggenbach-Stehlin. — Folgende Stücke werden auf dem Schlosse aufbewahrt: Typus XXXVIIa; Fragmente von Typus XXIV. Ornamente: Nr. 9, 10, 12, 17, 18, 24, 32, 64, 65, 66.

[7]) Urk. 1201, Fontes rer. Bern. I, 496; I. Urbar von S. Urban. Fol. 123a, Fontes II, 51.

ARCHIVO GENERAL DE ANDALUCIA



Fig. 28. Fensterumrahmung aus Grossdietwil. Museum von Luzern.

licher Stammsitz bei Holderbank im Solothurnischen lag, haben die neue, «rote» Bechburg wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erbaut[1]).

Bipp,

eine im Jahre 1268 zum ersten Mal erwähnte Burg[2]) der Grafen von Froburg hat bis jetzt zwei S. Urbaner Backsteine geliefert: schöne, mit Wappen und anderen Ornamenten verzierte spitzbogige Fenstersturze, die im Schutte vor dem Toreingang getroffen wurden[3]). Der Fund erklärt sich leicht, wenn wir wissen, wie freundschaftlich die Beziehungen der Froburger zum Kloster S. Urban in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts waren[4]). Das Wappen dieser Grafen erscheint in den Schildreihen der S. Urbaner Model an erster Stelle.

[1]) 1313 ist von einem Gute «bi der nuwen bechburg» die Rede. Rahn, a. a. O. S. 17 und 22.

[2]) Eine 1268 von Graf Hartmann von Froburg zu Gunsten von S. Urban ausgestellte Urkunde ist gegeben «apud castrum nostrum Bippo» (Soloth. Wochenblatt, 1824, S. 17).

[3]) Gefl. Mitteilung vom Besitzer, Herrn Dr. K. Stehlin in Basel. — Die Stücke gehören zu Typus IX. Ornamente: Nr. 2. 29, und das kleine Stempelchen Nr. 1 unserer Fig. 54. — Weitere Funde dürfen erwartet werden.

[4]) Ca. 1200 eine Vergabung von Arnold von Froburg, Abt von Murbach (Urbar von S. Urban I, Fontes rer. Bern. II, 50). 1201: Vergabungen (Fontes II, 54 und 55 aus S. Urbaner Urbar II); 1206: Graf Hermann (I) von Froburg, der schon 1201 (Fontes I, 496) ein von den Herren von Bechburg aufgegebenes Gut an S. Urban abgetreten, erteilte mit seiner Gemahlin und seinen Söhnen Ludwig I. und Hermann II. den Mönchen freien Durchgang durch sein Gebiet und Gericht, und volle Befreiung von Zöllen und Fährgeld, und gestattet ihnen allgemeines Weiderecht (Fontes I 498, Herrgott II 209). — Diese Zollbefreiung wird später mehrmals erneuert, so 1254, 24. Sept., von Hartmann (I), der insbesondere gelobte, für Angriffe, die aus seinen Vesten oder Burgen den Mönchen und ihrem Gesinde angetan würden, Rache zu nehmen und Schadenersatz zu erzwingen; geschehe eine Unbill durch seine eigenen Leute, so sollen diese seine Huld verlieren und nie seine Vesten betreten, bis der Abt selbst für sie

Wikon,

eine zwischen Reiden und Zofingen stolz gelegene Doppelburg [1]) zeigt an der Westfaçade des alten Palas ein kleines, unvollständiges Rundbogenfensterchen aus verziertem Backstein (Fig. 34, F), allerdings nicht eine Konstruktion aus der Entstehungszeit der Backsteine selbst; vielmehr wurde das Fensterchen in späterer Zeit, vielleicht im 15. Jahrhundert, aus einem älteren Bestande an seine heutige Stelle versetzt [2]). Auf dem Schlosse befinden sich ausserdem zwei vorzüglich erhaltene Fensterpfosten, die von einer Scharte über der Burgkapelle an der Südseite des Turmes stammen [3]). — Über die Zeit der Erbauung von Turm und Palas fehlen nähere Aufschlüsse; das Mauerwerk und die wenigen formirten Teile deuten auf die spätere Zeit des 13. Jahrhunderts. Eigentümer der Burg Wikon waren die Grafen von Froburg, deren Verhältnis zu S. Urban soeben angedeutet wurde; aber auch ihre Lehenträger, welche die Burg bewohnten, die Herren von Büttikon nämlich, standen mit dem Kloster auf bestem Fusse. Ihr Wappen kommt als Verzierung von Backsteinen vor, um 1257 begegnet uns einer aus ihrem Geschlechte als Mönch zu S. Urban [4]), und von Gliedern dieser Familie war der uns wohlbekannte S. Urbanhof in Zofingen zeitweise bewohnt [5]).

Gross-Dietwil

ist der südlich am weitesten vorgeschobene Fundort. Er führt uns von den Schlössern weg in die Gruppe der Funde aus kirchlichen Gebäuden. Aus der im Mai 1880 abgebrochenen Kirche besitzt das historische Museum von Luzern die vorzüglich schöne und ungewöhnlich gut erhaltene Umrahmung eines Rundbogenfensterchens, das sich in der

---

bitte und es gestatte (Herrgott II 314). Weitere Bestätigungen des Privilegs: 1259 (Herrgott 361), 1266 (Herrgott 398), 1262 (Herrgott 379); 1243: der alte Graf Ludwig verwendet sich für S. Urban gegen Ansprüche des Diethelm von Krenkingen (Soloth. Wochenblatt, 1824, S. 12). 1255 Bestätigung einer älteren Schenkung (Herrgott 322, Fontes II 406). 1263 eine Vergabung Ludwigs des Jüngern (Soloth. Wochenbl., 1824, S. 16). 1263 eine Vergabung Hartmanns und seines Bruders Rudolf, Propst zu Zofingen (Fontes II, 585). Dazu kommen die schon unter Zofingen mitgeteilten Vergabungen von dortigen Hausplätzen, 1265 und 1280. 1268 gewährt Graf Hartmann dem Abt und Convent von S. Urban besondere Vergünstigungen für ihr Haus in Zofingen (Soloth. Wochenbl., 1824, S. 17). 1288, 16. Okt., eine Vergabung des Grafen Ludwig von Froburg an das Kloster S. Urban (Soloth. Wochenbl., 1824, S. 29).

[1]) Jetzt eine Privat-Erziehungsanstalt; der westliche Teil der Burg ist geschleift. Die vorliegenden Angaben nach meinen Aufzeichnungen vom 29. Nov. 1893.

[2]) Das Fensterchen ist unzugänglich; die Zeichnung (in Fig. 34, F) ist deshalb nicht im Massstab aufgetragen, sondern nur Skizze. – Dass das Fensterchen nicht dem ursprünglichen Bau des Palas angehörte, zeigte sich zur Evidenz bei einem Umbau des Schlosses im Herbst 1893. Damals war die Westfaçade des Palas vom Verputze befreit und liess erkennen, dass die ursprüngliche, mit romanischen Rundbogenfenstern versehene Giebelfront in späterer Zeit (15. Jahrh.?) nach rechts verbreitert worden ist; das Backsteinfensterchen nun befindet sich nicht in der Axe des alten, sondern in derjenigen des neueren Bestandes.

[3]) Typus XVIb. Ornamente: Nr. 8, 42, 65, 66, 67.

[4]) 1257 wurden auf dem Schlosse Wikon durch Graf Hartmann von Kiburg mit Zuzug der Herren von Büttikon Streitigkeiten zwischen dem Kloster S. Urban und den Herren von Luternau entschieden. Und 1280, 12. Juni, stiftet der auf Wikon hausende Hartmann von Büttikon eine Jahrzeit in S. Urban. (Geschichtsfreund, XXVII, 289). Der Frater Uolricus dictus de Butinchon monachus S. Urbani kommt 1257 vor (Fontes II, 389, 434, 463).

[5]) Th. v. Liebenau, Annalistisches aus S. Urban. Anzeiger für schweiz. Geschichte, 1882, S. 53.

Sakristei als Umrahmung eines Sakramentshäuschens vorgefunden hat (Fig. 28) [1]). Wir wissen nicht, ob diese Konstruktion aus der Entstehungszeit der Terrakotten selbst stammt, oder erst bei einem späteren Umbau versetzt wurde [2]); wie dem aber sei, so steht doch fest, dass dieses Fensterchen richtig zusammengesetzt und wegen seiner Vollständigkeit ein Fund von hervorragender Bedeutung ist. Aus den Formen und Verzierungen ergibt sich der sichere Schluss, dass diese Backsteine aus den Werkstätten von S. Urban stammen; zum urkundlichen Nachweis direkter Beziehungen beider Orte während der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts sind mir allerdings ausser der Tatsache, dass S. Urban in Grossdietwil seit 1194 Güter besass, keine Angaben bekannt [3]).

Aarwangen.

Aus Aarwangen stammt eine im Berner Museum aufbewahrte rundbogige Türumrahmung [4]). Die neunzehn Backsteine hatten ehemals die Eingangstüre eines kleinen sogenannten Ofenhauses umrahmt. Das Gebäude macht nicht den Eindruck hohen Alters; immerhin wäre es möglich, dass die aus Feldsteinen aufgemauerte und an den Ecken mit behauenen Quadern versehene Façade von einer ehemaligen Kapelle oder sonst einem älteren Gebäude herrührt [5]). Unter den Ornamenten kommt ein nur hier vertretenes Model vor, das aber zweifellos dem S. Urbaner Formenschatze angehört, indem sämtliche übrigen Verzierungen von dorther wohlbekannt sind [6]). — Als Bindeglied zwischen diesem Fundort und dem Kloster S. Urban dürfen wir wohl die Herren von Aarwangen betrachten, deren Wappen unter den Verzierungen von S. Urban vorkommt, wie denn auch Zeugnisse eines direkten Verkehres vorliegen [7]).

---

[1]) Th. v. Liebenau, zur Geschichte des Backsteinbaues in der Schweiz. Funde in Grossdietwil. Anzeiger für schweiz. Altertumskunde, 1885. S. 163. — Sturz: Typus VII, Pfosten T XVI, Bank T XXI. Ornamente: Nr. 10, 16, 38, 39, 42, 47, 49, 51, 65, 66, 67, 85.

[2]) Letzteres erscheint eher wahrscheinlich, da das Fensterchen nicht nach aussen, sondern nach dem Innern der Sakristei gewendet und von mittelalterlichen Wandmalereien umgeben war (Th. v. Liebenau, a. a. O.). — Es sollen bei dem Abbruch von 1880 noch weitere Backsteine, darunter solche mit Wappen, gefunden worden sein. Nähere Aufschlüsse fehlen.

[3]) Th. v. Liebenau, Anzeiger 1885, S. 82. — Um 1274 bis 1280 erscheint als Geistlicher von Dietwil ein Burchard, der nachmals Rector ecclesiæ in Bipp und 1288 Stiftsdekan in Zofingen ist (Geschichtsfreund IV, 267, Anmerkung 1). 1315 ist von einer Restauration des Turmes und der Mauern der Kirche von Grossdietwil unter einem Geistlichen Lutoldus aus Luzern die Rede (Th. v. Liebenau, a. a. O.; Rahn, zur Statistik schweiz. Kunstdenkmäler. Luzern, Anzeiger 1885. S. 163), 1322 von weiteren Bauten und 1334 von einem Brande, dem 1346 ein Wiederaufbau folgte (ibid.).

[4]) Vom Berner Museum am 20. Sept. 1894 erworben, früherer Besitzer Herr Dr. med. Geiser in Langenthal; gegenwärtig als Stichbogen einer Türnische des Berner Museums vermauert.

[5]) Diese Mitteilungen nebst einer Skizze des Ofenhäuschens, das zu Aarwangen hinter dem alten Holzhause der Witwe Herzeler steht, verdanke ich dem Direktor des historischen Museums von Bern, Herrn H. Kasser.

[6]) Elf Keilsteine, Typus XXX; die übrigen Stücke habe ich nicht gesehen. — Ornamente: Nr. 10, 16, 18, 19, 20, 28, 34, 37, 43, 65, 66, 67. Nur hier vertreten ist Nr. 34.

[7]) Schon vor 1212 waren dem Kloster S. Urban von Burkhart von Aarwangen und seiner Tochter Ita Güterschenkungen zu Aarwangen gemacht worden, die im Jahre 1251 Ritter Berchtold von Aarwangen laut schiedsrichterlichem Spruche anerkennen muss (Fontes rer. Bern. II 55, Urbar II von S. Urban; Fontes II 334). 1274 verkauft Walther von Aarwangen ein Gut an S. Urban (Fontes III 104). Weitere Beziehungen zu S. Urban in Urkunden von 1284, 1295, 1291, 1298 (Fontes III 366, 633, 724, 523). Zu erwähnen ist noch, dass der letzte

Langenthal.

Bei einem Umbau der Kirche im Jahre 1864 fand man in den Fundamenten des Turmes, der nach unverbürgter Tradition auf der Stelle des alten Schlosses der Herren von Luternau stand, eine Anzahl vorzüglich erhaltener S. Urbaner Backsteine zufällig vermauert [1]). Das Kloster stand gerade zur Zeit seiner Backsteinfabrikation mit Langenthal in Verbindung, indem es im Jahre 1255 den dortigen Kirchensatz erwarb [2].)

Wynau.

Verzierte Backsteine fand man in der Kirche. Drei grössere Blöcke bildeten eine Stufe unter der Kanzel. Andere Stücke waren in einer Gartenmauer als gewöhnliches Mauermaterial verwendet [3]). Die Backsteine befinden sich heute teils im historischen Museum von Bern, teils im Landesmuseum [4]). Den Kirchensatz von Wynau erwarb das Kloster S. Urban im Jahre 1274 [5]).

Hägendorf.

In Hägendorf (Kt. Solothurn) kamen bei dem Brand des alten Pfarrhofes und bei dem 1862 erfolgten Abbruch der spätgotischen Kirche S. Urbaner Backsteine zum Vorschein, die als gewöhnliches Mauermaterial verwendet waren [6]). Welchem Bau sie ursprünglich angehört haben, bleibt ungewiss. Den Kirchensatz von Hägendorf erwarb das Kloster S. Urban erst 1336 [7]); über frühere Beziehungen ist mir nichts bekannt. — Bei der Kapelle von

S. Nikolaus

unweit Solothurn wurde ein Stück von einem rundbogigen Fenstersturze gefunden; andere Backsteine sollen in der Kapelle noch vermauert sein [8]).

Ritter von Aarwangen, Johannes, im Jahre 1344 Konventual von S. Urban war. Gefl. Mitteilung von Herrn Staatsarchivar H. Türler in Bern.

[1]) Vgl. Hammann I, pag. 19. — Ich kenne folgende Funde von Langenthal: Ein Stück Typus XVI c, vier Stück Typus XXXIV, zwei Stück Typus XXIV, (alle im historischen Museum von Bern), zwei Stück Typus XXXVI (historisches Museum Bern und Landesmuseum Zürich). Ornamente: Nr. 1, 3, 12, 18, 21, 23, 26. 29, 35, 40, 67, 74, 78.

[2]) Th. v. Liebenau, Anzeiger für schweiz. Altertumskunde, 1880, S. 82.

[3]) Hammann I p. 19; bestätigt durch mündliche Mitteilung von Herrn Dr. E. v. Fellenberg in Bern.

[4]) Vier Stücke (teils fragmentirt, zwei Bern, zwei Landesmuseum), Typus XXXVIII; drei Stück Typus XXIV (Landesmuseum, Inv. Nr. 121—123); vier Fragmente unbestimmter Form. — Ornamente: Nr. 1, 2, 3, 12, 17, 19, 20, 24, 29, 30, 33, 40, 64, 65, 81, 82.

[5]) Fontes rer. Bern. II, 84, 87. — Früher, im Jahre 1201, hatte das Kloster bei einem Tauschgeschäft mit dem Herrn von Bechburg der Kirche von Wynau Grundstücke übergeben (Fontes rer. Bern. I 496; II 54).

[6]) Die Funde befinden sich teils im Landesmuseum (Inv. Nr. 123—125, 1897 von Othmar Schuhmacher in Hägendorf erworben), teils im Museum von Solothurn (erworben 1892); ein Backstein von der alten Kirchtüre im Besitz von Ammann Wyss in Boningen (Kanton Solothurn). — Erste Notiz bei Hammann I, p. 3. — Mir sind bekannt: Pfostenfragment Typus XVIc (-|-LM), zwei Exemplare Typus XXIV (+ LM und Solothurn); zwei Keile Typus XXXd (+ LM). — Ornamente: Nr. 3, 12, 30, 35, 64, 74, 82.

[7]) Th. v. Liebenau, a. a. O. S. 82; Schmid, Kirchensätze von Solothurn, S. 163.

[8]) Hammann II, S. 23, Abbildung II Taf. 16, Fig. 75. — Rahn, die mittelalterlichen Kunstdenkmäler des Kantons Solothurn, S. 122. — Ornamente: Nr. 47, 48, 52, 84.

Als Fundorte von S. Urbaner Backsteinen werden auch

Boningen und **Wangen a. A.**

angegeben[1]). Näheres konnte ich nicht in Erfahrung bringen. — In

Kirchberg

bei Aarau wurde 1848 bei dem Abbruch des alten Pfarrhauses ein S. Urbaner Backstein gefunden[2]), ein anderer zu

Liestal

in der Frenke[3]), und im Jahre 1868 sogar ein tief in der Erde vergrabenes Fragment zu

Aussersihl

bei Zürich[4]). Bei diesen Funden haben wir es offenbar mit zufällig verschleppten Stücken zu tun.

Die Spuren einer *nachahmenden Tätigkeit* zu **Aarau** zeigt uns ein dort im Jahre 1878 gefundenes Fragment eines Fensterbogens, dessen Front mit zwei nach S. Urbaner Modeln kopirten Ornamenten versehen ist[5]). Wieder so eine Anzahl Bodenfliesen aus dem ehemaligen Beinhause von **Kappelen** (Kt. Bern), die mit der frei nach einem S. Urbaner Model kopirten Greifenfigur geschmückt sind[6]). Eine Gruppe verzierter Backsteinfliesen romanischen Stiles, die in der Ruine **Alt-Strassberg**[7]) zwischen Dotzingen und Büren (Kt. Bern) gefunden wurden, hat mit den S. Urbaner Terrakotten nichts zu tun. Möglich ist freilich, dass vom Betriebe dieses Klosters eine gewisse Anregung ausging. Dagegen verleugnet die Backsteinfabrikation von **Beromünster** (Luzern) einen Einfluss der S. Urbaner Werkstätten nicht. Ein Ornamentmodel hat sie

---

[1]) Th. v. Liebenau, a. a. O., S. 81. — Boningen war Filialkirche von Hägendorf, ihr Kollaturrecht gehörte dem Kloster S. Urban.

[2]) Fragment eines Keilsteines; Ornament: Nr. 38 (Wolf in der Schule); im Museum von Aarau. Vgl. Hammann I, S. 19; II, S. 6. — Gleichzeitig fand man einen merkwürdig formirten, vielleicht von einem Ofen stammenden, zweimal mit der gotischen Minuskelinschrift «man» verzierten und mit einem kleinen, runden Stempelabdruck übersäten Backstein, den ich einer späteren Zeit zuweisen möchte; er befindet sich ebenfalls im Museum von Aarau.

[3]) Nach Vetter, Anzeiger, 1886, S. 246. Ein Abguss im historischen Museum von Basel. — Ich betrachte diesen Stein als zufällig verschlepptes Stück, will aber doch darauf aufmerksam machen, dass die Mönche von S. Urban von den Grafen von Froburg ein Zollprivileg bezüglich der Veste Liestal besassen (Herrgott 361 und 398).

[4]) Im Lande eines Gärtners Billeter. Hammann II, pag. 13, mit Abbildung Taf. 15, Fig. 72. — Anzeiger für schweiz. Altertumskunde, 1868, S. 75.

[5]) Fundort: Als Mauerstein im Hause Lienhard an der Halde in Aarau, 1878. Typus XIII. Verzierungen: fünfmal Nr. 94 und einmal Nr. 93, kopirt nach Nr. 29 und 55.

[6]) Die Fliesen messen 3 cm Dicke und 24 cm Seitenlänge. — Ornament Nr. 25 frei nach S. Urbaner Model Nr. 77. — 1887 wurden fünf Exemplare gefunden. Davon trat der Finder, Herr Pfarrer L. Gerster in Kappelen, einige an die Museen von Bern, Basel, Burgdorf und Zürich (jetzt Landesmuseum) ab. Kleine Abbildung im Anzeiger für schweiz. Altertumskunde 1887, Tafel XXVIII. Fig. 2.

[7]) Literaturangaben oben, S. 111, Anm. 1.

von jenen geradezu entlehnt[1]), auch die Formen der Werkstücke beweisen eine gewisse Anlehnung an die dort üblichen Typen, sonst aber ist der Betrieb ein durchaus selbständiger gewesen, und in seinen Ornamenten repräsentirt Beromünster einen Formenschatz, der sich durch derbe Kraft und eigenen Ausdruck gründlich von den eleganten und fast fremdartig zierlichen Schöpfungen der S. Urbaner Modelstecher unterscheidet. Eine nähere Behandlung dieser Backsteine von Beromünster, die uns durch einen wichtigen Fund des Jahres 1895 erst recht bekannt geworden sind, soll an anderer Stelle gegeben werden.

II. Formen, Herstellungstechnik und Verzierungen der Backsteine von S. Urban.

Man hat, kleinere Mitteilungen abgerechnet[2]), eine Zusammenstellung der verschiedenen Formen der S. Urbaner Backsteine noch nicht versucht. Ebensowenig wurden bis jetzt Aufnahmen der in ursprünglicher Konstruktion erhaltenen Überreste gemacht.

Nicht von allen Backsteinen kennen wir die ehemalige Verwendung. Weitaus das grösste Material wurde ja im Schutte von Ruinen gefunden oder war zufällig in späteren Konstruktionen vermauert. Einzelne Typen geben ihre ursprüngliche Bedeutung durch charakteristische Form sofort zu erkennen. Oft hilft zur Bestimmung die leicht wahrnehmbare Verschiedenheit zwischen den ehemals vermauerten und den sichtbaren Flächen, welch letztere gewöhnlich durch eingepresste Ornamente ausgezeichnet sind, während die ersteren häufig Spuren des anhaftenden Mörtels bewahrt haben.

Die Zusammenstellung der bis jetzt bekannten **Typen von Werkstücken** beginnt am passendsten mit den Bestandteilen der Säulenordnung, sowohl wegen der hervorragenden Wichtigkeit dieses Gliedes in jeder architektonischen Formenlehre, als auch wegen des Umstandes, dass die entscheidenden Teile — Basis, Schaft und Kapitäl — in S. Urban selbst gefunden wurden. Es unterliegt keinem Zweifel, dass sie ehemals zum Bau des um die Mitte des 13. Jahrhunderts erstellten Kreuzganges verwendet waren. Wir kennen auch den zu dieser Säulenordnung gehörenden Kämpfer, treffen dann verschiedene Formen grosser Gesimsstücke, weiterhin Sturze, Pfosten und Bänke von zierlichen kleinen Fensterumrahmungen, Werkstücke zur Schichtung von Tür- und grösseren Fensterpfosten, Keilsteine für Bogenkonstruktionen, dann gefaste Deckplatten von Brüstungen, rechteckige, unprofilirte Blöcke, Platten von Grabdenkmälern und gewöhnliche Bodenfliesen, endlich eine Gruppe von Werkstücken von reicherer Profilierung und auffallender Form — darunter Trommeln von Gewölbediensten und Rippen —;

[1]) nämlich Nr. 19.

[2]) Vgl. Rahn, zur Statistik schweiz. Kunstdenkmäler. Kanton Luzern, S. Urban. Anzeiger für schweiz. Altertumskunde. 1886, S. 247.

auch Gefässe wurden in den Werkstätten von S. Urban aus verziertem Backstein hergestellt. Die bisherigen Funde repräsentiren einen Formenschatz von 49 verschiedenen Typen mit zahlreichen Varianten. Damit dürfte die volle Zahl der zu S. Urban hergestellten Backsteintypen noch nicht erschöpft sein. Neue Funde mögen Neues bringen; hier ist nur die Summe des bisher Bekannten gezogen worden.

Typus I

Von der **Säulenbasis** besitzen wir ein einziges, zu S. Urban an unbekannter Stelle gefundenes Fragment, das jetzt dem Landesmuseum gehört (Original Fig. 4). In unserer Rekonstruktion (Fig. 29) ist dieses Bruchstück zu einer Doppelbasis ergänzt, was sich aus den frühgotischen Doppelkapitälen mit zwingender Notwendigkeit ergibt. Die Basis entbehrt der Eckblätter und besteht aus rechteckiger

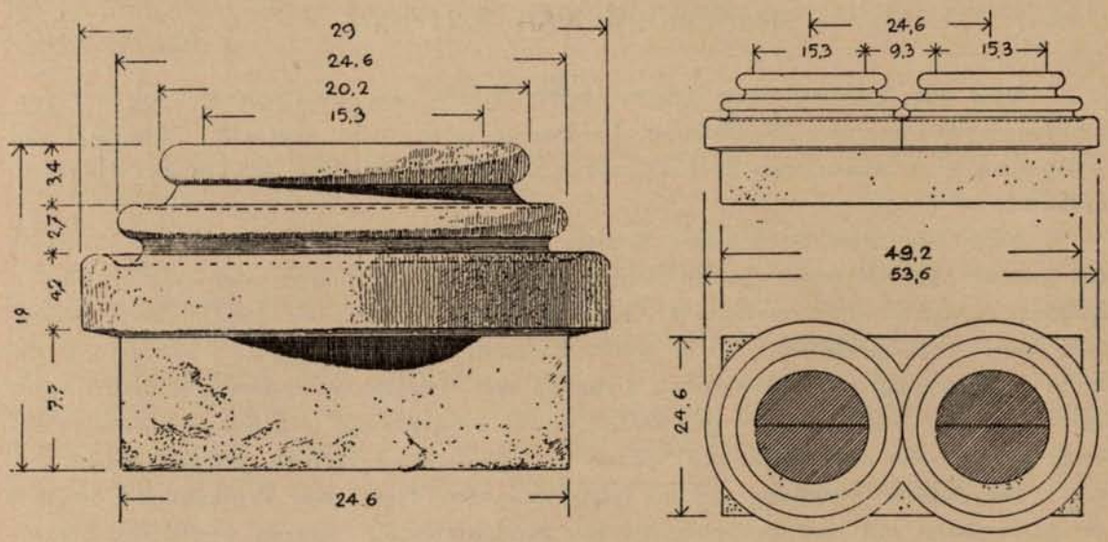


Fig. 29. Säulenbasis, rekonstruirt. (Typus I).
Stirnseite Massstab 1 : 4; Langseite und Grundriss Massstab 1 : 10.

Plinthe und zwei runden, aus drei Wulsten und zwei Kehlen zusammengesetzten Schaftträgern. Die Bearbeitung des vorhandenen Bruchstückes zeigt, dass die Basis aus einem halbweichen (« lederharten ») Blocke Ton von Hand geschnitten wurde. Auf der Oberfläche der Schaftträger gibt ein eingestochener Punkt das Zentrum an; der Umfang des darauf zu versetzenden Schaftes ist mit dem Zirkel eingeritzt, und eine weitere Ritze bezeichnet den Schaftdurchmesser in der Längsrichtung der Basis.

Typus II

Zwei Fragmente von runden **Säulenschäften** (Fig. 30), ebenfalls in S. Urban an unbekannter Stelle gefunden und jetzt im Landesmuseum [1]), passen genau auf die beschriebene Basis. Die ursprüngliche Höhe dieser Monolithe ist nicht mehr zu bestimmen; aus Analogie mit frühgotischen Säulenstellungen, z. B. vom Kreuzgang des Cisterzienserklosters Hauterive oder der Karthause La Lance, wo das Verhältnis zwischen Durchmesser und Höhe ungefähr 1 : 6 beträgt, lässt sich für

[1]) Inv. Nr. 6 und 7.



Fig. 30. Fragmente von Säulenschäften. (Typus II). Massstab 1 : 15.

die Schäfte von S. Urban eine Höhe von etwa 90 cm annehmen; die Ziegler von S. Urban verfügten über eine so vollkommene Technik, dass ihnen die Herstellung von Monolithen dieser Grösse keine Schwierigkeit bieten musste.

Sechs Bruchstücke von **Doppel-Kapitälen** sind in den Mauern des 1871 abgebrannten Treibhauses von S. Urban gefunden worden und gelangten in die Sammlung des Herrn Meyer-am Rhyn in Luzern; von dort wurden vier Stücke dem Landesmuseum geschenkt. Zwei der aufgefundenen Fragmente haben dem nämlichen Kapitäl angehört und erlauben eine vollkommen sichere Rekonstruktion des Ganzen (Original Fig. 2 und 3, Rekonstruktion Fig. 31). Eingeritzte Linien bezeichnen auf der Oberfläche der Deckplatte die Längs- und drei Queraxen; auf den runden Unterflächen ist der Umfang der Schäfte eingeritzt und deren Mittelpunkt eingestochen. Aus der Bearbeitung sieht man deutlich, dass diese Kapitäle aus gewaltigen Blöcken lederharten Tones mit dem Messer geschnitten wurden, wobei die oben und unten eingeritzten Hülfslinien die Einhaltung der Axen erleichterten. Die Knäufe in den Ecken der Kapitäle, und die den Kelchen über Kreuz vorgelegten Blätter zeigen im einzelnen gewisse Variationen, wie es bei der frischen, sicheren Herstellung aus freier Hand natürlich ist. — Auf der Oberfläche des besterhaltenen Exemplares (Fig. 2) ist offenbar als Probe ein sonst nirgends vorkommendes Ornamentmodel (Nr. 36) eingedrückt, das nach dem Versetzen des Kapitäles nicht mehr sichtbar war. Typus III

Durch einen **Kämpfer** war der Übergang vom Kapitäl zum Bogenauflager gebildet. Ein Bruchstück dieses Gliedes befindet sich merkwürdigerweise nicht unter den Funden von S. Urban selbst, sondern unter denen von Altbüron (Original Fig. 27; Rekonstruktion Fig. 32, wo das Stück als Gesimse verwendet und zu diesem Zweck rückwärts abgeschrotet war. Die Schmiege zeigt den Schmuck kräftiger Ornamente in tiefem Relief. Die ursprüngliche Länge des Stückes scheint auf den ersten Blick unbestimmbar. Man beobachtet aber auf der Unterseite einen eingeritzten Viertelkreis, der, zum Halbzirkel rekonstruirt, die ehemalige Länge anzeigt. Der so ergänzte Kämpfer passt genau auf die Deckplatte der Doppelkapitäle. Typus IV

Gesimsstücke mit Schmiege, Blöcke von ansehnlicher Grösse, und mit stark vertieften, kräftigen Band- und Blatt-Ornamenten verziert (vgl. Fig. 21—25), lieferte Altbüron[1]). (Fig. 33 A.) Die meisten Exemplare zeigen an der Unterseite schöne, in den feuchten Ton geschnittene Zahlen, denen offenbar die Bedeutung von Versatzmarken zukommt[2]). Typus V

Von diesem Typus gibt es eine in den Dimensionen etwas abweichende Variante[3]).

---

[1]) In Luzern sieben vollständige und fünf defekte Stücke. Landesmuseum: ein vollständiges Stück und einige kleine Fragmente. Bern: ein Fragment, abgebildet im Anzeiger für schweiz. Altertumskunde, 1885, Tafel XIV, Figur 13.

[2]) Vertreten sind die Zahlen I, II, VI, VIII. — Notirt sei auch, dass an der linken Stirnseite eines dieser Stücke im Luzerner Museum ein nach dem Versetzen des Steines nicht mehr sichtbares Ornament (Nr. 57) eingepresst ist. — Das «Neunestein»-Schema auf der Untenseite eines im Museum von Bern befindlichen Exemplares siehe oben Figur 26.

[3]) Bei derselben misst die untere Fläche nicht 24, sondern 21 cm in der Tiefe, was eine stärkere Neigung der Schrägfläche ergibt. — Infolge ungleichmässiger Arbeit wechselt auch die Höhe der oberen, geraden Platte einigermassen; sie schwankt von 4,5—6 cm. Typus Va

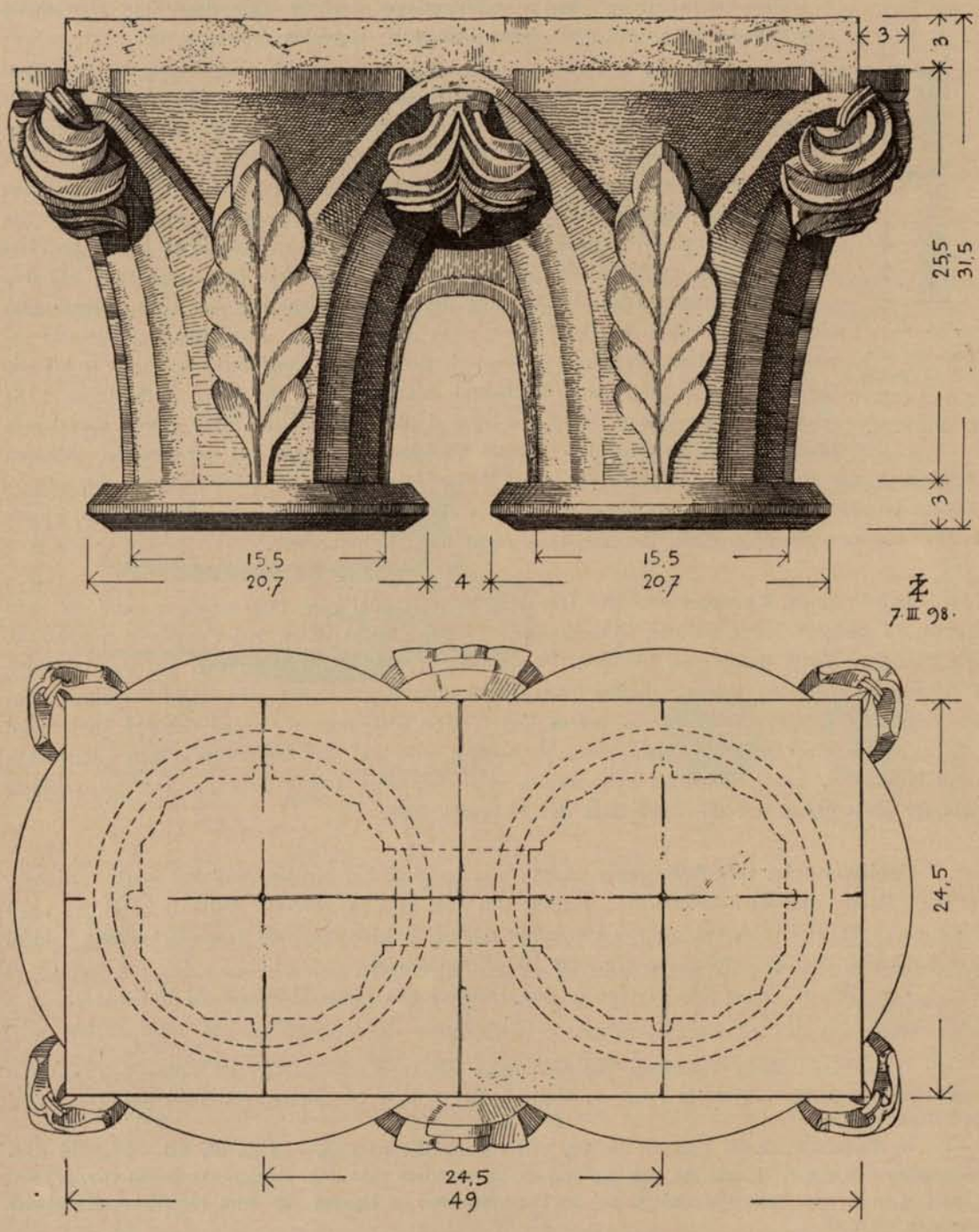


Fig. 31. Doppelkapitäl, rekonstruirt (Typus III).
Massstab 1 : 4. Aufriss und Ansicht von oben.

Zwei **Gesimsstücke mit Kehle,** ohne jegliches Ornament, besitzt das Berner Museum aus Altbüron. (Fig. 33 B.) Auch hier zeigt die untere Lagerfläche Beispiele jener Versatzmarken (III und V). Typus VI

Unter den Bestandteilen jener zierlichen schmalen Fensterchen, deren Öffnung von einer breiten Fase begleitet ist — ein vollständiges Specimen kennen wir aus Grossdietwil (Fig. 28) —, bieten zunächst die **Fenstersturze** eine Auswahl verschiedener Typen. Die Variationen erklären sich leicht aus der Beobachtung, dass diesen Stücken durch Bearbeitung des lederharten Tones mit dem Messer die fertige Form gegeben wurde. Folgendes sind die Unterscheidungsmerkmale: oberer Abschluss entweder horizontal, oder in gebogener Linie; Fensteröffnung bald im Rund-, bald im Spitzbogen geschnitten; Innenseite bald mit, bald ohne Falz zur Aufnahme eines Fensterverschlusses. Dazu kommen Verschiedenheiten der Dimensionen, welche unter den einzelnen Typen wieder eine Anzahl Varianten darstellen. Eingepresste Ornamente finden sich, oft in sehr geschmackvoller Anordnung, auf Front und Fase.

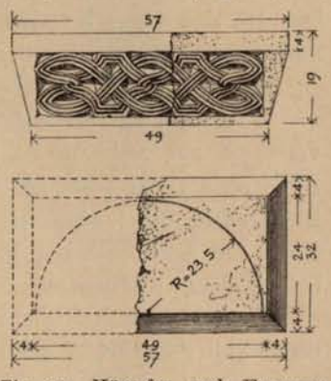


Fig. 32. Kämpfer, nach Fragment rekonstruirt. (Typus IV). Massstab 1 : 15. Aufriss und Ansicht von unten.

In Fig. 34 sind die bis jetzt gefundenen Typen zusammengestellt.

A. Öffnung rundbogig, wagrechte Oberkante; der Falz begleitet den Ausschnitt im Rundbogen. Schönes Exemplar aus Grossdietwil im Museum von Luzern. Typus VII

B. Dito; der Falz umschliesst die Bogenöffnung im Viereck. Zwei schöne, vollständig erhaltene Exemplare aus S. Urban im Museum von Luzern; das eine besitzt im Bogenscheitel ein Loch zur Aufnahme einer vierkantigen Gitterstange. Typus VIII

C. Öffnung spitzbogig, Oberkante wagrecht; der Falz begleitet die Öffnung im Spitzbogen. Typus IX

Ein dem Landesmuseum von Fräulein Marie zur Linden in Zofingen geschenktes Fragment[1]) stammt aus dem dortigen Hause Nr. 282. Den zugehörigen grösseren Teil fand ich im Museum von Aarau. Merkwürdigerweise ist die Wappenreihe im oberen Teile des Sturzes verkehrt eingepresst. Im Scheitel der Bogenleibung befindet sich ein 0,5 cm breites und ca. 3 cm tiefes Loch zur Aufnahme einer Gitterstange. — Ein in der Stadtmauer von Zofingen gefundenes Exemplar von gleichen Dimensionen (kleine Differenzen erklären sich aus ungenauer Herstellung und ungleichmässigem Abschwinden des Materiales) besitzt Herr Dr. Fr. Zimmerlin in Zofingen (Fig. 18)[2]), und das Fragment eines dritten wurde von Herrn F. R. Zimmerlin dem Landesmuseum geschenkt[3]). Zwei Fragmente auf Schloss Bipp gehören ebenfalls hierher. — Exemplare von stärker abweichenden Dimensionen können als Varianten gelten[4]).

---

[1]) Inv. Nr. 97.

[2]) Abguss im Landesmuseum. Masse: Gesamtbreite 46 cm, Höhe 33 cm, Breite des Auflagers 14,5 cm, Breite der Öffnung 17 cm, Tiefe der Leibung 6, Tiefe des Falzes 2,5 cm, Scheitelhöhe der Öffnung 15,5 cm, Scheitelhöhe der Fase 21,3 cm. Auch hier ist der Bogen der Leibung und der Fase nicht konzentrisch geführt. Der Radius beträgt 21 cm für die Leibung, 27 cm für die Fase.

[3]) Inv. Nr. 117.

[4]) a) Fragment aus den Mauern der Orangerie von S. Urban, Sammlung Meyer-am Rhyn in Luzern. Dicke des Steines 18 cm (statt 14 cm); Höhe nicht mehr bestimmbar. Typus IX a

b) Fragment aus Altbüron, historisches Museum in Bern. (Vetter, Anzeiger 1885, S. 203, Nr. 43); Auflager in Breite und Tiefe je 17 cm; Falz 3×3 cm; Höhe unbestimmt. Typus IX b

Typus X D. Dito; der Falz umschliesst den Spitzbogen im Viereck. Das hier abgebildete Exemplar wurde dem Landesmuseum von Frau Suter-Geiser in Zofingen aus ihrem Hause am Gerechtigkeitsplatze geschenkt[1]). Auf der Rückseite sind eingeritzte Hülfslinien sichtbar, die zum Ausschneiden des tiefen Falzes dienten. Ein Bruchstück aus Altbüron im historischen Museum von Basel weicht in den Massen etwas ab[2]); an der äusseren Kante des Falzes befinden sich vier schrägeinwärts gestochene Löchlein, die zur Befestigung des Fensterverschlusses dienten. — Hierher gehört auch der Fenstersturz von Fraubrunnen, oben Fig. 10 und 11.

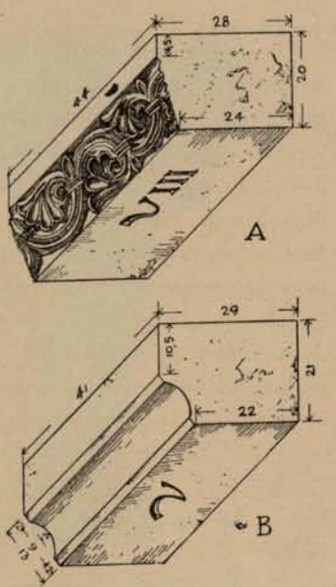


Fig. 33. Gesimsstücke. A = Typus V; B = Typus VI. Massstab 1 : 15.

Typus XI E. Öffnung rundbogig, Oberkante wagrecht, ohne Falz. Ein Fragment aus Altbüron im Landesmuseum, dessen ursprüngliche Höhe nicht mehr bestimmt werden kann, erlaubt bei 12,5 cm Bogenradius die in Fig. 34 (links unten) gegebene Rekonstruktion. Ein Loch seitwärts in der Leibung diente wohl zur Aufnahme einer Gitterstange.

Typus XII F. Das unzugängliche und nicht in ursprünglicher Lage befindliche Fensterchen am Palas der Burg Wikon zeigt die rundbogige Öffnung nicht in der Mittelaxe, sondern nach links verlegt. Zur Rekonstruktion von zwei- und mehrfach gruppirten Fenstern liefert dieser Typus den rechtsseitigen Sturz.

Typus XIII G. Öffnung spitzbogig, Oberkante wagrecht, ohne Falz. Zwei Bruchstücke aus Altbüron im Museum von Bern. — Hierher gehört auch das zu Aarau gefundene, im ersten Abschnitt erwähnte Fragment[3]).

Typus XIV H. Bogenförmiger Sturz; ein Fragment von unbestimmter Herkunft im Museum von Solothurn; aussen rechts etwas abgeschrotet. Zwei Rekonstruktionen sind möglich[4]): entweder spitzbogig mit einer Öffnung von 20 cm Breite, oder rundbogig mit 40 cm lichter Weite.

Typus XV I. Runder Bogen von einer Scharte des südöstlichen Wehrganges im Schloss Neu-Bechburg[5]).

Der Bildung dieser Sturze entspricht die der **Fensterpfosten**: sie zeigen eine Fase, die gleich der Front mit eingepressten Ornamenten verziert zu sein pflegt; rückwärts ist die Leibung bald mit einem zur Aufnahme des Fensterverschlusses bestimmten Falz versehen, bald vollkantig.

Fig. 35 stellt die verschiedenen Typen und wichtigsten Varianten dar.

Typus XVI A. Fensterpfosten mit Fase und Falz; die Abbildung gibt das aus dem Hause Nr. 282 in Zofingen stammende Exemplar im Museum von Aarau wieder, das zu dem in Fig. 34 C abgebildeten Sturz gehört. Ein genau gleich verziertes und auch in den Massen identisches Fragment

---

[1]) Inv. Nr. 100 und 101.

[2]) Gesamtbreite 39 cm. Höhe mehr als 33 cm, Tiefe 19,5, Breite des Auflagers 12 cm, Breite der Öffnung bloss 15 cm, Scheitelhöhe der Öffnung 14 cm, Fase 10. Falz tief 3 cm, breit 4 cm, innen hoch 19 cm, Leibung tief 9 cm, Radius 21,5 cm, sein Centrum 2 cm tiefer als die Auflagerfläche. Ornamente: Front und Fase Nr. 86.

[3]) Die Fase zeigt die etwas ungewöhnliche Breite von 11 cm.

[4]) In Figur 34 ist die Aufnahme des Originalfragmentes von H (Front und Unteransicht) im Massstab 1 : 15; die zwei Rekonstruktionen aber in 1 : 30 gegeben. Bei der rundbogigen Rekonstruktion ist irrtümlich die lichte Breite 20 cm eingeschrieben; es sollte heissen 40 cm.

[5]) Die in Figur 34 eingeschriebenen Masse von I sind nicht genau, weil die Scharte bei meinem Besuche der Burg unzugänglich war.

bei Herrn Dr. Fr. Zimmerlin in Zofingen dürfte zum nämlichen Fensterchen gehört haben. — Ausgezeichnet schöne, tadellos erhaltene Exemplare desselben Typus besitzt das Museum von Luzern: zwei vom Fensterchen aus Grossdietwil [1]) (Fig. 28) und eines aus S. Urban [2]); ebendort zwei Fragmente; Varianten kennen wir aus Zofingen und Wikon [3]) (Fig. 35 B und D).

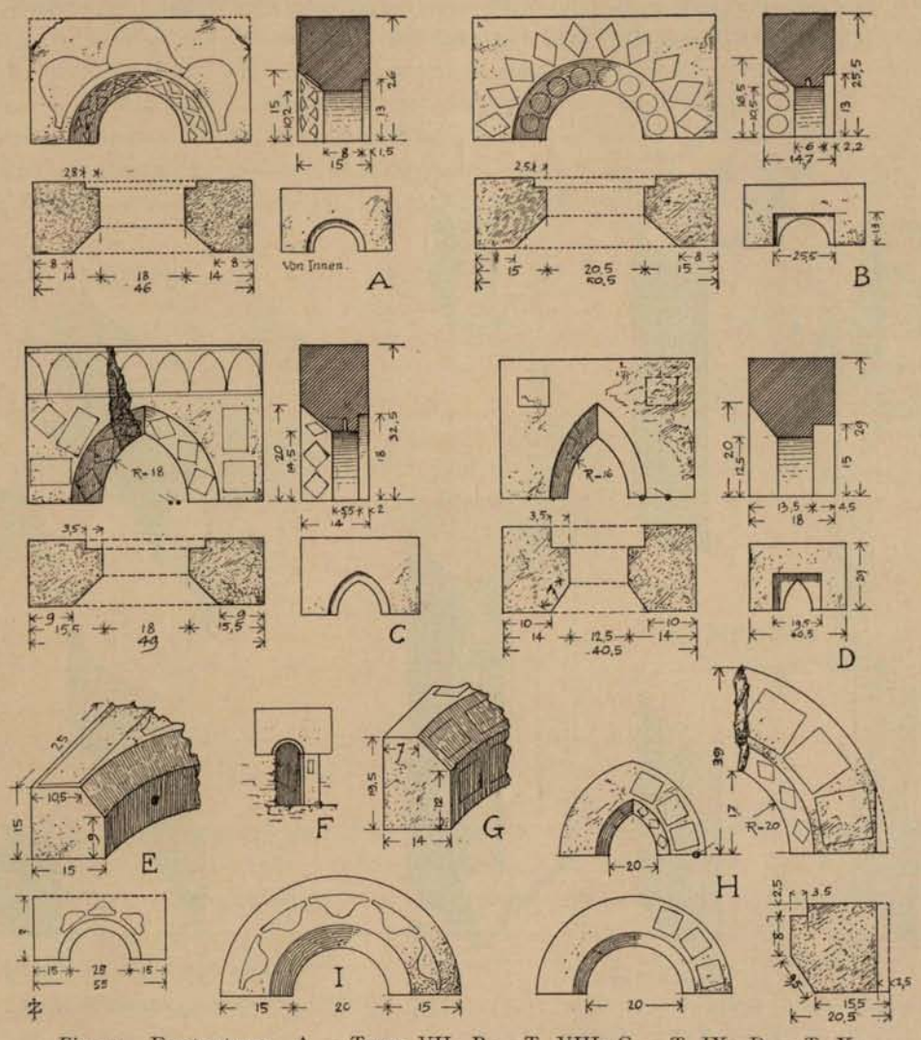


Fig. 34. Fenstersturze. A = Typus VII; B = T. VIII; C = T. IX; D = T. X; E = T. XI; F. = T. XII; G. = T. XIII; H. = T. XIV; I. = T. XV. Ansichten, Grundrisse und Schnitte Massstab 1 : 15. Ansichten von Innen und Rekonstruktionen Massstab 1 : 30. F = Skizze.

[1]) Die Tiefe ist hier etwas grösser; sie beträgt 16,2 cm (statt 14 cm). Falz 3×3 cm.

[2]) Tiefe 17 cm, Falz 3 cm breit, 3,5 cm tief. Ornamente: Fase zweimal Nr. 10, Front Nr. 10, 38, 85.

[3]) a) Figur 35, B, von bedeutend grösseren Dimensionen, zum Spitzbogenfensterchen, das von Frau Suter-Geiser in Zofingen dem Landesmuseum (Inv. Nr. 99, 102) geschenkt wurde; der zugehörige Sturz, Fig. 34, D. Typus XVIa

b) Figur 35, D, unterscheidet sich vom normalen Typus dadurch, dass Leibung und Rückseite verziert sind. Zwei Exemplare auf Schloss Wikon. Typus XVIb

Typus XVII C stellt das Bruchstück eines Pfostens von Altbüron im Museum von Luzern dar; die Rückseite zeigt zwei Fälze.

Typus XVIII E gibt einen Pfosten ohne Falz; zwei Fragmente aus Altbüron im Museum von Luzern; in der Leibung des einen ist ein viereckiges Loch zur Aufnahme einer Gitter-Querstange vertieft.

Typus XIX F, dazu Fig. 20. Ein aus Zofingen stammender, ehemals in der dortigen Stadtbibliothek und jetzt im Landesmuseum aufbewahrter Pfosten, der grösste aller bisher bekannten S. Urbaner Backsteine, zeichnet sich durch den spitzen Ablauf der Fase aus.

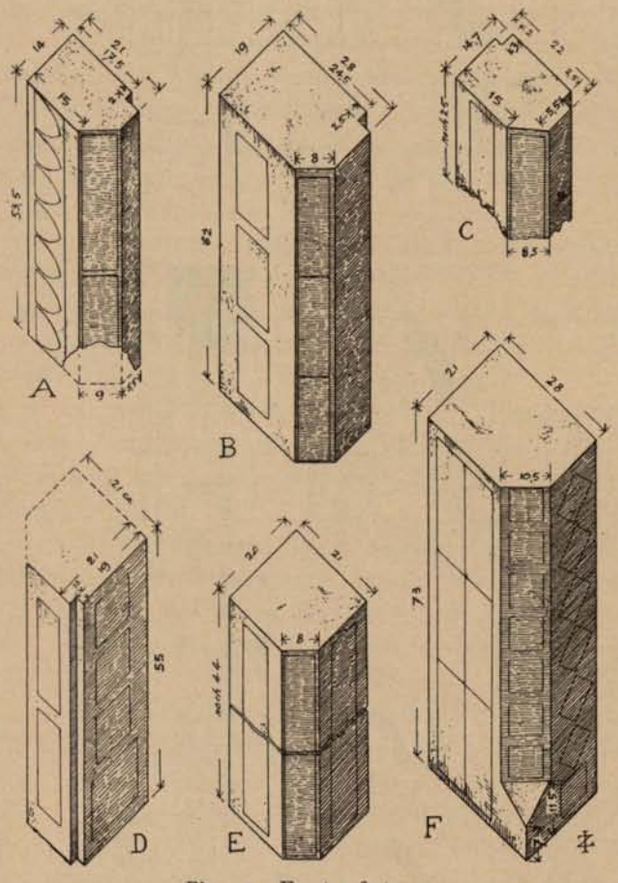


Fig. 35. Fensterpfosten.
A = Typus XVI; B = T. XVIa; C = T. XVII; D = T. XVIb; E = T. XVIII; F = T. XIX. Massstab = 1 : 15.

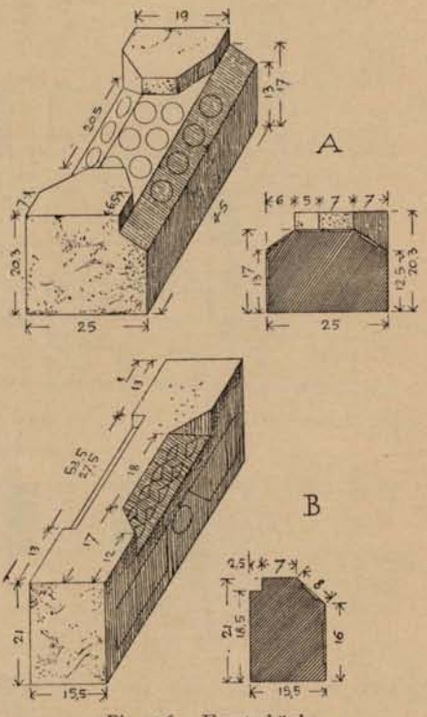


Fig. 36. Fensterbänke.
A = Typus XX; B = T. XXI.
Massstab = 1 : 15.

Typus XX Von **Fensterbänken** kennen wir bis jetzt nur zwei Exemplare. Das eine (Fig. 36 A, dazu Fig. 5) im Landesmuseum, stammt aus S. Urban von unbekannter Fundstelle. Das Auflager der Pfosten erhebt sich etwas über die doppelt gefaste Bank und deutet auf die Verwendung von in- und auswendig gefasten Pfosten.

Typus XVIc c) Wieder durch andere Dimensionen zeichnet sich das Bruchstück eines Pfostens von Langenthal im Berner Museum aus; Breite 26 cm, Tiefe 21 cm, Front 19 cm, Leibung tief 10,5 cm, Falz 3×3 cm; Höhe noch 42 cm. — Ornamente: Front zweimal Nr. 40, Fase: Nr. 21. — Genau gleiche Dimensionen hat ein Bruchstück aus Hägendorf (Landesmuseum, Inv. Nr. 123).

Die zweite Bank (Fig. 36 B, dazu Fig. 28) gehört zum Fensterchen von Grossdietwil im Museum von Luzern und korrespondirt mit der aus Fase und Falz bestehenden Profilirung von Sturz und Pfosten. Typus XXI

Pfosten von Türen und grösseren Fenstern wurden nicht aus Monolithen, sondern durch Schichtung aus niedrigeren Werkstücken mit parallelen Lagerflächen gebildet. Von diesen **Schichtsteinen** dienten die grössten zur Konstruktion von Türpfosten. Es wechseln dabei zwei Typen. Der eine (Fig. 37 A) ist bloss mit einer Fase profilirt, die nebst den zwei anstossenden Flächen regelmässig Ornamente zeigt. — Der zweite Typus (Fig. 37 B) hat die nämlichen Hauptmasse, unterscheidet sich aber durch eine starke Auskantung der an die Fase angrenzenden Langseite. Von diesen Typen, deren eigentümliche Schichtung zu Türpfosten später an einer Skizze gezeigt wird (Fig. 48) kennen wir etwa fünfzig Exemplare; sie sind vertreten unter den Funden von S. Urban, Altbüron, Zofingen, Olten und aus unbekanntem Fundort im Museum von Solothurn[1]). Typus XXII Typus XXIII

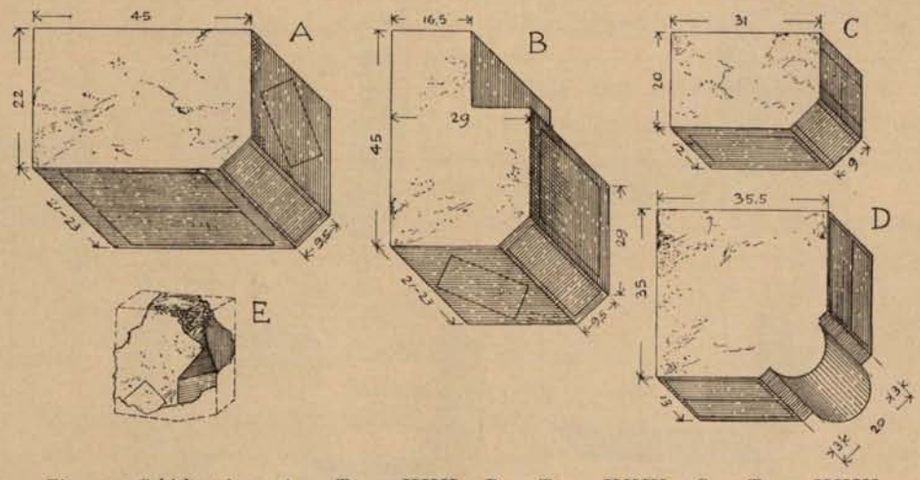


Fig. 37. Schichtsteine. A = Typus XXII. B = Typus XXIII. C = Typus XXIV. D = Typus XXV. E = Typus XXVI. Massstab 1 : 15.

Kleinere Schichtsteine mit einer Fase, die gleich den zwei anstossenden Schauseiten verziert ist, gibt es in sehr grosser Zahl. Mehrere Varianten unterscheiden sich vom Haupttypus durch abweichende Masse. Den häufigsten, in Fig. 37 unter C gegebenen Typus hat Altbüron allein in etwa 80 Exemplaren geliefert; ausserdem fand er sich in Olten (Zielempenhaus), Zofingen, Hägendorf, Schnabelburg, Langenthal, Bechburg, Wynau[2]). Er hat ohne Zweifel zur Schichtung von Fenster- und kleineren Türpfosten gedient. Typus XXIV

---

[1]) S. Urban: Reste von zwei Türumrahmungen im Landesmuseum; einzelne Blöcke im Museum von Luzern und in der Sammlung Meyer-am Rhyn. — Altbüron: Bern, Luzern, Landesmuseum. — Olten: vom Zielempenhaus im Museum von Olten. — Zofingen: Türen vom S. Urbanhof, Türe im Haus Nr. 8; Reste von Türpfosten im Sennenhof; Reste der Türe aus der Stiftskustorei im Museum von Aarau; im Landesmuseum einige von der Stadtbibliothek Zofingen geschenkte Stücke.

[2]) Altbüron: 43 gut erhaltene Stücke im Museum von Luzern, darunter die Pfosten vom Eingang der vermutlichen Burgkapelle; historische Museen von Bern und Basel; Landesmuseum, Inv. Nr. 139—172. Zwei der Stücke in Bern zeigen an der unverzierten Rückseite eine halbrund vertiefte Dülle, die mit der Einrichtung eines Fenster- oder Türriegels in Verbindung gestanden haben mag. Zwei Exemplare in Luzern sind noch in ursprünglicher Mörtelverbindung zusammengemauert. — Olten: 13 Stücke im dortigen Museum. — Zofingen: 6 Stücke, darunter

Typus XXV Ein weiterer, nur zu Altbüron in vier Exemplaren gefundener Typus von Schichtsteinen (Museum von Bern) zeigt als Profilirung statt der Fase einen kräftigen Rundstab. (Fig. 37 D).

Typus XXVI Endlich gibt es im Berner Museum ein Bruchstück von einem Schichtstein aus Altbüron, der, ähnlich dem grossen Fensterpfosten von Zofingen, eine zur vollen Kante spitz auslaufende Fase zeigt. (Fig. 37, E)[1].

Tür- und Fensterbogen, sowie die Arkadenbogen des Kreuzganges von S. Urban waren aus **Keilsteinen** gebildet, die an Zahl unter den Funden vielleicht ein Drittel ausmachen. Aus den Werkstücken allein lässt sich die ehemalige Spannweite der damit konstruirten Bogen nicht mit Sicherheit bestimmen. Denn auch die Mörtelfugen waren, wie die wenigen noch in ursprünglicher Gestalt auf uns gekommenen Bogenkonstruktionen zeigen, keilförmig gebildet, wodurch ein bedeutend kürzerer Bogenradius bewirkt werden konnte, als wie er sich aus dem Schnittpunkt der kon-

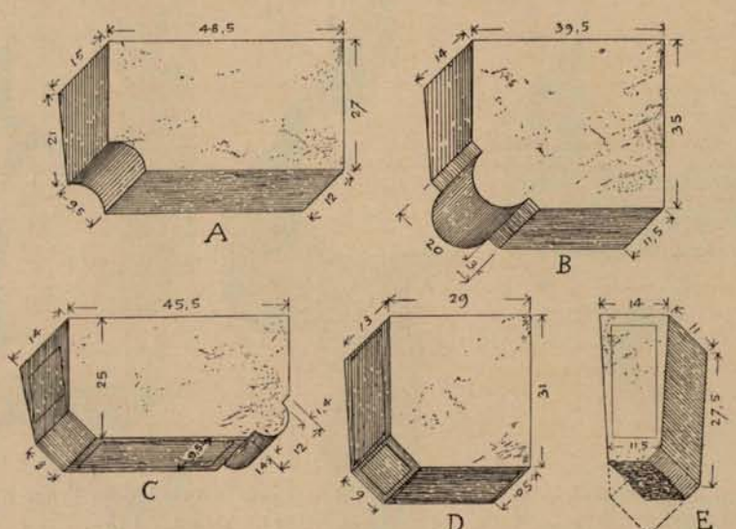


Fig. 38. Keilsteine. A = Typus XXVII. B = T. XXVIII. C = T. XXIX. D = T. XXX. E = T. XXXI. Massstab 1 : 15.

vergirenden Lagerflächen der Steine ergeben würde. — Sicher dienten sämtliche Keilsteine zur Konstruktion von Rund- und nie zur Bildung von Spitzbogen[2].

---

eines ganz ohne Ornamente, im Museum von Aarau; eines bei Herrn F. A. Zimmerlin; zirka 40 Stück aus dem S. Urbanhof in Aarau. — Hägendorf: Museum von Solothurn. — Schnabelburg und Langenthal: Museum von Bern.

Varianten:

Typus XXIVa a) Seiten 29×31, Fase 9,5, Höhen wechselnd zwischen 10,5 bis 14 cm, aus S. Urban im Museum von Luzern.

Typus XXIVb b) Seiten 29,5×29,5, hoch 11 cm; aus S. Urban, Sammlung Meyer-am Rhyn.

Typus XXIVc c) Seiten 21×28,5 cm, hoch 16 cm. — Ebendort.

Typus XXIVd d) Seiten 19×24 cm, hoch 11,5; ebendort und in Zofingen.

[1]) Vetter, Anzeiger 1885, S. 206, Nr. 30, mit Abbildung Tafel XV, Fig. 8.

[2]) Der im Tordurchgang von S. Urban bis 1895 vorhandene Spitzbogen, dessen Bestandteile sich jetzt im Landesmuseum befinden, darf nicht als Beweis für spitzbogige Konstruktionen angesehen werden, da dieser Bogen erst im 15. Jahrhundert unter Abt Hölstein in äussert roher Weise aus altem Material erstellt worden ist.

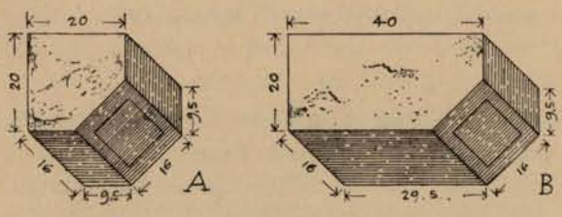


Fig. 39. Schichtsteine mit breiter Fase.
A = Typus XXXII; B = T. XXXIII. Massstab 1 : 15.

In Figur 38 sind die Typen der bis jetzt bekannten Keilsteine zusammengestellt.

A. Ein Exemplar aus den Mauern der 1871 abgebrannten Orangerie von S. Urban, in der Sammlung Meyer-am Rhyn in Luzern. Eine Ecke ist ausgekehlt. Verziert sind die an die glatte Kehle anstossenden Schmalflächen. Ohne Zweifel diente dieser Typus zur Konstruktion der Arkadenbogen des Kreuzganges, denn seine Länge entspricht den durch die Kapitäle und Kämpfer bedingten Ausmessungen. Typus XXVII

B. Ein zu Altbüron und S. Urban gefundener Typus [1]) zeigt als Profilirung statt der Kehle einen kräftigen Rundstab; er dürfte mit dem Schichtstein Typus XXV zusammen zur Konstruktion grösserer Rundbogenfenster verwendet worden sein. Ornamente sind in den an den Rundstab angrenzenden Schmalseiten eingepresst. Typus XXVIII

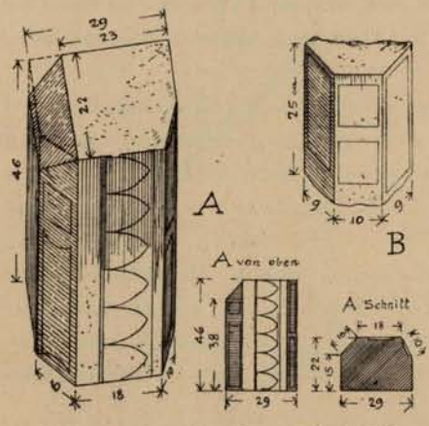


Fig. 40. Doppelt gefasste Werkstücke.
A = Typus XXXIV; B = Typus XXXV.
Massstab 1 : 15; Aufsicht und Schnitt von A: Massstab 1 : 30.

C. Mit Fase und Rundstab erscheint ein ebenfalls zu S. Urban in zwei Exemplaren gefundener Typus gegliedert. Ein weiteres Exemplar stammt aus dem S. Urbanhof in Zofingen [2]). Typus XXIX

D. Sämtliche sonst noch bekannte Keilsteine sind bloss mit einer Fase profilirt. Am häufigsten findet sich ein Typus von den hier in Fig. 38 D angegebenen Dimensionen. Er dient für die Bogen der aus verschiedenen Fundorten bekannten Türumrahmungen, deren Pfosten aus Steinen vom Typus XXII und XXIII geschichtet sind. Der Gesamtvorrat beträgt wohl über hundert Stück [3]). Durch abweichende Dimensionen sondern sich verschiedene Varianten aus [4]). Typus XXX

E. Die hier abgebildete Form zeigt ein einziges, in S. Urban gefundenes Exemplar (Sammlung Meyer-am Rhyn); Typus XXXI

[1]) Museum Luzern und Sammlung Meyer-am Rhyn, je ein Exemplar.

[2]) Sammlung Meyer-am Rhyn und Landesmuseum (Inv. Nr. 66). — Museum von Aarau.

[3]) Etwa 30 Exemplare aus S. Urban im Landesmuseum; Türbogen aus Aarwangen im Museum von Bern; Türumrahmung des Hauses Nr. 8 und der Stiftskustorei in Zofingen (letztere in Aarau); schöne Stücke von unbekannter Herkunft im Museum von Solothurn; zahlreiche Exemplare aus Altbüron in Bern und Luzern.

Die Keilflächen zeigen nicht überall die nämliche Konvergenz. Das gewöhnliche Verhältnis ist so, dass der Extrados 13 cm, der Intrados 10,5 cm beträgt. Das Maximum der Divergenz zeigt ein Keil von der Türe der Zofinger Stiftskustorei in Aarau mit 17,5 auf 12,5 cm; die kleinsten Ziffern sind 12 auf 9 cm an einem Stein aus S. Urban im Landesmuseum (Inv. Nr. 16).

[4]) Varianten:

a) Keilstein vom Bogen des Hauses zum Raben und von der Rundbogentüre des S. Urbanhofes in Zofingen. Seitenlängen 30×34,5 (statt 29×31). Typus XXX a

b) Altbüron und S. Urban (Landesmuseum Inv. Nr. 59, 68, 69, 135): Seiten 26×29 cm. Typus XXX b

c) S. Urban (Sammlung Meyer-am Rhyn, 1 Exempl.) und Altbüron (Museum Luzern, 1 Exempl.): 25×25 cm, Fase nur 7,5 cm breit. Typus XXX c

d) Altbüron (Museum Basel, Luzern, Landesmuseum, Inv. Nr. 141), Hägendorf (Landesmuseum, Inv. Nr. 124, 125, Museum Solothurn), Wynau (Landesmuseum, Inv. Nr. 122), und Zofingen (Landesmuseum, Inv. Typus XXX d

nach Analogie mit Fundstücken von Beromünster dürfte dieser Typus zur Bildung der schrägen Gewände von Fensternischen gedient haben.

Die in der einfachen Profilirung der S. Urbaner Backsteine so beliebte Fase hat gewöhnlich eine Breite von nur 9—10 cm. Eine Anzahl **Schichtsteine mit breiterer Fase;** die man bisher nur in S. Urban selbst gefunden hat, repräsentiren zwei unter sich durch verschiedene Länge abge-
Typus XXXII sonderte Typen (Fig. 39). Verzierungen finden sich stets nur auf der Fase [1]). Über die ur-
Typus XXXIII sprüngliche Verwendung lässt sich nichts angeben.

Eine nicht zahlreich vertretene Gruppe von **Werkstücken mit zwei verzierten Fasen,** zwischen denen eine ebenfalls verzierte Langseite liegt, dürfte zur Bildung von Fensterpfosten jener Art, wie sie die eine Fensterbank (Typus XX) erfordert, oder auch als Teilstützen von zwei-
Typus XXXIV oder mehrfachen Fenstergruppen gedient haben. Es gibt zwei verschiedene Typen, wovon der eine
Typus XXXV (Fig. 40 A) nur aus Langenthal, der zweite (Fig. 40 B) aus S. Urban und Altbüron bekannt ist [2]).

Unter einer Anzahl dicker **gefaster Platten** kann man zwei deutlich geschiedene Gruppen
Typus XXXVI erkennen. — Die erste (Fig. 41 A), aus Funden von Langenthal und Altbüron bekannt, darf man ohne fehlzugehen als Deckplatten von Fensternischen und Arkadenbrüstungen betrachten. Auf der Fase finden sich keine Ornamente, wohl aber auf der angrenzenden Langfläche; es gibt Exemplare von hervorragender Schönheit und tadelloser Erhaltung. Mit Vorliebe wurden zum Schmucke
Typus XXXVII dieser Platten die Wappenreihen verwendet [3]). — Die zweite Gruppe (Fig. 41 B), bekannt durch Funde von Langenthal, Zofingen und Neu-Bechburg, zeigt die Ornamente stets auf der Fase; der Umstand, dass bei einem Exemplar die angrenzende Langfläche eine roh eingeritzte Versatzmarke enthält (Fig. 41 B) lässt schliessen, dass nur die Fase sichtbar vermauert wurde; dieser Typus mag deshalb zu Kaffgesimsen oder Gurtungen gedient haben [4]).

Nr. 98). Seitenlängen 19—20 cm × 31—32 cm. Divergenz der Keilflächen durchschnittlich 12 auf 10,5; Fase 8—9 cm breit. Diese Keile passen genau auf die Schichtsteine Typus XXIV und müssen mit diesen zusammen zur Konstruktion kleinerer Türen (Burgkapelle von Altbüron) und grösserer Rundbogenfenster verwendet worden sein.

[1]) Von Typus XXXII (Figur 39 A) sind fünf, von XXXIII (Figur 39 B) drei Exemplare bekannt. Sämtliche Stücke stammen aus den Mauern der 1871 abgebrannten Orangerie und befinden sich teils im Museum von Luzern, teils in der Sammlung Meyer-am Rhyn.

[2]) Vom Typus XXXIV vier schöne Stücke aus Langenthal im Museum von Bern. Auffallenderweise erscheint durch nachträgliche Abschrotung je eine Stirnseite ebenfalls mit einer Fase versehen; ein Exemplar hat etwas kleinere Dimensionen: Breite 25 cm (statt 29); Breite der Platte zwischen den Fasen 13 cm (statt 18); Länge unbekannt, weil das Stück zerbrochen ist.

Von Typus XXXV sehr defekte Fragmente in Bern und im Landesmuseum.

[3]) Langenthal: ein Exemplar mit Wappenreihe Nr. 1, im Landesmuseum (Inv. Nr. 126); ein zweites mit Ornament Nr. 3 in Bern. — Altbüron: ein Exemplar mit Ornament Nr. 3 in Bern. — Zwei Exemplare von vorzüglichster Erhaltung (das eine mit Wappenreihe Nr. 1, das andere mit Model Nr. 3 verziert) befinden sich aus unbekanntem Fundort im Museum von Solothurn.

Typus XXXVIa . Eine Variante, ganz ohne Ornament, von nur 35 cm Länge (statt 47 cm) stammt aus Altbüron. Je ein Exemplar in Bern und im Landesmuseum (Inv. Nr. 291).

[4]) Langenthal: zwei Exemplare im Museum Bern, Fase mit Ornament Nr. 21 und 12.

Typus XXXVIIa Als Varianten stellen sich durch abweichende Masse dar ein Exemplar auf Neu-Bechburg: Länge 33 cm, Tiefe 41 cm, Oberfläche tief 32 cm. Dicke 13 cm, Fase breit 10,5 cm. Ornament der Fase Nr. 18. — Ferner ein Stück aus Zofingen (+ LM Inv. Nr. 96, Geschenk von Herrn Bierbrauer Senn) mit 25 cm Länge; Ornament Nr. 18.

Rechteckige Blöcke ohne Profilirung, wie wir ähnliche schon aus Frienisberg kennen, lieferte Typus XXXVIII
Wynau in einer speziellen und für diesen Fundort charakteristischen Gruppe (Fig. 42 A). Stets sind zwei zusammenstossende Flächen (eine der grössten und eine der zweitgrössten) verziert, dazwischen ist die Kante leicht abgerundet[1]).

Eine Gruppe **ungefaster Platten** von der Art der Epitaphien von Fraubrunnen besitzen Typus XXXIX
wir aus S. Urban, Ebersecken und Schnabelburg, leider meist in schlecht erhaltenen Fragmenten[2]). Das merkwürdigste und besterhaltene Specimen, aus Ebersecken, (Fig. 43) zeigt ausser einer Wappenreihe drei mit dem Zirkel eingeritzte Kurven: ein Segment von grösserem Radius und zwei mit den Radien von 12 und 16 cm konzentrisch geritzte Halbkreise. Der Umstand, dass die Wappenreihe links abgeschnitten ist, deutet an, dass ursprünglich mehrere solcher Platten, ähnlich wie zu

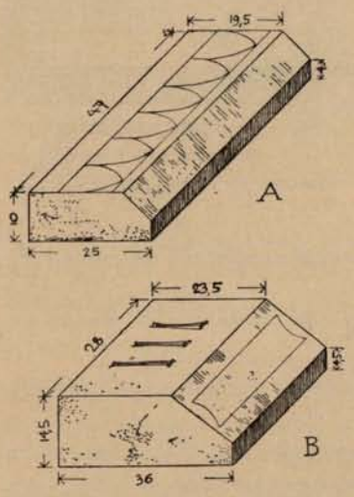


Fig. 41. Gefaste Platten. A = Typus XXXVI; B = Typus XXXVII. Massstab 1 : 15.

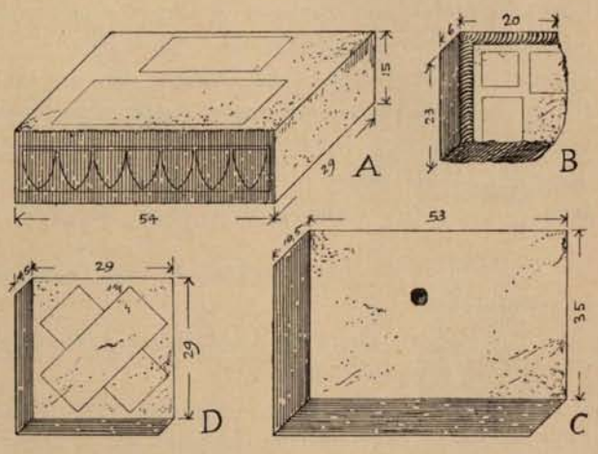


Fig. 42. Rechteckige Blöcke und Platten. A = Typus XXXVIII; B = Typus XXXIX a; C = Typus XXXIX b; D = Typus XL. Massstab 1 : 15.

Fraubrunnen, zu einem grösseren Komplexe zusammengelegt wurden. Auch die Herstellung scheint die nämliche gewesen zu sein, wie dort: eine grössere Tafel wurde zunächst geformt und verziert

---

[1]) Zwei besonders schöne Stücke von Wynau im Museum von Bern; ein drittes im Landesmuseum, Inv. Nr. 119 und 120.

Varianten:

a) Exemplar unbekannter Herkunft, dem Landesmuseum von Antiquar Baud in Lausanne geschenkt (Inv. Nr. 112): 51 cm lang, 26 cm breit, 14 cm hoch. Typus XXXVIII a

b) aus Altbüron im Museum von Luzern ein Exemplar von 27 cm Tiefe, 15,5 cm Höhe und unbestimmbarer Länge. Das Ornament ist auf der Oberfläche abgetreten, was auf Verwendung als Treppenstufe schliessen lässt. Typus XXXVIII b

c) Aus S. Urban im Landesmuseum (Inv. Nr. 62) ein Block, 42 cm lang, 19,5 cm breit, 15 cm hoch, mit Ornament Nr. 44. Typus XXXVIII c

[2]) Die Platten messen 38—40 cm im Quadrat und 7,5—8 cm Dicke. Aus S. Urban besitzt das Luzerner Museum vier Bruchstücke, sämtliche mit Wappen verziert. Aus der Schnabelburg ein Fragment in Bern. Aus Ebersecken in Bern die Platte Fig. 43; noch zu Ebersecken im Besitze von Gemeindeammann Häberli: zwei Fragmente mit Wappen und eines mit Alphabet-Model Nr. 26.

und dann zum Trocknen und Brennen in einzelne Platten zerschnitten. Dementsprechend sind die äusseren Kanten leicht abgerundet, die inneren, mit anderen Platten zusammenstossenden Seiten aber scharfkantig geschnitten. — Eine aus S. Urban stammende Platte im Luzerner Museum mit Resten einer eingeschnittenen Grab-Inschrift wurde bereits besprochen und abgebildet (oben Fig. 6). Sie bildete sichtlich an einem grösseren Plattenkomplexe rechts oben das Eckstück. — Sämtliche Überreste solcher Platten sind abgetreten. Es unterliegt keinem Zweifel, dass sie zum Bodenbelag und speziell als Grabplatten Verwendung fanden.

Typus XXXIXa Ein Bruchstück aus S. Urban im Museum von Luzern stellt sich durch den abgerundeten, geriefelten Rand (Fig. 42 B) als interessante Variante dieses Plattentypus dar[1]).

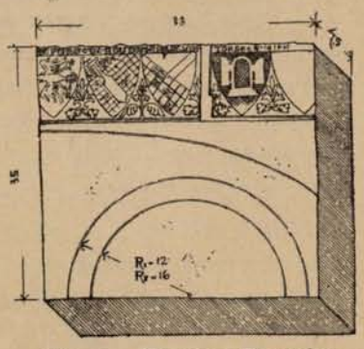


Fig. 43. Platte aus Ebersecken. Museum von Bern. Massstab 1 : 10. (Typus XXXIX).

Typus XL **Bodenfliesen** lieferten die Funde von Altbüron, Schnabelburg, Ebersecken und Zofingen (S. Urbanhof) in grösserer Anzahl, im ganzen wohl an die hundert Stück (Fig. 42 D). Einige Exemplare im S. Urbanhof zu Zofingen und aus Altbüron (Bern, Basel und Landesmuseum) zeigen Reste dicker, bald gelblicher, bald grüner Glasur. Doch bilden sie seltene Ausnahmen, weitaus die Mehrzahl ist unglasirt. Die eingepressten Ornamente laufen gern in diagonaler Richtung, nicht selten erscheint ein Model zweimal kreuzweise aufgedrückt[2]).

In Figur 44 sind **Werkstücke von reicherer Profilirung und auffallender Form** zusammengestellt.

Typus XLI A gibt ein aus S. Urban stammendes Werkstück wieder, das zwischen zwei kräftigen Rundstäben eine schmale Platte zeigt[3]).

Typus XLII B. Der nämliche Typus kommt auch mit konvergirenden Lagerflächen und konkav gebogenen Fronten vor[4]). Wir haben es jedenfalls mit Trommeln von Wanddiensten und Rippenstücken eines grösseren Gewölbes zu tun, was auf die weitgesteckten Grenzen der S. Urbaner Backsteinfabrikation ein bedeutsames Licht wirft.

Typus XLIII C. Ein Werkstück aus S. Urban im Museum von Luzern, dessen zwei verzierte Schrägen durch einen Falz getrennt sind, dürfte zur Bildung von reicher profilirten Pfosten oder Wanddiensten verwendet worden sein.

Typus XLIV D dürfte das Fragment eines Kämpfers sein. Die Schräge ist von der Platte durch einen kleinen Rundstab getrennt. Einziges Exemplar aus S. Urban im Museum von Luzern[5]).

Typus XXXIXb [1]) Eine weitere Variante (Fig. 42, C) aus S. Urban im Museum von Luzern ist ganz unverziert und enthält eine achteckige Öffnung zum Einsatz einer Stange. Man dürfte das Stück als Deckplatte oder Bank einer Fensterscharte erklären.

[2]) Varianten:

Typus XLa a) einige grössere Platten, 30×30 cm bei 7 cm Dicke lieferte Altbüron (Museum Basel, Nr. 372).

Typus XLb b) aus S. Urban sollen kleinere Fliesen mit eingepresster Figur eines von Vierpass umschlossenen Elefanten (Model Nr. 55) stammen, von denen sich zwei Exemplare im Landesmuseum (Inv. Nr. 107 und 108) und ein Bruchstück in Aarau befinden.

Typus XLc c) Aus Altbüron gibt es Fliesen von 25 cm Seitenlänge bei 6 cm Dicke (Museum Luzern).

[3]) Zwei Exemplare im Museum von Luzern, ein drittes im Landesmuseum (Inv. Nr. 8). Die Höhe wechselt zwischen 17 und 24 cm.

[4]) Zwei Exemplare aus S. Urban in Luzern.

[5]) Bessere Abbildung bei Hammann II, Taf. XXII, Fig. 109.

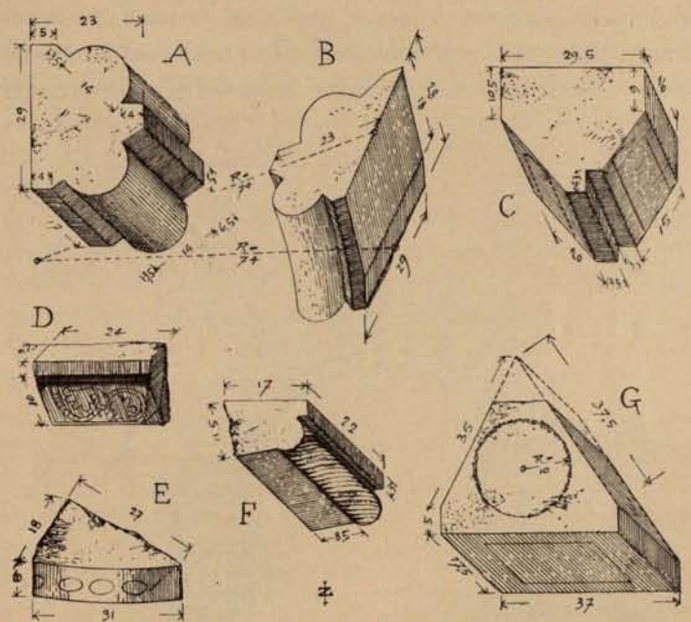


Fig. 44. Werkstücke von reicherer Profilirung und ungewöhnlicher Form. A = Typus XLI; B = Typus XLII; C = Typus XLIII; D = Typus XLIV; E = Typus XLV; F = Typus XLVI; G = Typus XLVII. Massstab 1 : 15.

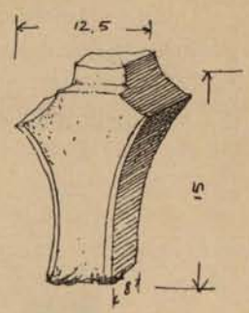


Fig. 45. Fragment eines Masswerkes; aus Altbüron. Museum von Bern. (Typus XLVIII.)

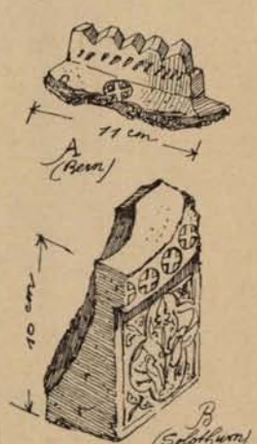


Fig. 46. Gefässfragmente. (Typus XLIX.)

E. Die Bestimmung eines grossen scheibenförmigen Werkstückes mit verziertem Rand bleibt rätselhaft. Ein aus S. Urban stammendes Fragment befindet sich im Landesmuseum. Typus XLV

F gibt ein im Berner Museum befindliches Werkstück aus Altbüron wieder, das zwischen konvergirenden Lagerflächen eine Platte und einen geriefelten Rundstab zeigt und wohl als Mauergurtung gedient hat. Typus XLVI

G. Ein dreieckiges Stück aus S. Urban (Sammlung Meyer-am Rhyn in Luzern), auf welchem Mörtelreste das Auflager eines runden Schaftes bezeichnen, widersteht der Erklärung. Typus XLVII

Aus Altbüron (Museum von Bern) stammt das in Fig. 45 abgebildete Stück, wohl der Überrest eines **Fenstermasswerkes**, wieder ein Zeugnis für die merkwürdige Vielseitigkeit der S. Urbaner Werkstätten. Typus XLVIII Diese wird endlich auch durch Bruchstücke von **Gefässen** belegt, wie solche aus Zofingen (Landesmuseum), Altbüron (Bern) und von unbekannter Herkunft im Museum von Solothurn erhalten sind (Fig. 46, dazu Fig. 19). Typus XLIX

Der Lehre von den Formelementen wären Untersuchungen synthetischer Natur anzuschliessen; die verschiedenen Typen wären miteinander in Beziehung zu bringen und die aus S. Urbaner Backsteinen ehemals gebildeten **Bauformen** zu rekonstruiren. Über die Bauart rundbogiger Türumrahmungen und zierlicher kleiner Fensterchen werden wir durch die wenigen Konstruktionen unterrichtet, die in ursprünglicher Form auf uns

gekommen sind. Säulen- und Arkadenstellungen können wir aus dem vorhandenen Formenschatz von Werkstücken mit Sicherheit rekonstruiren. Im weiteren bleibt bei der verschwindend kleinen Zahl von in ursprünglicher Gestalt erhaltenen Konstruktionen für Hypothese und Kombination ein weites Feld.

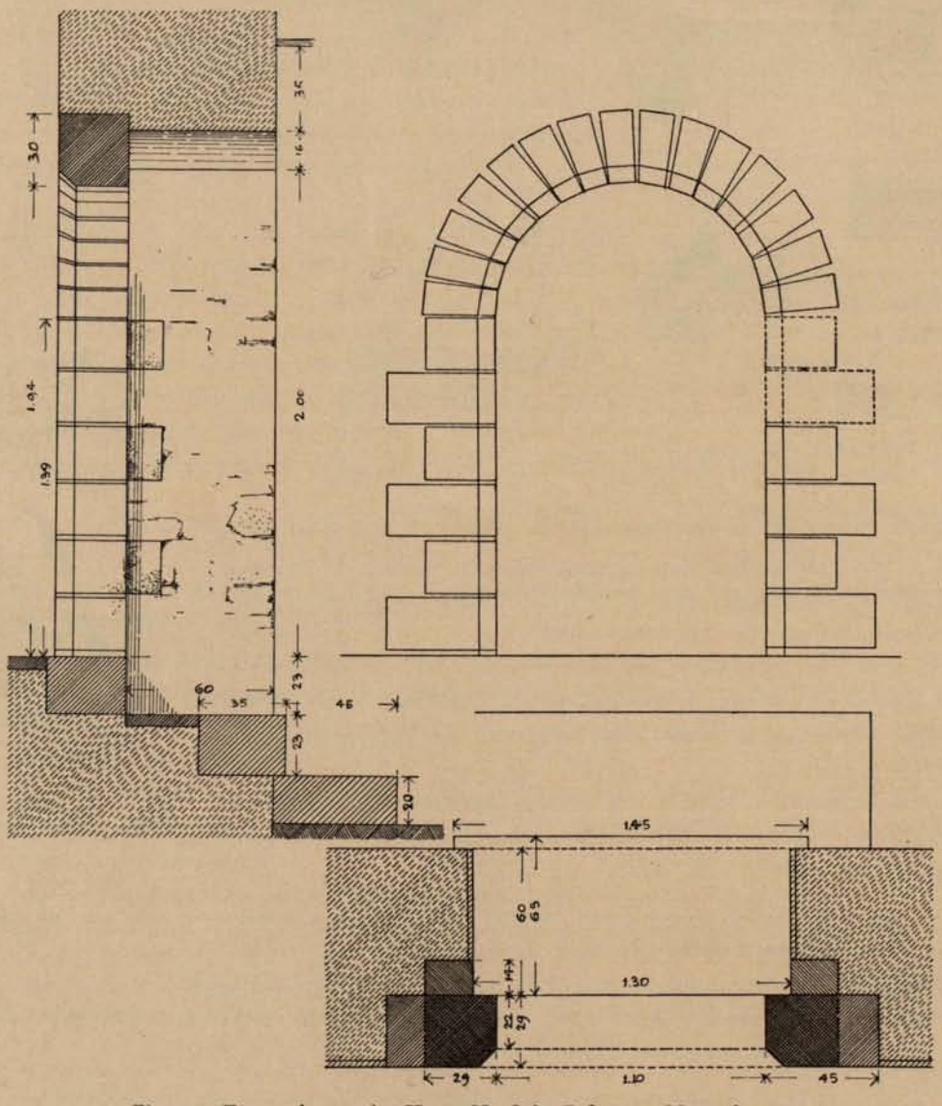


Fig. 47. Türumrahmung im Hause Nr. 8 in Zofingen. Massstab 1 : 30.

Ich beschränke mich auf die Darstellung der zweifellos sicheren Bauformen; weitere Andeutungen sind bereits in der soeben entwickelten Formenlehre enthalten.

Die Konstruktion *rundbogiger Türumrahmungen* (aus den Typen XXII, XXIII, XXX) lernen wir aus den Backsteinen vom S. Urbanhof und dem sog. Henkerhause (Nr. 8) in Zofingen kennen (S. die Aufnahme Fig. 47). Die Backsteine bilden die äussere Verkleidung; inwendig ist die

gemauerte Türnische stichbogig gewölbt. Die Schichtung der grossen Werkstücke, aus denen die Pfosten gebildet sind (Typus XXII und XXIII), veranschaulicht unsere Figur 48 nach der 1895 abgebrochenen Türe des S. Urbanhofes. Die unterste Schicht besteht hier aus einem Binder (Typus XXIII) während im Henkerhause die Schichtung unten mit einem Läufer (Typus XXII) beginnt. In Höhe und Breite stimmen die beiden Türen überein. Die Mörtelfugen zwischen den einzelnen Schichten sind 1—2 cm dick; die Fugen des Rundbogens sind keilförmig und innen 0,5, aussen aber bis auf 4 cm dick. Die Mauerung zeigt keine besondere Sorgfalt. — Zu einer Türumrahmung nämlicher Art gehörte der Bogen aus dem «Raben» und aus der Stiftskustorei in Zofingen, und gleiche Konstruktionen müssen, wie die Fundstücke beweisen, auch in S. Urban, Altbüron, Olten, Aarwangen, Hägendorf und Wynau bestanden haben.

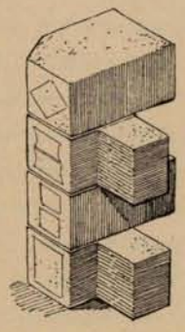


Fig. 48. Schichtung der Türpfosten, von der Rundbogentüre des S. Urbanhofes in Zofingen. (Ansicht von innen).

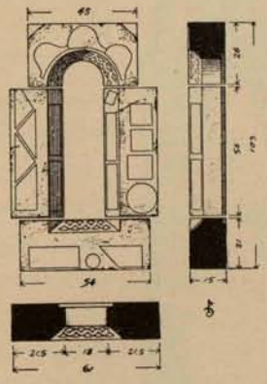


Fig. 49. Fensterumrahmung aus Grossdietwil. Museum von Luzern. Massstab 1 : 30.

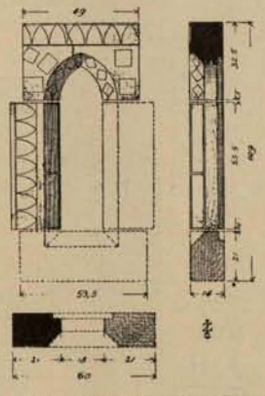


Fig. 50. Fensterumrahmung aus dem Hause Nr. 282 in Zofingen. Museum von Aarau und Landesmuseum. Massstab 1 : 30.

Die Bildung rundbogiger *Fensterchen* zeigt der schöne Fund von Grossdietwil im Museum von Luzern (Typen VII, XVI, XXI; Fig. 28; Masse in nebenstehender Fig. 49). Ein spitzbogiges Fensterchen lässt sich aus Überresten vom Hause Nr. 282 in Zofingen rekonstruiren (Fig. 50, Typen IX, XVI); dazu die Rekonstruktion eines Fensterchens von Fraubrunnen (Fig. 11). Ein spitzbogiger Sturz und die zwei zugehörigen Pfosten sind ferner erhalten in dem Fensterchen aus einem Hause am Gerechtigkeitsplatz in Zofingen (Typus X Fig. 34 D und Typus XVI a, Fig. 35 B).

Umrahmungen *grösserer Rundbogenfenster* und *kleinerer Türen* müssen zahlreich aus Schichtsteinen vom Typus XXIV und Keilen vom Typus XXX d gebildet worden sein. An der vermutlichen Burgkapelle von Altbüron wurden zwei Pfosten der Türe noch acht Schichten hoch vorgefunden; solche Konstruktionen müssen auch in Zofingen, Olten (Zielempenhaus), Schnabelburg, Bechburg, Wynau, Langenthal und Hägendorf existirt haben.

Der sicheren Rekonstruktion der vollständigen *Säulenordnung* vom Kreuzgange des Klosters S. Urban steht nichts im Wege (Typen I—IV); auch für die darübergespannten Arkadenbogen besitzen wir einen passenden Keilstein (Typus XXIX). Im Landesmuseum wurde eine Rekonstruktion dieser Arkaden in Terrakotta wirklich ausgeführt. (Fig. 51)[1]).

[1]) Die seitlichen Pfeiler dieser Rekonstruktion sind aus Schichtsteinen Typus XXIV gebildet; für den spitzen Auslauf der Fase diente Typus XXVI als Muster; die Deckplatten der Brüstung sind aus Steinen vom Typus XXXVII hergestellt, und oben ein abschliessendes Gesimse aus Typus V.



Fig. 51. Rekonstruktion einer Arkadenstellung, ausgeführt im Landesmuseum.

Über **Material und Herstellungstechnik** der Backsteine von S. Urban sind nähere Beobachtungen bis jetzt nicht veröffentlicht worden. Der Boden in der Umgebung des Klosters birgt verschiedene Tonlager; wo speziell die in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts benutzten Gruben lagen, wissen wir allerdings nicht. Die Erzeugnisse einer heutigen Ziegelei in jener Gegend, derjenigen von Köllikon nämlich, zeichnen sich gleich den alten S. Urbaner Backsteinen durch prachtvoll tiefrote Farbe und sehr harten Brand aus. Das verwendete Material war nicht durchwegs von gleicher Güte. Es gibt verzierte Terrakotten aus magerer, «kurzer» Erde mit stärkerer Beimischung von feinem Sand, während andere aus reinem, «fettem» Ton geformt sind. Ebenso wechselt die Farbe von tiefem Blut- und Braunrot bis zu hellerem Gelbrot, je nach dem Gehalt an Eisenoxyden. Längere Studien über solche Verschiedenheiten anzustellen wäre nutzlos; sie erklären sich aus den Schwankungen der Qualität, welche jede einzelne Tongrube zu bieten pflegt. Künstlich geschlemmter und so von allen fremden Beimischungen gereinigter Ton scheint in den Werkstätten von S. Urban nicht verwendet worden zu sein, wohl aber hat man zur Herstellung der verzierten Steine gewiss die homogensten und reinsten, «fetten» Teile der benutzten Lager ausgesucht. Von Kalk ist die Erde frei; in den Backsteinen von Beromünster sind dagegen kleinere Nester davon enthalten und haben bei Durchnässung oft Splitter weggesprengt.

Nach gesammelten Beobachtungen an alten Werkstücken und nach den Erfahrungen, welche im Landesmuseum mit einer Imitation der alten Technik gemacht worden sind, dürfte die Herstellung der verzierten Backsteine folgendermassen ge-

schehen sein. In starke Holzkisten wird zunächst der ziemlich nasse Ton wuchtig eingeschleudert, um Blöcke von der ungefähren Gestalt der herzustellenden Backsteine hervorzubringen. Diese erste Form muss grösser sein, als die fertigen Steine, da sich die Stücke während des Eintrocknens um ungefähr 8—10% verkleinern. Wenn die Blöcke in etwa acht bis zwölf Tagen halbweich, oder, wie der Hafner sagt, «lederhart» geworden sind und von jetzt an ihr Volumen bis zum völligen Austrocknen nicht mehr wesentlich verringern, wird ihnen durch Bearbeitung mit Messer und Richtholz die definitive Grösse und Gestalt gegeben. Reicher formirte Stücke, wie Säulenbasen und Kapitäle werden frisch und sicher aus rechteckigen Blöcken mit dem Messer geschnitten und zu diesem Zwecke vorerst einige Hülfslinien eingeritzt (vgl. Fig. 30 und 31). Auf den Blöcken zum Beispiel, welche Fenstersturze abgeben sollen, wird die Bogenöffnung und der rückseitige Falz mit eingeritzter Linie vorgezeichnet und dann mit dem Messer ausgeschnitten (vgl. Fig. 10). Die schöne Glättung der Schauseiten mag durch nasses Überstreichen bewirkt worden sein; die Lagerflächen werden gewöhnlich etwas rauh gelassen. Es folgt sofort die Arbeit des Verzierens. Um Platz und Richtung der einzupressenden Ornamente anzugeben, werden gern einige Hülfslinien leicht eingeritzt (vgl. Fig. 8, 13). Die Druckmodel von Hartholz, welche die Verzierungen in negativem Tiefschnitt enthalten, werden aber nicht direkt auf den so zugerüsteten Stein gepresst, sondern es wird auf dem Model zunächst ein wenig besonders feine Tonerde ausgeknetet und erst dann mit kräftigem Druck die Pressung vollzogen, so dass jene auf das Model geknetete Schicht bei dem Abheben des Holzstempels im lederharten Blocke haftet[1]). Nur auf diese Weise liessen sich die Ornamente mit jener tadellosen Schärfe auspressen, die wir an den alten Steinen bewundern. Darauf müssen die Werkstücke bis zum Brennen noch längere Zeit vollends austrocknen. Jene gewaltigen Monolithe, wie die grösseren Fensterpfosten oder Doppelkapitäle (z. B. Fig. 2 und 20) bedurften zum Austrocknen mehrerer Monate. Solch grosse Stücke sind aber nicht völlig durchgebrannt worden, sondern nur bis auf eine Tiefe von etwa 10 Centimeter; sie bergen deshalb einen Kern von brüchigem, sprödem Materiale. Ueber die baulichen und technischen Vorkehrungen für das Brennen der alten Backsteine fehlen uns nähere Aufschlüsse. Vielleicht gelingt es noch, in den Wäldern bei S. Urban Spuren eines Brennofens, wie sie ja noch der Chronist Sebastian Seemann im 16. Jahrhundert sah, zu finden und zu untersuchen.

Reste von gelblicher oder grüner, dicker aber sehr durchsichtiger **Glasur**, wie sie auf einigen Bodenplatten von Altbüron und Zofingen[2]) beobachtet werden können,

[1]) Anhaltspunkte für diese Erklärung der Technik des Verzierens geben zahlreiche Backsteine, bei welchen sich längs der Ornamenträndер bei dem Brennen Risse gebildet haben, weil eben dort die Masse des Steines sich mit der eingepressten Tonschicht nicht innig verband. Solche Risse lassen sich bis in eine Tiefe von 3—4 cm verfolgen. Besonders deutliche Beispiele: ein Fragment aus Wynau im Museum von Bern, Fensterpfosten vom Hause Nr. 282 aus Zofingen im Museum von Aarau; ein Schichtstein mit Ornament Nr. 56a aus dem S. Urbanhof in Zofingen u. v. a.

[2]) Fliesen von Altbüron im Museum von Bern, Basel und im Landesmuseum; Platten vom S. Urbanhof in Zofingen im Museum von Aarau. — Zufällig aufgeflossene Krusten von Glasur auch auf den Lagerflächen von zwei Keilsteinen des Bogens vom Raben in Zofingen (Landesmuseum Inv. Nr. 84 und 85).

werfen ein weiteres Licht auf die Vielseitigkeit und technische Routine der Werkstätten von S. Urban. Doch sei konstatirt, dass solche Exemplare seltene Ausnahmen bilden, und dass die Mehrzahl der bis jetzt bekannten Bodenfliesen dieses farbigen Schmuckes entbehren. Gewiss haben wir es nur mit vereinzelten Proben zu tun.

Als merkwürdigste Erscheinung in der Backsteinfabrikation des Klosters S. Urban haben die eingepressten **Ornamente** ein Anrecht auf besondere Beachtung. Zweifellos waren die zum Verzieren der Werkstücke benutzten Negativ-Model in Holz geschnitten. Mehrere Beobachtungen an den Abdrücken beweisen das aufs sicherste[1]). — Man hat darauf hingewiesen, dass die Verteilung der Ornamente auf den Backsteinen den feinen Sinn jener Künstler, welche die Zeichnungen entworfen und mit staunenswertem Geschick in Holz geschnitten haben, vermissen lasse[2]). In vielen Fällen trifft das zu, in ebensovielen nicht. Beispiele von höchst geschmackvoller und der Bestimmung des Steines fein angepasster Verteilung der Ornamente gibt es zu Hunderten. Wenn aber oft dieser feine Sinn und gute Geschmack vermisst wird, so übersehe man nicht, dass der Betrieb der Werkstätten grosses Personal und weitgehende Arbeitsteilung erforderte. Während der Dauer von etwa fünfzig Jahren mussten Arbeitskräfte von feinem Formensinn mit Leuten von geringerem Verständnis wechseln, und man darf annehmen, dass

[1]) Den Beweis liefern folgende Beobachtungen:

a) Einige Model waren der Länge nach gesprungen: Nr. 9, 27, 28, 91. Von einem Model (Nr. 39) gibt es Abdrücke ohne und solche mit einem Sprunge (ohne: Landesmuseum Inv. Nr. 299, aus Altbüron; mit: Landesmuseum Inv.-Nr. 233, Altbüron).

b) Zwei Model (Nr. 30 und 35) hatten während des Gebrauches an den Schmalseiten durch Abstossen von Hirnholz-Splittern Beschädigungen erlitten; diese kamen als Erhöhungen, welche sehr scharf die Struktur des Holzes zeigen, zum Abdruck (Exemplare aus Altbüron im Museum von Bern). Bei Nr. 30 ist zudem am Inschriftrande ein kleines Holzstückchen, wohl als Reparatur einer Beschädigung, eingeflickt.

c) Ganz scharfe Abdrücke lassen auch bei unbeschädigten Modeln hie und da die Richtung der Holzfasern erkennen. So besonders die Abdrücke von Nr. 77, wo die Fasern vertikal laufen.

d) Ein Model (der grosse Löwe von Fraubrunnen, Nr. 90) besass mehrere Wurmlöcher, die sich in den Abdrücken als kleine, runde Erhebungen regelmässig erkennen lassen.

[2]) F. Vetter, Anzeiger für schweiz. Altertumskunde, 1886, S. 243. — Die Frage, ob ursprünglich die verschiedenen Formen von Modeln eigens für die verschiedenartigen Werkstücke gewählt wurden, böte Anlass zu besonderen Betrachtungen. Von vielen Modeln gilt es, dass sie in vorzüglichster Weise die sichtbaren Flächen gewisser Werkstücke zu dekoriren geeignet sind. Sehr rationell wird das Rautenmuster Nr. 50 auf Bodenfliesen gepresst (Türschwelle im S. Urbanhof in Zofingen). Im übrigen erscheinen auf Bodenfliesen die Ornamente gern in diagonaler Richtung; bevorzugt sind hiefür Nr. 32, 28, 35, 40. Zur Dekoration von Keil- und kleineren Schichtsteinen (Typen XXIV—XXX) eignen sich vorzüglich die rechteckigen Model (Nr. 9—25, 27—35). Die Fasen der Werkstücke werden sehr passend mit den kleineren, quadratischen und rechteckigen Modeln (Nr. 73—83) geschmückt; die Flächen der grossen Schichtsteine (Typus XXII und XXIII) eignen sich vorzüglich zur Verzierung mit den grösseren quadratischen Modeln (Nr. 53—62). Nicht selten trifft man hübsche Kombinationen und symmetrische Zusammenstellungen, deren Nachweis im einzelnen zu weit führen würde. — Als Beispiel misslungener Dekoration mag bloss der Fenstersturz aus dem Hause Nr. 282 in Zofingen erwähnt sein (Fig. 34, C), wo die Wappen mit der Spitze nach oben gekehrt sind. — Unsere Illustrationen geben von der Art der Verteilung und Anbringung der Ornamente eine genügende Vorstellung.

nicht die nämlichen Künstler, welche die Ornamente entwarfen und die Holzmodel schnitten, für alle Erzeugnisse der Werkstätten verantwortlich sind.

Die Schöpfer gewisser Verzierungen stehen nun freilich in der schweizerischen Kunstgeschichte als ein merkwürdiges Rätsel da. Sie bieten uns ornamentale Kompositionen, die an Eleganz der Formen, Geschmack der Anordnung und Zierlichkeit der Linienführung in heimischen Erzeugnissen spätromanischer Dekoration keine Parallelen finden. Man begreift, dass die Vermutung entstehen konnte, die besonders feinen Proben seien von fremden Kräften ausgeführt worden, von französischen Mönchen etwa, die aus dem Mutterkloster Lucelle nach S. Urban kamen [1]). Bestimmte Gründe und Anhaltspunkte für diese Hypothese gibt es indessen nicht.

Leicht stellt man sich die Frage, ob den Werkstätten gleich bei Beginn des Betriebes der ganze Formenschatz von Verzierungen zu Verfügung gestanden, oder ob derselbe erst nach und nach seine volle Zahl erreicht habe. Ebenso möchte man wissen, ob zur Zeit des Unterganges der Fabrikation noch der ganze, oder ein durch Beschädigungen und Verluste reduzirter Vorrat von Modeln vorhanden gewesen sei. Auf solche Fragen geben uns die bisherigen Funde keine Antwort, weil ihre genauere Entstehungszeit nur ganz ausnahmsweise zu bestimmen ist [2]). Im übrigen fällt es auf, wie ungleich die Model verwendet wurden. Während einzelne Verzierungen fast überall und in massenhafter Wiederholung auftreten, erscheinen andere selten und nur an vereinzelten Fundorten [3]). Weitere Schlüsse dürfen aus dieser Beobachtung kaum gezogen werden, denn die bis jetzt bekannten Funde, die wir ja grösstenteils dem Zufall danken, repräsentiren nur einen Bruchteil der ganzen Produktion.

Die *stilistische Analyse* der Ornamente muss zunächst zwei Hauptgruppen unterscheiden. Eine erste umfasst Verzierungen in starkem Tiefschnitt, bei denen nirgends eine glatte Grundfläche erscheint, sondern der ganze Raum plastisch durchgearbeitet ist. Die Motive dieser Gruppe zeigen keinen grossen Reichtum. Eine Blattwelle und mehrere Bandverschlingungen, das ist alles (Fig. 21—25, 27). Aber sie zeichnen sich

---

[1]) Vgl. Th. v. Liebenau, Anzeiger für schweiz. Altertumskunde, 1880, S. 80; Vetter, Anzeiger 1886, S. 243.

[2]) Als ältestes Model müssen wir Nr. 36 betrachten, indem dieses Ornament auf der Deckplatte eines Doppelkapitäles von dem um 1250 erbauten Kreuzgang von S. Urban erscheint. Diese Verzierung kommt sonst nirgends mehr vor. Die Ornamente, die um 1265 im S. Urbanhof zu Zofingen verwendet wurden, sind oben bei der Besprechung der Funde von Zofingen aufgezählt; ebenso unter «Olten» die im Zielempenhaus um 1290 verwendeten Model.

[3]) Aus den Anmerkungen zum ersten Teile vorliegender Schrift entnehme man, dass unter den Funden von S. Urban selbst die meisten Model vertreten sind. An Verbreitung und Häufigkeit des Vorkommens steht das Palmetten-Ornament Nr. 12 in erster Linie; es findet sich in massenhafter Wiederholung zu S. Urban, Zofingen, Olten, Altbüron, Schnabelburg, Hägendorf, Wynau, Langenthal, Bechburg. Ihm zunächst folgt an Verbreitung und häufiger Anwendung Nr. 29, (S. Urban, Ebersecken, Zofingen, Altbüron, Schnabelburg, Bipp, Langenthal, Wynau). Ebenfalls sehr beliebt sind Nr. 3, 10, 16, 17, 18, 24, 30, 33, 35, 40, 64, 65, 67, 74, 82, 84. Selten, ja zum Teil unter den bisherigen Funden Unika sind: 4 (S. Urban), 5 (Altbüron), 6, 7 (S. Urban, Schnabelburg), 8 (Zofingen, Altbüron, Wikon), 14, 15 (Schnabelburg), 21 (Langenthal), 22 (Altbüron, Zofingen), 26 (Ebersecken, Langenthal), 31 (Zofingen, S. Urbanhof), 34 (Aarwangen), 36 (S. Urban), 41 (S. Urban), 42 (Grossdietwil), 43 (Aarwangen, Frieniesberg), 44 (S. Urban), 45 (S. Urban, Altbüron), 46 (S. Urban), 49 (Grossdietwil), 53, 54, 55, 58 (S. Urban), 62/61 (Altbüron, Zofingen), 68 (S. Urban, Zofingen), 69 (Fraubrunnen, Zofingen), 70, 72, 73, 80 (S. Urban), 71 (S. Urban, Altbüron), 78 (Langenthal), 83 (Zofingen, Altbüron).

durch vollkräftige Wirkung und markige Zeichnung aus. Sie scheinen mit Modeln eingepresst und dann mit dem Messer überarbeitet zu sein. Nur Funde von Altbüron, grosse Gesimsstücke nämlich und der zur Säulenordnung von S. Urban gehörende Kämpfer zeigen diese Art der Verzierung[1]).

Die zweite Gruppe von Ornamenten umfasst Model von mässig starkem, oft sogar sehr flachem Relief, das aus einer glatten Grundfläche heraustritt. Ihre Motive sind kleiner und zierlicher als die der ersten Gruppe[2]).

Die Formenwelt dieser Verzierungen schwelgt in allem, was die spätromanische Kunst zu ihren Dekorationen liebte. Wappen, Ranken, Blätter, Palmetten, Bandverschlingungen, Flechtwerk, geometrisch-lineare Figuren, Inschriften und Buchstaben, Kugeln, Rosetten, Damaszirungen, Fabelwesen und Unholde jeder Art, Tiergestalten der Natur und Ausgeburten toller Phantasie, religiöse Symbole und astronomische Zeichen, dann wieder launige Anspielungen auf Tierfabeln und zeitgenössische Dichtungen, all das vermischt sich in buntem Wechsel.

In Stil und Ausführung gewahren wir deutliche Verschiedenheiten. Die geringeren Model dürften vor allem als Arbeit einheimischer, weniger geübter Künstler angesprochen werden. Ihre Verwendung mit und unter den Ornamenten feinsten Stiles schliesst jedoch den Gedanken an spätere Entstehungszeit aus. Stilistische Verschiedenheiten äussern sich nach mehreren Richtungen. In der Behandlung des Reliefs zunächst finden wir bald eine rein plastische Durchbildung, das heisst eine Modellirung der Motive zu vollendeter Körperlichkeit trotz geringer Erhebung aus dem flachen Grunde, bald aber eine mehr lineare, zeichnerische Behandlung, die auf eingehendere Modellirung verzichtet[3]). Ungleichmässig ist auch die Zeichnung; hier elegante, sehr stilvolle, schlanke und eher etwas magere Formen, dort vollere Erscheinungen von weicher, oft energieloser Linienführung[4]). Aehnliche Unterschiede bietet die Behandlung der Oberflächen. Während bei vielen Modeln die Band- und Blattmotive aufs zierlichste und feinste durch kleine Punkte, Rauten, Kügelchen und Zellen belebt und die Tiergestalten mit Federn, Haaren und Punkten detaillirt sind, begnügte man sich

---

[1]) Ähnliche Behandlung, ohne glatten Reliefgrund, hat auch das unter Nr. 44 abgebildete, kreisrunde S. Urbaner Ornament.

[2]) Diese grosse Gruppe von Ornamenten habe ich auf den acht beifolgenden Lichtdrucktafeln zusammengestellt. Sämtliche Ornamente sind im Massstab von 2/5 der natürlichen Grösse (0,4 : 1) wiedergegeben nach photographischen Originalaufnahmen des Herrn R. Breitinger-Wyder in Zürich. Als Originale dienten grösstenteils Abdrücke von Modeln, die in der Reparaturwerkstätte des Landesmuseums von A. Debret durch Abguss und Restauration nach den besterhaltenen alten Backsteinen hergestellt worden sind. Andere Verzierungen, von welchen das Landesmuseum keine restaurirten Model erstellen liess, sind direkt nach Originalbacksteinen reproduzirt (Nr. 5, 8, 14, 15, 21, 23, 24, 25, 26, 32, 34, 35, 41, 43, 55, 58, 71, 72, 73, 78, 84, 87 89, 91—94). Drei Ornamente, von denen ich entweder keine Originale oder nur ganz kleine Fragmente zu Gesicht bekam, sind der Vollständigkeit wegen nach Hammann reproduzirt (6, 7, 31 = H 41, 42, 103). — Zur Herstellung dieser acht Tafeln sind Backsteine des Landesmuseums und der Sammlungen von Aarau, Bern, Luzern, Olten und Solothurn benutzt worden.

[3]) Charakteristische Proben der ersteren Art: Nr. 1, 2, 3, 29, 30, 33, 35, 57, 63, 64, 68, 69, 74—77, 80—82. Belege der zweiten Art: 10, 17, 34, 38, 65—67, 52, 84—86.

[4]) Man vergleiche einerseits: Nr. 1—3, 29, 30, 35, 63, 64, 68, 69, 74—76, 80—82, andererseits: Nr. 28, 34, 38, 62/61, 65—67.

bei anderen mit sinnlosen, fast kindischen Strichlagen [1]). Greifbar deutliche Unterschiede treten uns auch in der Komposition entgegen. Es gibt Model von geschmackvollster, wohldurchdachter, klassisch schöner Anordnung der Motive, gleich vollendet im Verhältnis zwischen Rahmen und Füllwerk, wie in weiser Ausnutzung des Raumes und elegantem Fluss der Linien; andere aber entbehren einer künstlerisch angelegten, besonnenen Komposition, und ihr Raum ist ausgefüllt wie es sich eben traf [2]). In der Ausführung endlich wechseln Model von feinstem, meisterhaft sicherem Schnitt, Erzeugnissen von Goldschmiedekunst vergleichbar, mit solchen von roher, grober Behandlung [3]). Wo all die angedeuteten Kriterien in mehreren Modeln konsequent übereinstimmen, dürfen wir mit voller Sicherheit auf die Arbeit einer einzigen Hand schliessen. Und das gilt gerade von den vorzüglichsten Proben [4]). In jeder Beziehung glänzt diese Gruppe durch hohe Überlegenheit. Körperhaft modellirende, nicht lineare Reliefbehandlung, hohe Eleganz der stilvollen, straffen Formen, feinste Detaillirung, wohldurchdachte, geschmackvolle Komposition und meisterhafter Schnitt vereinigen sich in diesen von hochbegabter Künstlerhand geschaffenen Modeln. Wohl mag es ein Fremder gewesen sein, der solche Perlen spätromanischer Dekorationskunst schuf. Auch unter den Modeln zweiten und dritten Ranges geben sich bestimmte Urheber oft in mehreren Exemplaren durch analoge Behandlung zu erkennen [5]); aber es will nicht gelingen, sämtliche Verzierungen auf eine bestimmte Zahl unterschiedlicher Hände zurückzuführen, indem sich die stilistischen Merkmale vielfach durchkreuzen.

Versuchen wir, die ganze Formenwelt im einzelnen zu überblicken, so widersteht das bunte Allerlei der Darstellungen einer Gruppirung nach inhaltlichen Rücksichten. Man teilt deshalb die Model am besten nach Grösse und äusserer Form ein.

A. Rechteckige Model von mehr als 40 cm Länge. Nr. 1 und 2. Wappenreihen. Die erste Reihe zeigt zwei Wappen gräflicher und fünf Schilde freiherrlicher Familien: Froburg, Nidau-Strassberg, Bechburg, Balm, Grünenberg, Kien, Utzingen. — Die zweite Reihe enthält die Wappen

---

[1]) Vgl. Nr. 1—16, 29, 30, 35, 37, 39, 59, 60, 64, 68, 74—76, 78—82, andererseits Nr. 7, 20, 34, 52, 84—86. Besonders charakteristisch ist die verschiedenartige Behandlung der kleinen Pflanzenblättchen.

[2]) Besonders charakteristische Beispiele ersterer Art: 1—5, 29, 30, 35, 39, 41, 43, 55, 57, 59, 60, 63—69, 73—82; dagegen: Nr. 34, 38, 46, 61, 62.

[3]) Siehe Nr. 1—3, 8—16, 29, 30, 35, 37, 39, 41, 59, 60, dann besonders 74, 75, 76, 79—83. Dagegen Nr. 34, 40, 58, 71, 72.

[4]) Einer einzigen Hand schreibe ich folgende besten Model zu: 1, 2, 3, 29, 30, 35, 41, 57, 63, 64, 68, 74, 75, 76, 80, 81, 82, 83. Bei der Behandlung der Oberfläche von Tieren ist die Anwendung einer dreieckig gespitzten Punze zur Andeutung von Haaren oder Federn für diese Hand charakteristisch. Weniger sicher, aber doch recht wahrscheinlich stammen von der nämlichen Hand: Nr. 8, 9, 15, 31, 32, 33, 43, 53, 54, 55, 56, 59, 60, 69, 70, 73, 78 (?), 79.

[5]) Gruppen analog behandelter Model sind:

a) Nr. 4, 5, 21—25.

b) Nr. 10, 16, 27, 37, 39, 56;

c) Nr. 17—20, 26, 28, 34, 38, 45—47, dazu wohl 52, 84—86;

d) 65—67, vielleicht auch 42;

e) 58, 71, 72.

von sieben Ministerialengeschlechtern, deren Namen über den Schilden bezeichnet sind; TORBERHC, IFENDAL, BVTTINCVN, DE ARWANG, DE EPTING, DE ROUDA, KIENBERCH. Elegantes Blattwerk füllt die Zwickel zwischen den Spitzen der Schilde. Die Felder sind teils glatt, teils damaszirt. Erinnern wir uns der bei Besprechung der Fundorte festgestellten Beziehungen einiger in diesen Wappenreihen vertretener Geschlechter zum Kloster S. Urban, so kann uns ihr Vorkommen auf diesen Modeln nicht befremden. Auch für die übrigen Familien können wir Verbindungen mit dem Kloster konstatiren[1]). Welchem besonderen Grunde aber die Entstehung dieser Wappenreihen entsprungen sein mag, bleibt ungewiss. Würde es sich schlechthin um eine Zusammenstellung von Guttätern des Klosters handeln, so sollten noch andere Familien vertreten

---

[1]) 1. a) Für die Froburg siehe oben den Fundbericht über Bipp.

b) Das Haus der Nidau-Strassberg erscheint in Beziehungen zu S. Urban in Urkunden von 1255 (24. September) und 1270, Januar, wo Herren von Strassberg als Bürgen von Verkäufen an das Kloster auftreten (Fontes rer. Bern. II 402, und II 736). 1288 (29. April) wird dem Kloster ein Vermächtnis der Gattin Rudolfs von Strassberg, Adelheid von Ifental, verbürgt (Solothurner Wochenbl. 1824, S. 439). Das Jahrzeitbuch von S. Urban (Mon. Germ. hist. Necrol. Germ. I 492) nennt Rudolf von Nidau als Guttäter.

c) Bechburg siehe den Fundbericht über Neu-Bechburg.

d) Balm siehe Altbüron.

e) Grünenberg siehe Schnabelburg.

f) Von den Herren von Kien erscheinen als Guttäter des Klosters S. Urban in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts Hugo (urk. nachgewiesen 1226 und 1228, Fontes II 76, 77, 86, 87) und sein Sohn Wernher (1233—1245). Dem Hugo von Kien und seiner Gemahlin Mechtild hatte das Kloster zugesichert, «wo sy innerthalb 1 tagreiss sturben, dass wir sy by uns begraben solten mit gantzer bruderschaft» (Urbar II des 15. Jahrhunderts, Fontes II, 52, 53). Im Jahrzeitbuch (l. c.) wird ein Philippus de Kien als Guttäter genannt.

g) Die Freiherren von Utzingen standen mit S. Urban seit dem Ende des 13. Jahrhunderts in weniger freundlichen Beziehungen. 1255 verkauft Ortolf von Utzingen dem Kloster Güter (Weiss-Buch von S. Urban, vgl. Th. v. Liebenau, Anzeiger für schweiz. Geschichte, 1882, S. 53). 1261 gelobt Ortolf, sich in einem Streite mit der Abtei dem Spruche des von den Parteien bezeichneten Schiedsgerichtes ohne Widerrede zu unterwerfen (Fontes II, 532). Im Necrologium (l. c.) wird zum 22. November ein Ortolf von Utzingen als Mönch von S. Urban genannt. Das Jahrzeitbuch erwähnt den Ortolf von Utzingen (gest. ca. 1280) und seine Gattin Elisabeth von Rüsegg als Guttäter; ebenso ihren Sohn Rudolf (1277). Man möchte daraus schliessen, dass auch die Utzingen ihr Erbbegräbnis in S. Urban hatten. — Später aber entwickelten sich ernste Streitigkeiten, vergl. z. B. Urk. vom 23./29. Jan. 1301 (Fontes IV 49).

2. a) Die Thorberg erscheinen als Guttäter des Klosters um 1224; die Gemahlin Ulrichs von Porten, Hedwig von Falkenstein, stiftete damals eine Jahrzeit in S. Urban (Urbar II, Fontes II 57). — Die Namensform Thorberg erscheint statt den älteren Formen «de Porta» und «de Tore» zum ersten Male im Jahre 1251, im Siegel Albrechts († S. ALBRECHTI. DOMINI. DE. TOREBERCH). Frdl. Mitteilung von Staatsarchivar Dr. R. Durrer.

b) Die Ifenthal hatten in S. Urban eine Familiengrabstätte und sind als Guttäter des Klosters durch mehrere Gütervergabungen beglaubigt: Um 1200 und 1220 Wernher von Ifenthal (Urbar II, Fontes II 53; Urbar I, Fontes II 50) das Jahrzeitbuch (l. c. 496) verzeichnet ihn und seinen Sohn Gottfried. Heinrich von Ifendal (gest. ca. 1281) erscheint ebendort als Guttäter; 1281, 19. Februar, vergabt Sophie, Heinrichs Gattin, ein Gut an S. Urban (Soloth. Wochenblatt 1824, S. 231); ebenso 1289, 13. November, Margaretha, Witwe Ulrichs von Ifenthal, mit Zustimmung ihrer Kinder (Kopp, Gesch. II, 519). 1288, 29. April, vergabt Heinrich von Ifental, Chorherr und Custos (Thesaurarius) zu Zofingen mit Zustimmung seiner Brüder Johannes und Hermann an S. Urban, wo seine Vordern begraben liegen, eine Schupose von seinem elterlichen Erbe in Tiefenthal. Zugleich verbürgt er als Vermächtnis seiner verstorbenen Schwester Adelheid, Gattin Rudolfs von Strassberg, die Aus-

sein [1]). Sollten die Reihen etwa zur heraldischen Ausstattung einer Begräbniskapelle der dargestellten Geschlechter entstanden sein, um dann später, als die Model einmal vorhanden waren, zum Schmucke beliebiger Backsteine verwendet zu werden [2])? Sicher ist, dass diese Wappen zahlreich und an verschiedenen Fundorten vorkommen [3]). Sie erscheinen häufig bruchstückweise auf kleineren Steinen, deren Flächen zur Aufnahme der vollen Reihen nicht hinreichten [4]). Es fällt auf, dass die Wappen unter den sonst so überaus reichhaltigen Funden von Altbüron und auf den Backsteinen des S. Urbanhofes in Zofingen (1265) fehlen. Für eine genauere Datirung innerhalb der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts gibt es keine bestimmten Anhaltspunkte; aber augenscheinlich waren diese Wappenmodel um 1280 in Gebrauch [5]). — Nr. 3, ein Model von vollendet schöner, klassischer Komposition zeigt fünf Fabelwesen, die in ähnlicher Form auf anderen Verzierungen noch öfters wiederkehren: in der Mitte das in Cisterzienserklöstern als beliebtes Symbol wohlbekannte Meerweibchen, links davon Greif und Einhorn, rechts Löwe und Drache [6]). Vierpässe, die aus einem verschlungenen Bande gebildet sind, umschliessen die Gestalten und lassen in den Zwickeln Raum für elegantes Blattwerk.

B. Rechteckige Model von 11—40 cm Länge, einige mit konkaven Schmalseiten. Nr. 4—36. Gewöhnlich zur Verzierung von Bogenkeilen und kleineren Schichtsteinen (Typen XXIV—XXXI) verwendet. Palmetten, mit zierlich gegliederten Bändern oft zu klassisch schönen Kompositionen

---

zahlung einer Summe Geldes an das Kloster (zwei Urk. dat. Zofingen 29. April 1288, Soloth. Wochenblatt, 1824, S. 437, 438).

c) Büttikon, siehe oben den Fundbericht über Schloss Wikon.

d) Aarwangen, siehe den Fundbericht über Aarwangen.

e) Die Eptingen erscheinen als Donatoren des Klosters im Jahrzeitbuche (Annivers. S. Urbani, Mon. Germ. hist., Necrol. Germ. I 494); 1255 schenkt Wernher von Eptingen, Chorherr in Zofingen, dem Kloster S. Urban sein ganzes Erbgut (Urkundenbuch der Landschaft Basel, ed. Boos I 47 n. 75, dazu Urbar II von S. Urban, Fontes II 59), auf dessen Successionsrechte auch sein Bruder Johannes, Chorherr zu S. Peter in Basel, verzichtet (ibid. I 47, Nr. 76).

f) Zwischen den Herren von Rued (Ruda) und dem Kloster S. Urban sind mir keine Beziehungen bekannt, wozu übrigens bemerkt sei, dass urkundliches Material über dieses Geschlecht sehr spärlich vorhanden ist.

g) Von den Kienberg ist wenigstens eine Vergabung aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts bekannt (Urbar von S. Urban II, Fontes II 55). Sodann erscheinen im Jahrzeitbuch als Wohltäter des Klosters: domina Anna de Kienberg (25. Mai), Goetfridus de Kienberg miles (31. August), Jacobus de Kienberg miles (8. Oktober).

[1]) Besonders vermissen würde man dabei das Wappen der Herren von Kapfenberg. Arnold von Kapfenberg, der den Grund des späteren Gotteshauses und andere Güter geschenkt, tat dies «mit dem pact oder geding, dass sy wurden geheissen und werend die furnemisten stifter diss gotzhuss, und dass inen sol beschechen als den stifftern der clœster unsers ordens» (Urbar II, Fontes II 53').

[2]) Möglicherweise war ja gerade jene mit den Wappen geschmückte Grabplatte, wovon ein Fragment erhalten ist (Fig. 6), ein gemeinsames Epitaph von Gliedern jener Geschlechter; diese Vermutung könnte durch den Schluss der Inschrift (tum VLO SOCI) einigermassen gestützt werden.

[3]) S. Urban, Ebersecken, Zofingen (Haus Nr. 282, das wahrscheinlich von 1280 stammte; dagegen nicht im S. Urbanhof von 1268), Schnabelburg (resp. Grünenberg), Bipp, Langenthal, Wynau.

[4]) Beide Wappenmodel sind vollständig abgedruckt auf dem Fensterchen aus dem Hause Nr. 282 in Zofingen (Fig. 50).

[5]) Siehe die Daten des Klosterbaues zu Ebersecken und die wahrscheinlich auf 1280 fallende Entstehung des Hauses Nr. 282 in Zofingen.

[6]) Auf ikonographische Studien und die Erklärung symbolischer Bedeutung solcher Figuren, sowie auf literarische Nachweise kann ich hier nicht eintreten. Einige gute Notizen gibt F. Vetter, Anzeiger für schweizerische Altertumskunde, 1886, S. 243 u. f. Von geringem Werte und zum Teil sehr irrtümlich sind die ikonographischen Ausführungen bei Hammann.

vereint, bilden das Hauptmotiv einer ersten Gruppe (Nr. 4—16). Pflanzenblätter (Nr. 17) und lineare Muster führen sich ein (Nr. 20, 21), und in Bandgeflechten, deren Riemen bald mit Kugeln besetzt, bald mit Zellen belebt, bald fischgrätförmig gegliedert sind, bietet sich eine Auswahl der schönsten Ornamente (Nr. 18, 19, 22—25). Eine von wenig geschickter Hand geschnittene Inschrift (Nr. 26), die auf den ersten Blick rätselhaft scheint, erklärt sich auf einfachste Art, wenn wir sie rückwärts lesen. Der Modelschneider sollte ein Alphabet darstellen. Nachdem er bei dem vierten Zeichen schon eines vergessen und bei zweien (B und F) die Darstellung in negativem Schnitt vernachlässigt hatte, fieng er von vorne an und stellte nun, um nicht aus dem Geleise zu geraten, die Buchstaben zwischen zwei Hülfslinien. Nach der zweiten Zeile schaltete er ein filigranartiges Ornament ein und gab in der letzten nach dem falsch geschnittenen Z noch die Varianten von drei Buchstaben (A, M, U) an. — Eine weitere Gruppe rechteckiger Model zeigt Darstellungen von Tieren und Fabelwesen (Nr. 27—36). Ein Basilisk ist von der Inschrift «BASILISCVS FERA PESSIMA» begleitet (Nr. 27); über zwei mit den Hälsen zusammengekoppelten Vögeln, deren Schwänze in Blattwerk endigen, erscheint der rätselhafte Name NICLOAVS (Nikolaus) (Nr. 31). Vier phantastische Fabelwesen, jedes von einem schmalen Bande kreisförmig umschlossen, umrahmt die Inschrift « GOT • GECHVF • AN • MENCHEN • RAT • TIRE • UOGEL • VISCH • IN • MENCHEN • WAT •» (Gott schuf ohne Menschenrat — oder: ohne manchen Rat — Tiere, Vögel, Fische in Menschengestalt — oder: in mancher Gestalt). Von besonders schöner Komposition sind zwei Model, deren eines (Nr. 29) die von Kreisen umschlossenen Gestalten von Adler, Teufel und Löwe zeigt, während das andere (Nr. 35) paarweise einander zugewendet die öfters in ähnlicher Form wiederholten Figuren von Einhorn und Panter, Greif und Drache schildert. Die Darstellung eines Huhnes (Nr. 34) fällt dagegen durch höchst primitive Form auf. Ein besonders einfach und streng komponirtes Model von altertümlicherem Stile, das drei von Kreisen umschlossene Tiergestalten — Drache, Löwe und zwei vor der Paarung die Hälse verschlingende Vögel — zeigt, findet sich nur ein einziges Mal verwendet, auf der Deckplatte eines Doppelkapitäles von S. Urban nämlich, wo es offenbar als Probe der Verzierungstechnik gedient hat (Nr. 36).

C. Dreiecke, Trapeze, rechtwinklige Trapeze, Kreise, Rauten. Nr. 37—51. — Fig. 52 gibt als Nr. 39a eine Verzierung rohen Stiles wieder, die sich nur im S. Urbanhof in Zofingen fand [1]). Von den zwei Modeln, die als Grundform ein rechtwinkliges Trapez zeigen, hat die Darstellung des Wolfes in der Schule (Nr. 38) schon längst besonderes Interesse erregt [2]). Die Worte «Magister herroris» (= erroris), «Lupus» und «Lamp» bezeichnen die drei dargestellten Wesen. Vor dem aufgeschlagenen ABC-Buche sitzen ein Mönch und der in eine Kutte gesteckte Wolf einander gegenüber; statt ins Buch zu schauen, sieht sich der Wolf nach einem Lamme um, und illustrirt die Wahrheit, dass Bildung und Unterricht rohem Naturtrieb nicht zu begegnen vermögen. Der nämliche Gegenstand ist auch aus Literatur und Sprichwörtern des Mittelalters bekannt. — Unter den kreisförmigen Modeln treffen wir wieder die bekannte Darstellung des Meerweibchens, umschlossen von dem Bibelspruche ✠ EG[O ✠ D]ILIGEN[T]ES ✠ ME ✠ D[ILIG]O ✠ [3]), gefolgt von den fragmentarischen, rätselhaften Buchstaben C • N(?)O • F. (Nr. 41). Die übrigen Kreismodel,

[1]) Da mir der frühere Besitzer der Backsteine des S. Urbanhofes, Herr Imhof-Hauenstein, s. Z. nicht sämtliches Material vorwies, lernte ich die Verziernngen Nr. 39a und 56a erst nach der Erwerbung der Steine durch das Museum von Aarau kennen, als die Lichtdrucktafeln der vorliegenden Schrift schon hergestellt waren. — Gipsabgüsse hat mein Freund Dr. Walther Merz-Diebold in Aarau besorgt.

[2]) Siehe die literarischen Nachweise von F. Vetter, a. a. O.

[3]) Lib. proverb. VIII, 17.

grössere und kleinere, erklären sich von selbst (Nr. 42—47); besonders originell ist der in flachem Relief hübsch modellirte Elefant (Nr. 42).

D. Quadrate grösseren Formates (Seiten über 12 cm lang). Nr. 53—71. Zunächst zwei damastartig in zwei Flächen gehaltene Model mit grösserer Zeichnung, die ausnahmsweise vertieft erscheint: ein ornamentales Muster und ein prachtvoll stilisirter Adler (Nr. 53, 54). Man möchte vermuten, diese Model seien ursprünglich zur Dekoration von Bodenplatten hergestellt worden; man findet sie aber an Schichtsteinen von Türpfosten verwendet[1]). Ein auffallend naturalistisch behandelter Rosenzweig (Nr. 56a, Fig. 53) kommt auf einem leider sehr schlecht erhaltenen Backsteine aus dem S. Urbanhof in Zofingen vor. Ein von Kreis und Vierpass umschlossener, turmtragender Elefant (Nr. 55) findet sich auf einigen Bodenplatten. Durch Eleganz und schöne Ausführung zeichnet sich ein Bandgeflecht (Nr. 56) und eine originell in vier Kreise komponirte Zusammenstellung der Figuren von Hirsch und Löwe, Greif und Einhorn aus (Nr. 57), wogegen der «Wassermann» (Nr. 58) durch ebenso primitiven Schnitt auffällt, wie ein hockender Drache (Nr. 71). Als ornamentale Komposition von vollendeter Schönheit, die nahezu an Vorbilder des klassischen Altertums gemahnt, erfreut uns eine von Palmetten kreisförmig umschlossene Rosette (Nr. 59). Das folgende, ebenfalls hervorragend schöne Model (Nr. 60) ist offenbar nicht ganz vollendet worden, wie man aus einzelnen unausgefüllten Flächen schliessen muss. Eine derbe, ungelenke Hand hat zwei Darstellungen von im Mittelalter wohlbekannten Tierfabeln geschaffen (Nr. 62/61): den Fuchs, der sich listiger Weise tot stellt, um die Vögel anzulocken (Nr. 62), und den als Symbol der Liebe Christi zum Menschengeschlecht beliebten Pelikan, der die Brust öffnet, um die Jungen mit seinem eigenen Blute zu nähren. Dazu die Worte « PELLICANVS. ROSTRI »[2]). Zu den schönsten Modeln gehört eine Serie von Tierdarstellungen (Nr. 63—69): Adler, Löwe, Greif, Panter, Meerkatze, Einhorn und Adler als Emblem des Evangelisten S. Johannes.

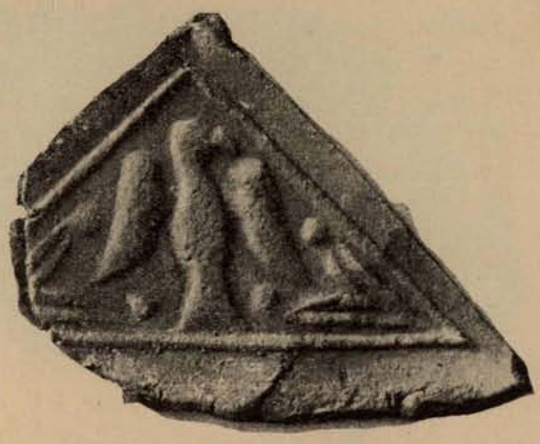


Fig. 52. Ornament Nr. 39a (vom S. Urbanhof in Zofingen). Massstab 2 : 5.

E. Kleine Quadrate und Rechtecke (Seitenlänge unter 12 cm). Nr. 73—83. Eine Reihe der zierlichsten und formvollendetsten Model, die gewöhnlich zur Verzierung der Fasen von Keil- und Schichtsteinen verwendet werden. Sie enthalten meistens Darstellungen von Tieren und Fabelwesen: zwei vor der Paarung sich verschlingende Drachen (73), zwei fliehende, hübsch in einen Vierpass komponirte Vögelchen (74), ein höchst elegant umrahmtes Wesen mit spitzem Judenhut und Drachenschweif, das man als Kentaur wird deuten dürfen (75), zwei zusammengekoppelte Vögel oder Drachen (76, das nämliche Motiv wie Nr. 31), ein Greif (77), ein schlecht

[1]) S. Urban, Landesmuseum, Inv. Nr. 7.

[2]) Durch ein Versehen sind auf unserer Taf. VII die Darstellungen 61 und 62 getrennt gegeben worden. Sie bilden in Wirklichkeit ein einziges Model: links der Fuchs (Nr. 62), rechts der Pelikan (Nr. 61). Die Deutung des Wortes Rostri ist nicht recht klar. «Pelikan des Schnabels» gibt keinen rechten Sinn.



Fig. 53. Ornament Nr. 56a (vom S. Urbanhof in Zofingen). Massstab 2 : 5.

ausgeführter, stehender Löwe (78), zwei sich gegenüber stehende, sphinxartige Wesen in zierlicher Umrahmung (80), ein ungemein elegant auf damaszirtem Grunde in einen Vierpass komponirtes Meerweibchen (81), eine ebenso zierliche Darstellung des Pelikans, der seine Brust öffnet (82). Den Schluss dieser Gruppe bilden ein sehr schönes, halb geometrisches, halb vegetabilisches Ornament (79) und ein zierliches Mödelchen, das in einem linearen Schema den dreifachen Anruf PATER ELOY GOT enthält (83)[1].

F. Blatt- und schildförmige Model. Nr. 84, 85, 86, 87, 52, 72. Während erstere keiner Erklärung bedürfen, sei für das Spitzschildchen mit dem Adler (Nr. 72) die Deutung als Wappen der Grafen von Froburg vorgeschlagen; rätselhaft bleiben in den oberen Ecken undeutliche Reste von Buchstaben oder Zahlen.



Fig. 54. Kleinste Ornamente (Stempelchen) der Backsteine von S. Urban. Massstab 1 : 2.

In Fig. 54 sind die kleinsten Verzierungen auf Backsteinen von S. Urban zusammengestellt, kleine Stempelchen, welche zur Ausfüllung des Raumes dienten. Die Anwendung dieser Stempelchen geschah verhältnismässig selten.

Diesen S. Urbaner Modeln ist die Abbildung einer Anzahl unedirter, mit den Werkstätten des Klosters nicht ganz direkt verbundener Ornamente beigefügt Nr. 88—92 stellen die eigenen, in der S. Urbaner Gruppe nicht vertretenen Model von Fraubrunnen dar. Nr. 93 und 94 sind die Verzierungen eines zu Aarau gefundenen Fenstersturzes, wovon die eine (Nr. 93, Elefant) frei nach Nr. 55 entworfen, während die andere (Nr. 94, Löwe) durch Abformen nach dem S. Urbaner Model Nr. 29 gewonnen wurde. Nr. 95 endlich gibt den wohl unter Anregung von S. Urbaner Vorbildern (Nr. 65, 77) entstandenen Greif auf Bodenfliesen von Kappelen (Kt. Bern) wieder.

[1]) Ein dreifacher Anruf Gottes. «Eloi» ist der Ausruf Christi am Kreuz (Marcus-Evang. 15, 34), vgl. Vetter, a. a. O., S. 246 N. 6.



I.

Über
Flachschnitzereien in der Schweiz.

Von

J. R. Rahn.

Als im Jahre 1881 die weiland Bürki'sche Sammlung unter den Hammer kam, hat ein kunstsinniger Edelmann eine Anzahl spätgotischer Friese erworben. Sie hatten bis 1878 die Zimmerdecke eines Hauses an der unteren Junkerngasse in Bern geschmückt, brave Arbeiten, die zudem in ihrem ursprünglichen Farbenschmucke erhalten waren. Neuntausend Franken betrug der Preis, um den sie der neue Besitzer erwarb [1]).

Was mochte ihn zu einem solchen Opfer bewogen haben? Gefallen am Werk und wohl auch der Gedanke, dass es ein seltenes sei. Diese Zierden reihen sich in der Tat dem Besten ihrer Gattung an; aber Raritäten sind sie darum noch nicht. Eine Umschau hätte gezeigt, dass es solcherlei noch viel und Gutes gibt.

Diese Proben belegen eine Kunst, die in kirchlichem und weltlichem Dienste, an Bau und Hausrat verwendet worden ist und manchem Meister Ehre machte. Sie hat in der Schweiz eine grosse Vertretung gefunden, kann aber doch nicht als eine spezifisch nationale gelten. Sie ist insbesondere im Tyrol vertreten [2]) und auch in Norddeutschland

[1]) Erinnerungen an die Bürkische Sammlung *(Rahn*, Kunst- und Wanderstudien aus der Schweiz, S. 343).

[2]) Der gründliche Kenner solcher Werke, Herr Prof. *J. Regl* in Zürich, versichert indessen, dass die dortigen Flachschnitzereien viel roher und auch phantasieloser als die schweizerischen seien.



2.

bekannt gewesen. An spätgotischen Häusern in Hildesheim kommt Flachschnitzerei an den «Windbrettern» vor, mit denen die Zwischenweiten der Traghölzer unter den überhängenden Stockwerken verschalt sind[1]).



3.

Schon in ältester Zeit ist dieser Zierat ein beliebter gewesen. Es genügt, an die alamannischen «Totenschuhe» und «Rehbretter» zu erinnern, und gleiche Machenschaft hat man sich wohl unter den «Wurmbildern» vorzustellen, deren das angelsächsische Beowulfslied bei der Beschreibung eines Schlosses gedenkt.

Kein Wunder übrigens, denn zu dieser Behandlungsweise forderte ja schon die Natur des Stoffes heraus. Bis ins XVII. Jahrhundert und vielleicht noch später ist unter den Zieraten unserer Holzhäuser der Schachbrettfries einer der beliebtesten gewesen, denn nicht leichter hätte ein anderer sich erstellen lassen. Auch zu Weiterem forderte dieses Schaffen heraus, denn ob der Künstler sich mit der Ausführung geometrischer Figuren begnüge, oder ob er reicheren Eingebungen folge, es ist stets dasselbe: ein keckes Schneiden und Abblättern der Stellen, aus denen sich die Zeichnung als ein glattes, aus der Oberfläche gespartes Relief erhebt. Es hat dann freilich Zeiten und Striche gegeben, wo ein anderes und ebenso leichtes Verfahren, der Kerbschnitt, die Oberhand gewann. Tröge im Museum von Sitten sind Belege dafür. Ihr Stil ist romanisch, aber gewisse Formen und die Inschriften deuten darauf, dass sie kaum vor dem Ablaufe des XIII. Jahrhunderts entstanden und somit Zeugnisse einer zurückgebliebenen Mode sind. Auch andere Arbeiten dieser Art bestätigen, dass im Wallis und in einzelnen Gegenden Graubündens der Kerbschnitt über das Mittelalter hinab an dem romanischen Formenwesen festgehalten hat[2]).

Es gibt keine andern Belege als die Jahrszahlen in Kirchen und Häusern, um den Zeitpunkt festzustellen, wann die Flachschnitzerei wieder zu Ehren kam. Das früheste bis jetzt bekannte Datum eines in dieser Technik ausgeführten Werkes — 1470 — trägt ein unlängst aus Disentis von dem Schweizerischen Landesmuseum erworbener Tisch.

[1]) «Windbretter» werden diese Füll- oder Schalbretter dort genannt, weil sie den Durchzug der kalten Luft zwischen den «Wellern» oder Bügen verhindern.

[2]) Vgl. meinen Bericht über Gruppe 38 «alte Kunst» der Schweizerischen Landesausstellung Zürich. Zürich 1884. S. 36.

4.

Dann folgt als zeitlich nächstes die Decke, die sich im Schiff der Kirche von Betschwanden im Kanton Glarus befand. Sie war mit der Jahrzahl 1487 und dem Meisternamen bezeichnet. Von nun an reiht sich Werk an Werk und bis zum Jahre 1572, dessen Datum ein in derselben Sammlung befindlicher Tisch aus Avers trägt, lässt sich die Übung dieses Kunstzweiges verfolgen[1]).

Nicht gleichmässig ist übrigens, soweit meine Kenntnis von den noch erhaltenen und sonst bekannten Werken reicht, ihre Verbreitung gewesen. Namhafte Lücken mag allerdings schon der Baueifer des XVII. und XVIII. Jahrhunderts erklären und noch mehr haben spätere Generationen gelichtet.

Nicht Eine Kirche mit Flachschnitzerei ist heute mehr in Freiburg, Solothurn, Uri und Thurgau zu finden, obgleich noch vorhandene Proben aus dem letztern Kantone beweisen, dass auch hier diese Kunst geübt worden ist[2]). Wenig ist auch aus dem Kanton Schaffhausen bekannt. Die namhaftesten Proben hat Zürich aufzuweisen; dann folgen Zug, Schwyz, Luzern und Unterwalden; auch im Kanton Basel ist etliches erhalten und nachgewiesen. Weiter folgen Aargau und Bern. Mit Neuenburg schliesst das Verbreitungsgebiet nach Westen ab, und nur Weniges ist aus dem Wallis bekannt.

Östlich sind sparsame Proben im Kanton St. Gallen und in einzelnen Teilen Graubündens zu nennen. Dann löst, vermutlich ihrer Billigkeit wegen, Malerei die Kunst des Schnitzers ab, wobei aber gewisse Zierden und Gliederungen die dem letztern geläufigen Motive wiederholen[3]). Erst im äussersten Osten, im Münstertale, taucht Flachschnitzerei wieder auf; hier weist sie auf den Zusammenhang mit der tyrolischen Schule hin.

Auf französischem und italienischem Sprachgebiete dagegen hat diese Kunst keinen Boden gefasst. Der herrschende Zierat ist das durchgeführte Relief, wozu sich im Tessin im Laufe des XVI. Jahrhunderts die Nachahmung von Intarsia und Malerei gesellt[4]).

Wohl bis zum XV. Jahrhundert ist die Ausstattung der Gemächer in Burgen und Stadthäusern einfach gewesen. Zum Wandschmuck diente Malerei, während Teppichwerk die Ausrüstung zur Winterszeit versah. Die Decken waren Balkendielen mit derben Unterzügen, die gleich den Füllbrettern mit Ornamenten, oder wohl auch mit

[1]) Die jüngste mir bekannte Probe von Flachschnitzerei ist ein kleiner 1725 datirter Schrank aus Flims, der Ende 1896 dem schweizerischen Landesmuseum zum Kaufe angeboten wurde.

[2]) Bezüglich des Einzelnen sei auf die Zusammenstellungen in der Beilage Nr. 1 verwiesen.

[3]) So an den Kirchendecken von Arosa, Bergün, S. Johann bei Celerina, S. Sebastian von Igels, S. Maria bei Pontresina und Wiesen. Eine grosse Rolle spielt an diesen Decken die Heraldik.

[4]) Eine Aufzählung solcher Werke findet sich im Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1887, S. 26.

5.

heraldischen Schildereien bemalt gewesen sind[1]). Verfeinerter Schmuck kam erst im Zeitalter der Spätgotik auf, denn kaum vor dem XV. Jahrhundert möchten die ältesten Zimmerausrüstungen entstanden sein, die in vollständiger Vertäferung der Wände und Decken mit durchgeführter Gliederung und Schnitzwerk bestehen. Dieses letztere ist vorerst als ein volles Relief behandelt worden, wobei das Maasswerk, bald aus dem Kerne geschnitten, bald in durchbrochener Arbeit, auf farbige Unterlagen applizirt, die im Steinbau übliche Profilirung erhielt.



6.

Kaum vor der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts ist endlich die Ablösung durch Flachschnitzerei erfolgt. Man weiss, welchen Aufschwung seit damals das bürgerliche Dasein nahm, wie glorreiche Siege und der hie und da schon erblühende Handel dem Wohlstand riefen, wie in seinem Gefolge eine Vermehrung und Verfeinerung der Bedürfnisse Platz zu greifen begann, und die Lust, die Grösse der Gegenwart zu feiern auch im künstlerischen Treiben ihren Ausdruck empfing.

Die Zahl der Kirchen, die aus der Wende des XV. und XVI. Jahrhunderts stammen, ist Legion, und nicht minder gross ist die Summe weltlicher Bauten, welche damals teils von Grund aus erbaut, teils mit neuen Zutaten und Verschönerungen ausgestattet worden sind. Nun ist es begreiflich, dass aufwändiger Schmuck hiebei nicht überall entfaltet werden konnte, und so mag denn eben als Ersatz dafür die Flachschnitzerei gewählt worden sein, ein Verfahren, das leicht und billig war und gleichwohl eine ausgibige Entwicklung dekorativer Reize gestattete.

Wo volles Relief und Maasswerk verwendet sind, ist meist auch eine monumentalere Deckenform gewählt: runde und spitzbogige Tonnengewölbe kamen sowohl in Kirchen wie in weltlichen Bauten vor[2]); als flache Tonnen mit dicht aneinander gereihten Unterzügen stellen sich die Dielen dar, die im St. Gallischen als «Schossdecken», in

[1]) Chambre de Torture im Schlosse Chillon; Copie des Zimmers im Hause zum Loch in Zürich im schweiz. Landesmuseum; Haus zum Spiegel in Diessenhofen.

[2]) Spitzbogige Tonnen über dem Chor der Augustinerkirche in Zürich, dem Schiff der Kirchen von Valangin, Noveville und Curtilles; mit rundbogigen Holztonnen waren vor dem XV. Jahrhundert die grossen Säle des Schlosses Chillon überspannt und gleiche Decken haben die Kirchen von Oberwyl und Zweisimmen im Simmenthal.

7.

Stein a. Rh. als «Riemendecken» bezeichnet werden. Mit reichem Rippenwerk, nach Art eines Sterngewölbes, war die flache Decke des südlichen Querflügels in der *Klosterkirche* von *Muri* unterzogen und kommen dergleichen noch jetzt in dem sogenannten *Tschekenpürlin-Zimmer* der *Karthause* von *Basel* und einem Saale des *Schlosses Arbon* vor. Noch häufiger, in einem anstossenden Saale desselben Gebäudes, in der *Schmiedstube zu Zürich* und in Zimmern des *Coraggioni-d'Orelli*'schen *Hauses in Luzern* und der sogenannten Abtswohnung im *S. Georgenkloster zu Stein a. Rh.* ist das Rippenwerk zu rautenförmigen Bildungen verwendet.

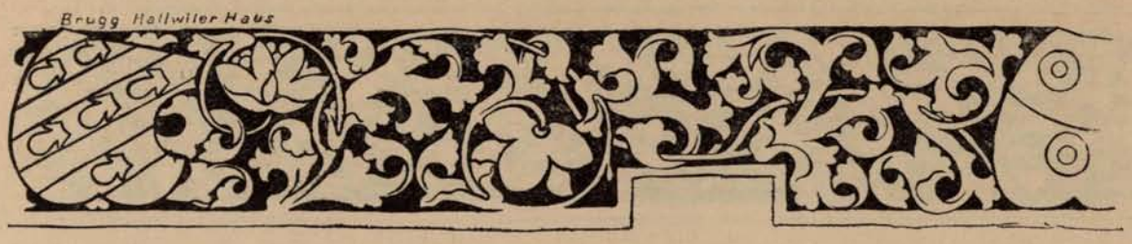
Alle diese reichen Kombinationen treten nun, wo Flachschnitzerei mit Konsequenz verwendet worden ist, zurück. Eine Ausnahme hievon macht nur der grosse Saal im *S. Georgenkloster zu Stein a. Rh.*, wo schmale Rundtonnen die Längsbalken verbinden und mögen zu den komplizirteren Konstruktionen die gewalmten, d. h. einfach oder doppelt von dem flachen Scheitel abgeschrägten Holzdecken gerechnet werden, die indessen nur selten verwendet worden sind [1]). Regel ist jetzt die flache Holzdiele geworden, selten aus Schrägbrettern [2]), sondern zumeist aus langen Planken zusammengesetzt, deren Fugen aufgenagelte Leisten decken. Diese letztern sind, wo sie mit den Querborten oder dem Hauptrahmen zusammentreffen, durch frei geschnitztes Maasswerk verbunden, das sich zumeist von einer farbigen Unterlage, bisweilen von Papier oder Pergament, abhebt. Eine flachgeschnitzte Bordüre rahmt das Ganze ein. Dieselbe Breite haben die Streifen, welche innerhalb des Rahmens die Unterabteilungen begrenzen, bald kreuzförmig, wodurch die Decke in vier oder sechs Felder zerfällt, während anderwo durch Querborten eine Gliederung in drei oder noch mehr hinter einander befindliche Abschnitte erfolgt. Oft sind diese Teilborten, wie der Hauptrahmen, mit Flachschnitzerei, manchmal aber auch mit durchbrochenem Maasswerk auf bunter Folie geschmückt.

So ist die Struktur und Gliederung der Kirchendecken beschaffen, während im Wohnbau wohl auch noch das ältere System der Balkendiele beibehalten blieb und sich die Anwendung der Flachschnitzerei auf Tür- und Fensterbekrönungen und die Friese beschränkt, die ringsherumlaufend den obern Abschluss der Wände bilden.

Nur ausnahmsweise scheint Flachschnitzerei als Wandschmuck verwendet worden zu sein. Auf eine besonders reiche und merkwürdige Ausstattung dieser Art lässt das

[1]) Schnitzdecken von Adelboden, Arosa, frühere Chordecke der Barfüsserkirche in Basel, Blumenstein, Mösli, Stoss (Appenzell), Tenna. Ohne Verzierungen in den Kreuzgängen von Rathhausen und Wettingen.

[2]) Das einzige mir bekannte Beispiel einer solchen Konstruktion ist die Decke des Schiffes der Kirche von Büren im Kanton Bern.



8.

Bruchstück einer Täferung aus dem *Schlosse Arbon* schliessen, das sich im Schweizerischen Landesmuseum befindet. Eine ganze Figurenreihe im Zeitkostüm scheint hier dargestellt gewesen zu sein. Ein zweites und wohl erhaltenes Beispiel bieten zwei Stuben, die mutmasslich die Gastzimmer des Dominikanerinnen-Klosters *Ötenbach* in Zürich waren und deren nunmehr in einem Raume vereinigter Schmuck dem Schweizerischen Landesmuseum gehört. Um so häufiger sind kleinere Bauteile, liturgische Einrichtungen und Möbel auf solche Weise geschmückt. Es gibt darunter Werke von aufwändiger Pracht (vgl. Beilage Nr. 2) [1]).



9.

Manche Meister, die solche Arbeiten schufen, sind uns aus Inschriften bekannt (Beilage Nr. 3). Sie haben sich in der Regel als «Tischmacher» verewigt, und es ist ihre Wirksamkeit oft an mehreren und selbst entlegenen Stellen beglaubigt. Der Älteste, der sich auf einem Werke, der 1487 datirten Decke in der Kirche von Betschwanden im Kanton Glarus, verzeichnet hat, ist ein Meister *Peter*, vermutlich der gleiche, der zehn Jahre später die des Schiffes von Matt im Sernfttale verfertigte [2]). — 1494 taucht der Name des Tischmachers *Hans Küng* auf, er stund an der Empore der Kirche von Meilen und mag demselben *Hans Küng* gehören, der 1520 die Decke der Schmiedstube in Zürich verfertigt und 1523 im Coraggioni-d'Orelli'schen Hause in Luzern gearbeitet hat [3]). Nur durch Werke, die aus dem Ende des XV. Jahrhunderts stammen und sich sämtliche im Kanton Zürich befinden, ist *Bläsi Wercher* von Basel bekannt. 1494 hat er in Hausen am Albis, ein Jahr darauf in Egg und 1497 in Erlenbach



10.

[1]) Nach gef. Mitteilung des Herrn *Dr. J. Zemp* soll bereits in der Vita Caroli des Rudolf von Ems (Msk. Nr. 302 der Stadtbibliothek von S. Gallen) ein mit Flachschnitzerei geschmückter Tronsessel abgebildet sein.

[2]) Meisternamen an Decken kommen allerdings schon früher vor: *Hans Wiederker*, Werkmeiser der Stadt, an der 1466 datirten, jetzt im schweiz. Landesmuseum befindlichen Decke der Ratsstube von Mellingen, und *Gregorius bugar von banitz* (Bungar von Panix?) an der ebendaselbst befindlichen Decke des Schiffes von S. Sebastian bei Igels (1495), doch ist diese nur mit Malerei und jene mit eigentlichen Reliefzierden geschmückt.

[3]) Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1879. S. 146 und 153.

11.

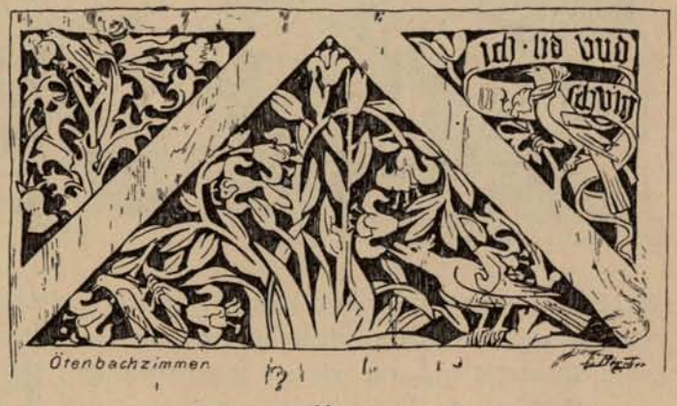
und Kappel gearbeitet. Als Mitbürger tritt gleichzeitig *Ulrich Bruder* auf, der in dem betreffenden Verdinge Ulrich Brůder, tischmacher von Costentz genannt, 1494 die Stuhlung der Chorstühle in der S. Peterskirche von Basel übernahm [1]). Er hat sich drei Jahre später, nun « vlrich bruoder von baſſel » genannt, als Verfertiger der Beinhausdecke von Sursee und wieder so 1504 im Schiff der Kirche von Muttenz verewigt. Zum letzten Male kommt sein Name in einem Vertrage von 1518 vor, durch den er die Erstellung des Laiengestühles im S. Peter zu Basel übernahm [2]).



12.

Wiederum öfters genannte Meister sind *Hans Winkler* und *Ulrich Schmid,* der erstere auf Kirchendecken in Kilchberg (Kt. Zürich) 1512; Hedingen 1513; Stallikon 1515, dem Beinhause von S. Michael bei Zug 1516 und Knonau 1519 erwähnt und letzterer auf solchen in Lindau (Zürich) 1519; Dürnten 1521; Mönchaltorf 1522 und mutmasslich, mit den Initialen HV und dem Datum 1522, auch in Dorf (Zürich) genannt.

Die Art der Ausführung, deren sich diese Meister beflissen, mag insgemein dieselbe gewesen sein. Das hiefür geeignetste Material ist Tannenholz, dem die Übung der Flachschnitzerei recht eigentlich angepasst erscheint, und das vornehmste Werkzeug ist, wie heute noch, der Geissfuss, ein einseitig von aussen zugeschliffenes Hohleisen von spitzwinkeligem Querschnitt, gewesen. Es lässt die leichte Führung lang und keck geschwungener Züge in gleichmässiger, nicht allzu grosser Tiefe zu und gewährt den weiteren Vorzug, dass die Zeichnung schräge Kanten erhält. Ihre Verbindung mit dem Grunde stellt sich darum weicher als die Führung mit senkrechten Kanten dar, welche dem erhabenen Werke ein trockenes, an Laubsägearbeit erinnerndes Aussehen gibt. Nur wo bei engen Windungen mit dem Geissfuss nicht beizukommen war, haben andere Werkzeuge, Hohl-



13.

[1]) *R. Wackernagel,* Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins N. F. Bd. VI. 1891. S. 308.

[2]) *R. Wackernagel,* l. c. 310.

14.

eisen mit halbrundem Schnitt oder Flacheisen gedient, es ist in diesem Falle die Kantung mehr senkrecht geraten.

Die Aushebung der Zwischenteile fand mit sog. Balleisen verschiedener Grösse statt. In edleren Hölzern — Birnbaum und Buche — hebt sich die Zeichnung vom glatten Grunde ab, die Wirkung ist darum eine mattere, als sie die Arbeit in Tannenholz gewährt, die durch blosses Heraussprengen des Zwischenwerkes eine zufällig bewegte, faserige Grundfläche erzeugt. Zuvörderst mag diese Behandlung gewählt worden sein, weil sie rascher und billiger als glatte Austiefung ist; aber bald erkannte man, dass sie auch ästhetische Vorzüge gewährt, indem die vielen kleinen und zufälligen Erhebungen dem Werke ein lebendiges, kerniges Aussehen verleihen.

In gleichem Maasse wie das Schnitzwerk will aber auch die Haltung und Quantität der Zeichnung der Natur des Materiales und der Technik angemessen sein. Es gibt Friese, die, nahe geschaut, durch Reichtum und Eleganz der Zierden überraschen, sobald man sie aber aus etlicher Ferne betrachtet, verworren, unruhig, kleinlich erscheinen und jegliche Einheit der Komposition vermissen lassen, während ländliche Arbeiten, die auf billige Weise grob und derb geschaffen sind, ihre dekorative Wirkung selten verfehlen. Auf solche Weise haben *Ulrich Schmid*, *Hans Winkler* und ganz besonders *Bläsi Wercher* gewirkt, welch letzterer unstreitig der interessanteste Vertreter seines Faches, ebenso geschickt als Komponist wie ein geschäftskluger Praktiker war [1]).



Ötenbachzimmer.

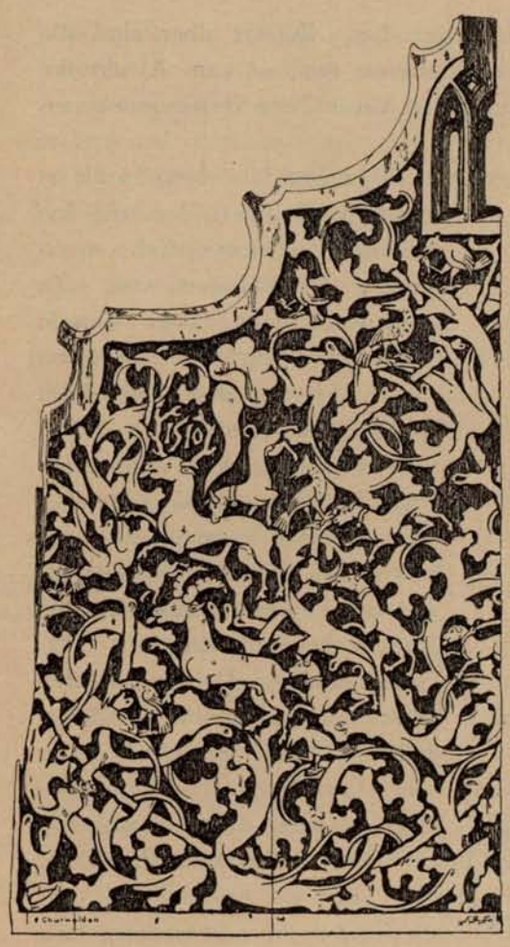
15.

Und als ob ein so flinkes, zügiges und keckes Schaffen auch die Phantasie geflügelt hätte, so ergibt sich, dass hier der üppigste Reichtum von Formen und Einfällen quillt. In dieser Hinsicht zeichnen sich unsere Flachschnitzereien besonders vor den

[1]) Nach gefl. Mitteilung des Herrn Prof. Jos. Regl in Zürich hat *Bläsi Wercher* ein glattes, schönes Rottannenholz verwendet. Seine Friese kennzeichnen sich ferner durch eine kecke Kehle, welche den oberen und unteren Rand begleitet.



16.

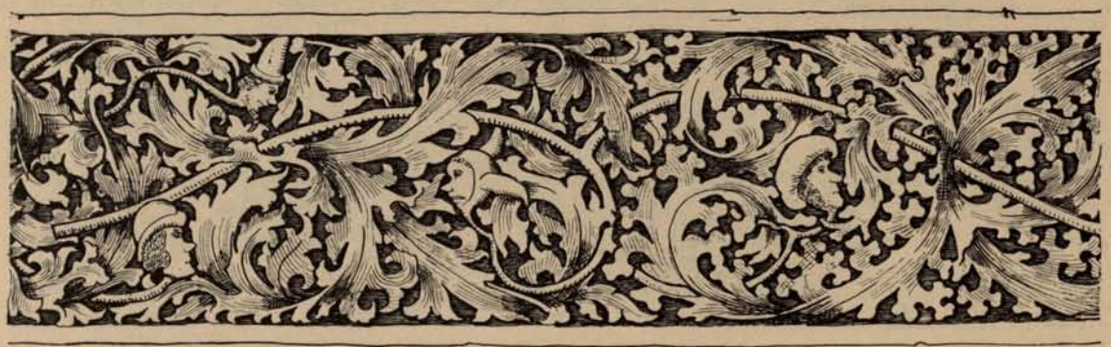


17.

welschen Zieraten aus. Hier sind Maasswerk — flamboyant — und wo es sich um die Belebung grösserer Flächen handelt, das sogenante «parchemin» fast ausschliesslich herrschend geblieben. Die Kraft der diesseitigen Meister hat sich umgekehrt in Blumen-, Ranken- und Laubwerk bewährt. Nur als durchbrochene Arbeit ist Maasswerk und auch nur selten ein lineares Ornament verwendet worden. Neben Pflanzengebilden nimmt figürlicher Zierat die erste Stelle ein.

Wunderbar hat sich die Beweglichkeit in unabsehbaren Erfindungen bewährt. Von der einfachen Dolden- oder Knospenreihe bis zum Gewoge, in dem sich die verschiedenen Pflanzenmotive, der Fuge vergleichbar, durchdringen und verschlingen, sind alle Stufen der Ornamentbildung verkörpert, bald in strenger Stilisirung und dann wieder in Erscheinungen, die mehr an das Naturalistische streifen [1]). Es kommt aber doch nur selten vor, dass solche Gebilde botanisch bestimmbar sind. Wie fein und eingehend die Beobachtung der wirklichen Dinge war, die Künstler sind der Natur fast immer nur soweit gefolgt, als hinreichend war, um ihr neue Formengedanken abzulauschen, hier Blumen und Blätter in ihrer spezifischen Schönheit und dort

[1]) Unter den mit Namen bekannten Schnitzern ist *Ulrich Schmid* derjenige gewesen, der den Realismus am rückhaltlosesten vertrat. Ausgesprochen naturalistische Pflanzenformen finden sich an den Täfern der Ötenbacher-Zimmer aus Zürich und an den ebenfalls im Landesmuseum befindlichen Friesen der Schnitzdecke aus der Kirche von Dorf im Kanton Zürich.



18.

die eigenartigen Bewegungen des Wachstums zu ergründen. Zuletzt aber sind die Gesetze gotischer Stilisirung doch wieder in Kraft getreten und so zum Ausdrucke gelangt, dass man sagen muss, es hätten edlere und der Natur ihrer Bestimmung angemessenere Zierden sich kaum gestalten lassen.

Es gilt dasselbe von den struktiven und abstrakten Bildungen, die ebenso mustergültig als Proben zweckdienlicher Behandlung, wie ansprechend durch die schlichte Schönheit unerschöpflich wechselnder Erfindungen sind. Zu den einfachsten, aber gerade darum mustergültigen Zierden dieser Art gehören diejenigen, welche die ehedem im Schiff der Pfarrkirche von *Aarau* befindlichen Wandstühle schmückten. Sie sind meistens aus geometrischen Figuren zusammengesetzt. Ebenso einfach wirkungsvoll sind die mit verschlungenen und rechtwinklig gebrochenen Bändern geschmückten Deckenbordüren im Schlösschen *Wartensee* im Kanton Luzern. Auch Gitterwerk und kleine Quadrate, aufrecht oder übereck in Perspektive gezogen, sind ein beliebter Zierat gewesen[1]). Der Konsolfries ist mit Erfolg in der Kirche von *Sissach* und ebendaselbst ein originelles Heckenmotiv verwendet worden. Gross und mannigfaltig ist auch die Auswahl von Bandmotiven und Schriftrollen, die bald mit anderen Ornamenten versetzt, bald ohne Zutat ihr originelles und elegantes Linienspiel oftmals in ganzer Länge der Friese entwickeln.



19.

In allen diesen Zierden prägt sich, wie dies ja auch der Zeit ihrer Entstehung entspricht, der Charakter der Spätgotik aus. Sie hat die Flachschnitzerei auch dann noch

[1]) Kirchendecken von Hedingen, Lindau und Maur im Kanton Zürich, Truhe im Besitze des Herrn Direktor H. Angst in Zürich und im historischen Museum in Bern; Deckenteile in der Remise ebendaselbst.



20.

beherrscht, als auf anderen Gebieten die Renaissance schon längst ihren Einzug gehalten hatte [1]). Nur sporadisch und schüchtern, obwohl schon verhältnismässig früh, geben sich Anzeichen des Neuen kund, ja gleichsam nur eingeschwärzt treten die ersten Renaissancemotive auf: drachenartige Gebilde an dem 1521 datirten *Ötenbachtäfer* im Landesmuseum zu Zürich [2]); ein Kandelabermotiv an der aus dem folgenden Jahr stammenden Decke des *Beinhauses* von *Steinen* [3]) und Blattkelche mit Beeren an einem undatirten Kirchenfriese aus *Windisch* [4]). Endlich, wohl noch vor der Mitte des Jahrhunderts, tritt der neue Stil an dem Friese einer Zimmerdecke in Kraft, die sich bis zum Jahre 1878 im Haus «zum *goldenen Hirschen*» an der Speisergasse in *St. Gallen* befand [5]). Man kann auch sehen, welcher Art die Vorlagen waren. Hier wie dort sind es die Zierleisten von Büchertiteln gewesen, die bekannten Pilasterkompositionen, aus Blättern, Fruchtdolden, Disken, Schilden und Kandelaberteilen gebildet, die der St. Galler Meister in naiver Weise auf ein waagrechtes Friesband übertrug.

Ein anderes Werk, das in zierlicher Form den frühzeitigen Einfluss der Renaissance verriet, ist leider nur noch aus Proben bekannt, die 1837 von dem



21.

[1]) Die Jahreszahl 1572 trägt ein mit ausgesprochen spätgotischer Flachschnitzerei geschmückter Tisch, der 1896 aus Avers, allerdings einem der entlegensten Talwinkel Graubündens, für das schweiz. Landesmuseum erworben worden ist.

[2]) Südwand, zweites Feld links von der Türe.

[3]) Am Südende der Mittelborte.

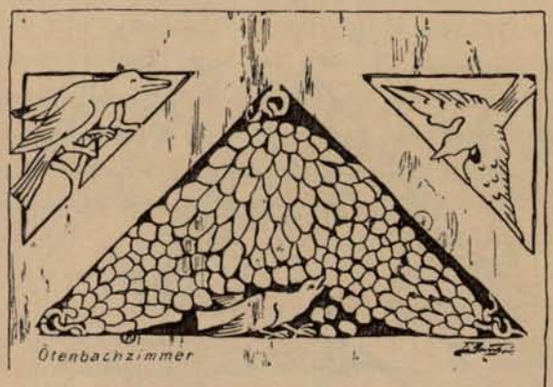
[4]) Schweiz. Landesmuseum.

[5]) Ein 1523 datirter, mit ausgesprochenen Renaissance-Motiven geschmückter Schrank im schweiz. Landesmuseum (abgebildet bei *G. Schneeli:* Renaissance in der Schweiz. München 1896. Tafel I) ist verdächtiges Werk.



22.

um die Sammlung zürcherischer Altertümer hochverdienten Herrn Ludwig Schulthess-Kaufmann gezeichnet worden sind[1]). Es war dies die Decke im Schiff des Kirchleins von *Truttikon* im Kanton Zürich. Sie mag in den Zwanzigerjahren des XVI. Jahrhunderts erstellt worden sein, denn im Mittelstücke waren, von Inful und Pedum überragt, die Schilde von Rheinau und des Abtes Heinrichs VIII. von Mandach (1497—1529) angebracht. Im Jahre 1857 ist dieses schmucke Werk zu Grunde gegangen, als ein Neubau an die Stelle des alten Gotteshauses trat[2]).



23.

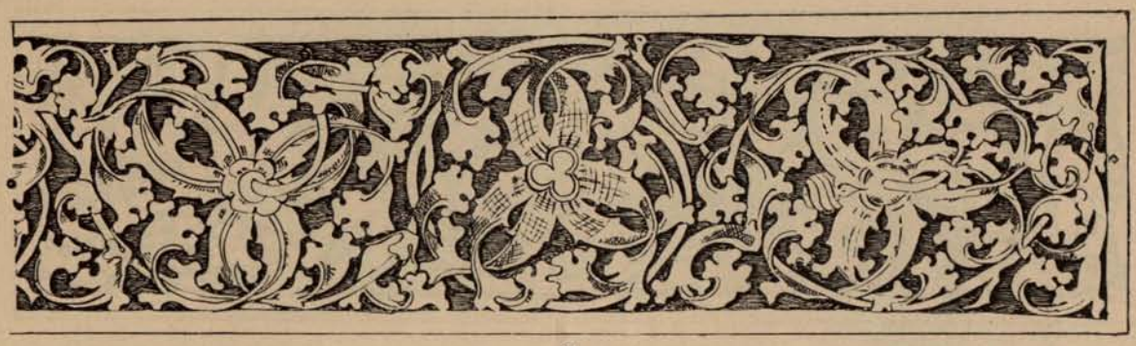
Durch einen längeren Zeitraum sind von den oben genannten Arbeiten die späteren Renaissancewerke getrennt: die 1537 datirten, im Landesmuseum befindlichen Deckenfriese aus dem 1894 abgebrochenen «Speicher» in *Sarnen* und eine ebendaselbst untergebrachte Decke aus *Neunkirch* im Kanton Schaffhausen von 1555. Diese, ein bäurisches Werk mit derb geschnitzten Borten, die zweimal ein Schildchen mit dem Werkzeichen des Meisters weisen, hatte bis 1888 einen Saal des «Hofes» geschmückt[3]). Als das jüngste mir bekannte Produkt ist endlich eine kleine Zimmerdecke zu nennen, die sich bis Ende der Siebzigerjahre in dem Hause des Herrn Forstverwalters Speck an der Untergasse (Altstadt) in *Zug* befand und jetzt dem Herrn Freiherrn Heyl zu Herrnsheim in Worms gehört. Von dem mittleren Kreisrund, welches das Wappen des Hausherrn, seinen Namen und das Datum 1578 enthielt, liefen vier mit Inschriften versehene Kreuzarme aus, die über den Wänden ihren Abschluss durch Halbmedaillons mit den Emblemen der Evangelisten fanden.

---

[1]) Sammlung im Besitze des Sohnes, Herrn Albert Schulthess in Zürich.

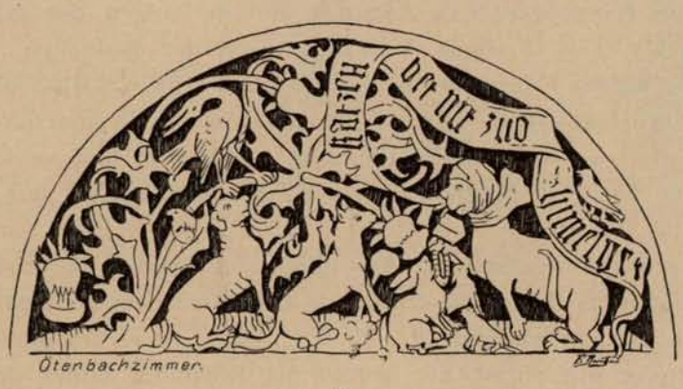
[2]) Anzeichen der Renaissance finden sich an den Chorstühlen der Kirche von Worb, an der Decke des Treppentürmchens im Rathause von Sursee, der Sakristeitüre von S. Niklausen im Melchthal und der 1535 datirten Decke des Beinhauses bei S. Oswald in Zug.

[3]) Anzeiger für schweiz. Altertumskunde. 1888. S. 133.



24.

Nur vom Zeichner und Schnitzer ist bisher die Rede gewesen. Es hat ihrer Kunst aber noch eine andere zur Seite gestanden, die Malerei, deren Mitwirkung in umfangreichem Maasse beansprucht worden ist. Durchgängig lässt sich ihr Ausfall nur an Arbeiten im bündnerischen Münstertale konstatiren; sonst hat das Schnitzwerk diese Unterstützung immer gefordert und sie in einer Weise erhalten, die wieder einen hohen Begriff von dem sichern Takte, dem feinen Geschmack und der Virtuosität der Alten erweckt.



25.

Um die Zierden in kecker Silhouette festzuhalten, sind die Zwischentiefen schwarz bemalt. Das hebt auch den Reiz der Farben, die sich mit dieser dunklen Folie zu einem Spiele von manchmal überraschender Kraft und Anmut verbinden. Es gilt hier dasselbe, was sich an den Schnitzereien bewährt: je einfacher und grösser der Maler verfuhr, um so sicherer und frischer stellt sich die Wirkung heraus. So fällt insbesondere bei ländlichen Arbeiten die geschickte Verwendung des Naturtones auf [1]). Namhafte Teile sind unbemalt; aber gerade dieses warme Braun stimmt prächtig mit dem Weiss zusammen, das die Übergänge vermittelt, ihrer Stumpfheit wehrt und die Kraft der übrigen Töne zu einer blühenden steigert. Mit einer Sicherheit, wie sie nur den Erfahrungen des Handwerkes und angeborenem Feingefühle entspringt, sind die Massen

[1]) Dorf, Hedingen und Knonau im Kanton Zürich; Kapelle im Mösli und Beinhaus von Sarnen in Obwalden.



26.

geführt und ihre Farben verteilt; verblüffende Kontraste aus Windungen und Umschlägen entwickelt und stets aufs rechte Ort und in der ihnen hiebei zukommenden Quantität die weissen Lichter gesetzt. Niemals herrscht Monotonie, immer Neues wechselt bald in der Grundstimmung, bald von einem Einfalle zum andern ab. Der schlichten Machenschaft entspricht es, dass die Palette eine beschränkte ist, Gold und Silber sind nie verwendet worden. Wunderbare Reize sind trotzdem entfaltet[1]), in gehaltener Feinheit an zwei Werken, die nicht mehr bestehen: an der 1508 datirten und 1878 abgetragenen Kapellendecke des *Kappelerhofes in Zürich*[2]) und derjenigen des Kirchenschiffes von *Maur*, von welcher Taf. II einen Ausschnitt nach der Aufnahme des verstorbenen Herrn Ludwig Schulthess-Kaufmann in Zürich wiedergibt. So hat diese Decke bis in die Sechsziger Jahre bestanden. Dann wollte so massvolle Anmut nicht mehr gefallen. Ein Maler übernahm es, für andere Stimmung zu sorgen, und er hat dies so dreist getan, dass ausser dem Unverwüstlichen, der Kraft und Schönheit der Zeichnung, nichts mehr zu loben ist.

Ein Meisterwerk polychromer Behandlung ist aber doch erhalten, eine kleine Kassettendecke, die 1893 dem schweizerischen Landesmuseum geschenkt worden ist. Sie hatte ein Gemach in dem weiland *bischöflichen Schloss in Arbon* geschmückt, aus dem sie um 1830 entfernt worden ist, um hierauf als Blindtäfer hinter den Tapeten eines Privathauses zu verschwinden. Gerade diese lange Verschollenheit hat nun aber dem Werke eine Frische bewahrt, die dem Zustand absoluter Erhaltung gleicht. Die flachgeschnitzte Ornamentbordüre ist ein Muster delikater Zeichnung und Malerei. Leisten teilen die von diesem Rahmen umschlossene Fläche in Quadrate ein, deren jedes eine grosse Rosette, umgeben von schräg aus den Ecken wachsenden Bouquets enthält. Nur in gravirter Arbeit sind diese Pflanzen ausgeführt und auf naturbraunem Grunde bunt

---

[1]) Herr Prof. *J. Regl* in Zürich konstatirt, dass selten Leimfarben, sondern meistens Temperafarben verwendet worden sind, weil diese sich sehr weich mit dem Holze verbinden. Zur Farbenbereitung wurden Eiweiss und Eigelb, bald gesondert, bald in gegenseitiger Mischung verwendet und diesen Substanzen wohl ein paar Tropfen Öl oder etwas Harz oder Honig zugesetzt. Blau zeigt meistens einen leichten Stich ins Grün, was von dem Zusatze von Eigelb herrührt.

[2]) Das Mittelstück und Reste der Kreuzborten werden im schweiz. Landesmuseum aufbewahrt; einen schwachen Begriff der ehemaligen Gesamtwirkung gibt die Abbildung in der kolorirten Ausgabe von *J. Arters* Sammlung zürcherischer Altertümer. Zürich, 1837. Nr. 307.



27.

bemalt. Einfach ist auch die Zeichnung, es wechseln wenige Typen ab. Wie aber mit so kleinen Mitteln gespielt, wie die Gegensätze bestimmter und gebrochener Farben entwickelt und immer geschickt und kniffig wieder ausgeglichen werden, wie endlich bei fast vibrirender Bewegung eine milde Harmonie in Form und Farbe doch wieder die Oberhand behält, das sind Erscheinungen, die recht eigentlich imponiren und den Beschauer immer und immer wieder zum Studium dieser Kleinwelt von Rätseln verlocken.



28.

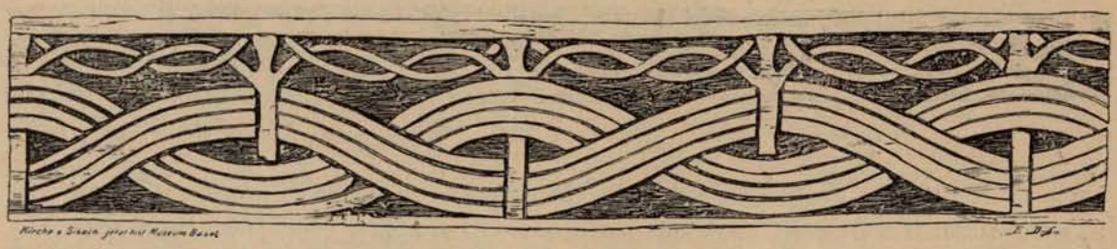
Ein ähnliches Werk von gröberer Ausführung ist die Decke, die 1890 aus dem *Mittlerhof in Stein a. Rh.* erworben wurde [1]). Die Rosetten sind in sog. gravirter Arbeit ausgeführt, die Eckstücke bloss gemalt. Die durch Schönheit der Zeichnung und unberührte Farbenfrische hervorragenden Friese sind vielfach mit Kopien nach den Originalien versetzt, weil man diese nicht zerschneiden wollte [2]).

Und wie ein so frisches und flinkes Schaffen die Phantasie in ihrem Fluge spornte, so reihen sich unsere Flachschnitzereien auch mit ihrem bildlichen Inhalte den freudigsten Werken des ausgehenden Mittelalters an. Das Seltsame, Schreckende und Wildphantastische hat im romanischen Zeitalter gefallen; dann kamen die sogenannten Drolerien auf, die in Miniaturen und dem Zierat der Chorstühle eine so grosse Rolle spielen, und wieder in neuer Gestalt haben die spätgotischen Meister ihre Launen und Scherze verkörpert. In den Flachschnitzereien besonders ist dies geschehen. Hier quillt und sprudelt die Phantasie. Diese Meister sind recht eigentlich Erzähler und Improvisatoren gewesen.

Gegen Ende der Fünfzigerjahre bin ich einmal auf einem Abendspaziergange der würdigen Haushälterin Ferdinand Kellers, der unsern ältern Herren noch wohlbekannten Jungfer Hafter, begegnet. Sie trug ein Fascikel geschwärzter Blätter zum «Weggen» hinab, wo damals die glorreichsten Tagsatzungen der Antiquarischen Gesellschaft gehalten wurden. Ich konnte mir's nicht versagen, einen Blick

[1]) Vgl. Anzeiger für schweiz. Altertumskunde, 1889, S. 282.

[2]) Von Übermalung wurde wie bei dem vorigen Werke gänzlich Umgang genommen. Neu sind die äusserste Felderreihe an der nördlichen und südlichen Schmalwand. Die alten Friesteile, an deren Stelle Copien traten, sind als Sammlungsgegenstände ausgestellt.



29.

auf diese seltsamen Papiere zu werfen. Sie wiesen sich als Facsimiles der Flachschnitzereien aus, welche die *Gastzimmer des Oetenbacherklosters* schmückten. Ich habe diese Werke seitdem nicht mehr vergessen und sie dreissig oder noch mehr Jahre später einigen Herren von der eidgenössischen Landesmuseumskommission gezeigt, der es denn auch gelungen ist, sie würdig in einer neuen Heimat zu bergen. Unter dicken Oelfarben waren diese Zierden fast unkenntlich geworden; nun sind sie gereinigt und durch Herrn Dr. Robert Durrer auch die Inschriften entziffert worden, die eine Reihe launiger Vorstellungen erläutern. Mit Ornamenten, die teilweise naturalistische Pflanzenmotive: Lilie, Erbse,



30.

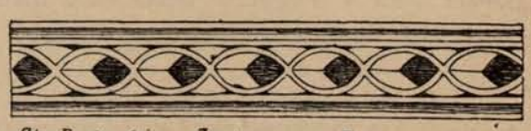
Narzisse zeigen, wechseln die Bilder in dem Oberteile des Wandtäfers und sie heben sich, wie jene, farblos aus dem schwarzen Grunde der bald dreieckigen, bald halbrunden Felder ab [1]).

[1]) Die jetzt in einem Raume vereinigten Täfer haben im Hochparterre des Hauses zwei Zimmer geschmückt. Gegenüber dem früheren Bestande ist auch der Raum durch Einschaltung einer glatten Attica erhöht. Die jetzige Decke, die ein einfach aber kräftig profilirtes Stabwerk in rechteckige Felder gliedert, wiederholt genau den Plafond, der sich in einem der beiden Zimmer befand und von Herrn Prof. Regl für gleichzeitig mit dem Wandtäfer gehalten wird. Die Decke des zweiten Zimmers mochte zu Ende des XVII. oder Anfang des XVIII. Jahrhunderts erstellt worden



Alte Deckenfriese Junkerngasse Bern.

31.



Alte Deckenfriese Junkerngasse Bern.

32.

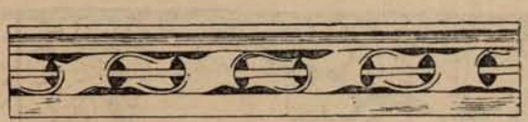


St Gallen Haus zum Goldenen Hirschen an der Speisergasse. jetzt im historischen Museum daselbst
Cop. v. F Gitzi April 1897

33.

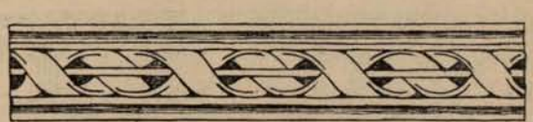
Zwischen Ranken und Blumen tummeln sich die Tiere, umwallt von Spruchbändern, welche die erläuternden Beischriften enthalten: « ich lid vnd schwig » lässt das Spruchband ein krankes Vögelein klagen, das einsam auf dem Zweige sitzt und ein Tuch um den Hals geschlungen hat. Dann wieder sieht man die ergötzliche Scene, wo ein Esel auf der Krone eines Baumes ruht und das Gefieder sich auf dem Rasen treiben muss: « wunder . ibe(r) . wunder . der . esel uf dem bom die fogel daruner ». Beim Hirschen, der vom Blumenstrauche nascht, indes sich ein Igel in seinen Hinterfuss verbissen hat, steht die Klage: « wie geren . ich . mich . der . blamen (sic!) wolt erneren ſo kan ich . mich . teſ . ygels nit . erweren ». Recht köstlich führt das Sprichwort: « katzenbet nit zuo himel geht » das Bild einer Katze aus, die sich ein Frauentuch um den Kopf geschlungen hat und hockend mit Paternoster und Betbuch in den Pfoten die vor ihr versammelte Gemeinde: Wiesel, Kaninchen, Fuchs, Hund und Vogel haranguirt. Andere Bilder stellen Bekanntes vor: Das Einhorn, das in den Schoss einer Gekrönten flieht, ist die dem Mittelalter geläufige Anspielung auf Marias unbefleckte Empfängnis gewesen; die Geschichte vom Fuchs und Storch, die sich als Gastgeber vexiren. Ein Rinderstar äst auf dem Rücken des Schweines, das von hinnen trottet, und darüber schleicht eine Katze bergan: « storch kum is mit mir . dice cpis . iſt bereit dier . ich iſ dier nitt uſſ der . gelten men . wurd . mich ſuſt ſchelt(en) det ich . das so wurd mier alle . welt katz ». Endlich die bekannte Szene, wo die Affen dem Krämer, der im Walde eingeschlafen ist, seine Siebensachen plündern. Auch andere Künstler haben dieselbe behandelt; am lebendigsten ist dies von Holbein auf der berühmten Tischplatte geschehen und in

sein. Die Türen beider Zimmer sind im Landesmuseum wieder aufgestellt und 1521 datirt. Die gleiche Jahreszahl befindet sich in einem Täferfelde an der Ostseite nahe beim Ofen. Das Täfer besteht aus Tannenholz; der schwarze Grund der Felder ist sicher belegt, es waren Spuren des alten Bestandes erhalten. Dasselbe gilt von der krönenden Kehle über dem Fries, von der ebenfalls ein Stück vorhanden war. Die Polychromie des Frieses dagegen ist neu, und ungewiss, ob ursprünglich solche vorhanden war. *Neue Zutaten* sind: an der Nordwand die beiden Felder zwischen den Fenstern und das äusserste Feld gegen Osten; an der Ostwand die beiden Schmalfelder zu äusserst im Norden und Süden; an der Südwand Feld 2 und 3 von Osten an; an der Westwand das zweite Feld von Süden an, die Superporte, sowie ein kleines Stück des krönenden Frieses.



Alte Deckenfriese Junkerngasse Bern.

34.



Alte Deckenfriese Junkerngasse Bern.

35.

ARCHIVO GENERAL DE ANDALUCIA



36.

Flachschnitzerei finden wir sie an der Kirchendecke von *Maur* wiederholt. Der Meister hat sie schalkhaft über der Empore angebracht, als mahnendes Exempel für Die, welche dort oben die Zeit des Gottesdienstes als Schlummerstündchen brauchen.

In der Schilderung des Tierlebens haben sich die Flachschnitzer überhaupt mit Vorliebe ergangen. Unter dem Raume, den das Oetenbach-Täfer schmückt, sind die Zimmer aus der Fraumünsterabtei gelegen. Hier kommt neben ungezähltem Gefieder eine Hirschjagd vor[1]); das Bild der Katze, die von dem Vorrat von Würsten und Fischen stiehlt, und des Käuzchens, welches die bösen Vögel necken. Auch diese Darstellung ist öfters wiederholt; im *Oetenbach-Zimmer* scheint sie der Meister als Hinweis auf die Klatschsucht gegeben zu haben: «ich besorg ds fogel giſchra», und ein andermal ist sie sogar als Anspielung auf die Juden erläutert, welche Pilatus um das Todesurteil über den Herrn bestürmen: «luog ich bit vch habend an diser straf gnůg» lässt sie den Landpfleger im Bilde der Eule sagen, worauf die sie umschwärmenden Vögel erwidern: «pilati (sic) es ist anders nutz, wir wend ....»[2]).

Noch ist nicht der «verkehrten Welt» zu vergessen, wo die Hasen auf den Jäger pürschen und den Erlegten am Bratspiesse drehen. Mit aller Ausführlichkeit ist dieses Treiben in dem Hauptsaale des *Basler Rathauses* geschildert, wo die Deckenfriese allerdings nicht bloss als Flachschnitzerei, sondern als wirkliches Relief behandelt sind[3]). In abgekürzter Form, wenn auch nicht minder launig, wiederholt sich diese Szene auf einem flachgeschnitzten Brett im *Museum von Zug*, das etwa zur Bekrönung eines Wandgelasses gedient haben mag[4]).

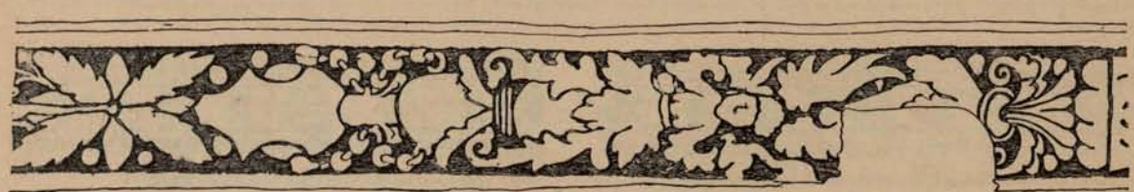
---

[1]) Hirschjagden auch an den Deckenfriesen der Kirchen von *Dürnten*, *Maur*, *Mönchaltorf* und *Weisslingen* im Kanton Zürich.

[2]) Diese Inschrift findet sich an dem schönen, spätgotischen Chorgestühl, das in der Pfarrkirche von Zofingen am Westende des Schiffes steht. Dieselbe Darstellung, aber ohne erläuternde Beischriften, ist wiederholt an den Deckenfriesen in den Kirchen von Maur, Weisslingen, einer Türbekrönung aus dem Hause zum «Rosenkranz» in Zürich und der ebenfalls im schweizerischen Landesmuseum befindlichen Superporte des grossen Fraumünsterzimmers.

[3]) *A. Burckhardt* und *R. Wackernagel*. Das Rathaus zu Basel. 1886. p. 44 u. f. mit Abbildungen.

[4]) *J. M. Hottinger*, Katalog der historisch-antiquarischen Sammlung im Rathause zu Zug. Zug, 1895. Nr. 152.



37.

38.

Anderes weist auf die Fabeln hin, die das Mittelalter den Tieren angedichtet hat: An den Friesen der Kirchendecke von *Mettmenstetten* erscheint der Löwe, der seine Welfen beleckt, und der Strauss, der den Nestlingen ein Hufeisen im Schnabel bringt; in *Dürnten* ausser dem Pelikan mit seinen Jungen der aus den Flammen entschwebende Phönix. Endlich ist noch eines Bildes zu gedenken, das sich ehemals in der Kirche von *Hausen am Albis* befand: «an der Tilly in dem Chor ist ein Mañ mit einer Kanten in der einten Hand, in der anderen ein Stotzen mit wyn und ein Weggen under dem arm haltend» berichtet Junker Hans Conrad Escher in seinen «Aufschriften zu Stadt und Land»[1]). Gewiss ist diese Figur nicht als Melchisedech, sondern als eine schalkhafte Anspielung auf irgend einen damaligen Gemeindegenossen zu deuten. Schlechtweg unenträtselt bleiben einzelne Szenen, die sich auf den Friesen des mittleren Fraumünsterzimmers im schweizerischen Landesmuseum befinden und auf alles eher denn geistliche Gedanken weisen.

Dass übrigens auch solche ihren Ausdruck fanden, geht aus mehrfachen Proben hervor. Die Evangelistenembleme schmücken die jetzt im Landesmuseum befindliche Kirchendecke von Dorf (Kt. Zürich), Heiligenbilder die von Mettmenstetten, Köniz und des Beinhauses von Steinen im Kanton Schwyz. Zweimal, in den Friesen der Schmiedstube von Zürich und des Corraggioni-d'Orelli'schen Hauses in Luzern hat Meister Hans Küng den Stammbaum Christi, die sog. Wurzel Jesse, dargestellt, und wieder so sind ausführlich, mit Beigabe erläuternder Nebenbilder, die Schrecken des jüngsten Gerichtes an der Chordecke von St. Stephan im Simmenthal geschildert[2]).

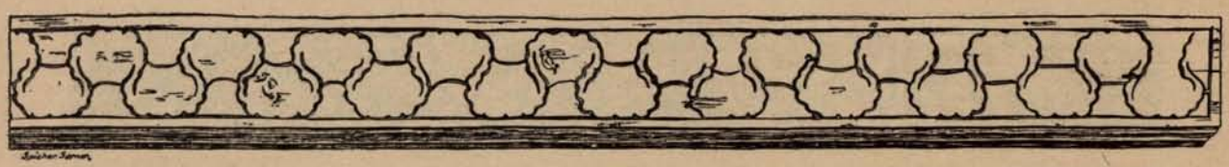
Heiligenbilder, die Darstellungen der Titularpatrone, sind wohl auch der gewöhnliche Inhalt der Mittelstücke gewesen, der viereckigen oder runden Tafeln, auf denen die Deckenteilung sich kreuzt. Es erklärt sich eben daraus, dass sie so selten geworden sind[3]); als konfessionelle Dokumente hat man sie aus den reformirten Kirchen entfernt,

[1]) Msk. J. 422. S. 70 der Stadtbibliothek Zürich. Ich verdanke die Hinweisung auf diese inhaltreiche Sammlung Herrn Privatdocent *Dr. E. A. Stückelberg* in Zürich.

[2]) Näheres darüber im Kalender «Der hinkende Bot». 1894. S. 88.

[3]) Noch vorhanden sind solche Mittelstücke an den Kirchendecken von Dürnten; Eriswyl (Kt. Bern); Mettmenstetten; Rupperswyl (Aargau); in Zug: Beinhäuser bei S. Oswald und S. Michael. Dasjenige aus der Kapelle

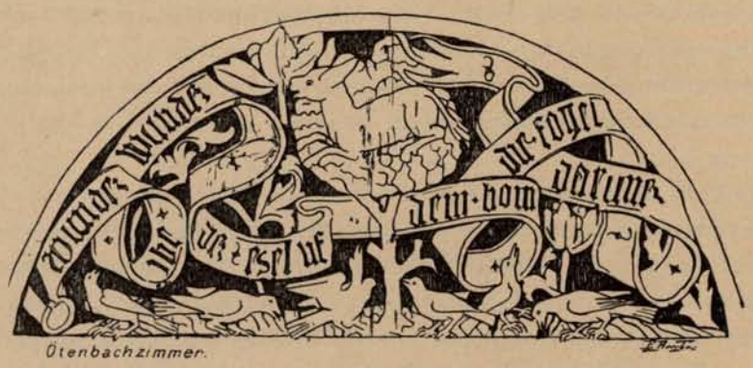
39.



40.

während gleichermaassen politische Stimmungen die eben so oft hier angebrachten Wappen hinwegdekretirten.

Die Flachschnitzer sind aber nicht nur formen- und farbenlustig, sondern auch recht gesprächig gewesen, so dass sich wohl so etwas wie eine Litteratur aus ihren Inschriften zusammenstellen liesse. Schon formell sind diese der Beachtung wert. So dicht und klein sich oft die Minuskeln drängen, immer treten sie scharf aus dem dunkeln Grunde hervor. Ebenso vornehme Proben stilvoller Kalligraphie sind unter den Kapitalinschriften

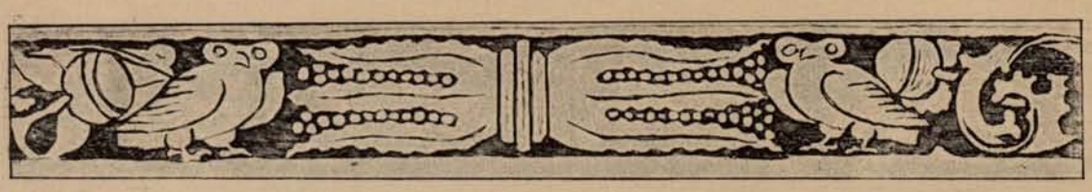


41.

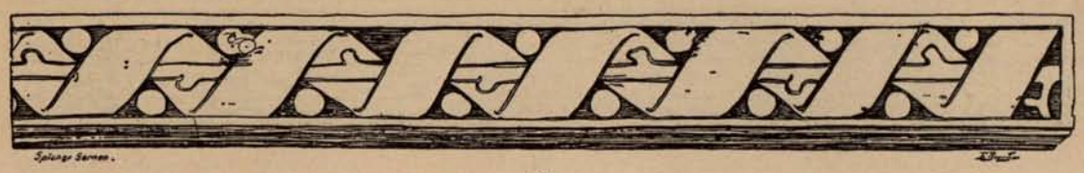
zu finden. Wie Arabesken kreuzen und schlingen sich die Bänder, bald allein, bald mit Ornamenten, Figuren und Wappen verbunden, über die langen Friese hinweg. Man frägt sich, ob dem Sinn dieses elegante Linienspiel genüge, oder ob wir noch weiter folgen und auch die Inschriften entziffern sollen, die sich wie neckische Rätsel entrollen, lösen und wieder verbergen. Was die Meister bewegte, Ernst und Laune, frommer Sinn und praktische Lebensweisheit, ausgelassene Anflüge und Bekenntnis dessen, was

---

des Kappelerhofes in Zürich wird im schweiz. Landesmuseum aufbewahrt; auf der Rückseite ist der Entwurf des ausgeführten Bildes mit Rötel gezeichnet.



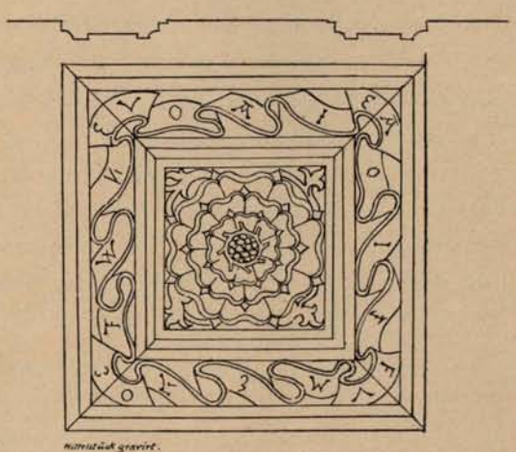
42.



43.

schlichte Meinung von der Pfaffheit hielt und wollte, findet sich rückhaltlos in diesen Inschriften ausgesprochen.

Oft sind es wenige und schlichte Worte, mit denen der Meister sich den Himmlischen und ihrem Schutze empfiehlt: «bit got fir hans iuwo von zürich der diſes werch (die Decke von *Maur*) gemacht 1511» «diſſes . werch . ward . gemacht . acetera . bleſſy . wercher . diſchmacher . von baſſel . deſ . helf . vnß . got . vnd . die . helgen . XII . botten . hilf . got . » *(Erlenbach)* [1]. Einmal, in der Kirche von *Egg*, hat derselbe Meister seine Bitte in Verse gefasst; er ist aber doch nur mit einer schalkhaften Einlage davon gekommen. Diese naive Inschrift lautet: «1495 . bleſſy . wercher . diſchmache' . von . baſſel . ich . befil . mich . got . vnd . maria . vnd . die . heilligen . XII . botten . die . trincken . gern . win . got . behv̊et . v̄s . for . der helle . pin . alſo . hat . diſſer . ſprvch . ein . end . maria . gotes . mvoter . enpfach . vnß . in . ir . hend . amen . hilf».



44.

Ein anderer Reimschmied hat rebusartig die Zahl des Jahres gedeutet, in dem er die Kirchendecke von *Knonau* schuf: «Da man zalt von der geburt Herr Jesu Chriſt; | Merck eben wie die zal verborgen iſt. | Ein rink mit ihrem dorn | Fünf Roſyſen vſerkorn | Ein creutz mit nün chör der Engel zal | Iſt das werck gemacht v̊beral | von Hans Wincler hie uf erden | Gott well das wir all rych und sellig werden. 1519.»

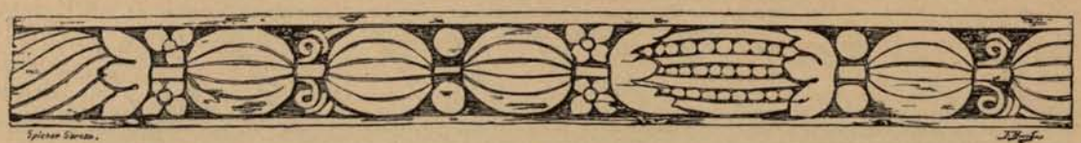
Dann folgen Bibelsprüche [2]) und Hinweisungen auf die Heiligkeit des Ortes [3]): «Wan du kombst an dis ort, laß das böß und thu das gut. | Merck uff die Gottes bott gar eben | So wirst ingan in das ewig leben. Anno domini M . CCCCC . XII . Jahr . | von mir Hans Winkler» *(Kilchberg)* — «pax huic domui et omnibus habitantibus in ea, ihs maria 1511. — Minen frid send ich us allen de (sic!) do wonend in minem hus» *(Maur)* — «der frid ſey mit üch» *(Mettmenstetten)* — oder, wie in *Stallikon* eine Reihe frommer Anrufungen und Betrachtungen schloss: «Am anfang gib dich schuldig gott; Im mittel bit gott um gnad und barmherzigkeit; Am end ſag gott lob und danck».

---

[1]) Eine ähnliche Inschrift an der 1494 von demselben Meister verfertigten Decke von Hausen am Albis.

[2]) Mettmenstetten, Röthenbach, Sissach.

[3]) Knonau, Liegertz, Weisslingen.



45.

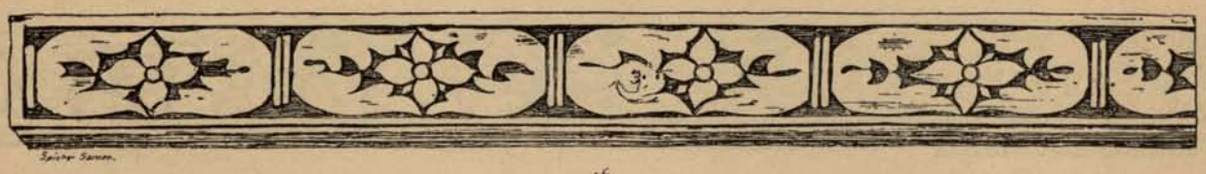
Anderes nimmt sich wie eine Mahnung an Pflicht und Würde des geistlichen Standes aus: «o vos sacerdotes non garulate, sed devote legite, orate et cantate» *(Stallikon)* oder wie es am Chorgestühl von *S. Leonhard in Basel* heisst: «ernſt . ob . dem altar, zucht in dem kor. das iſt unſer labor»; gegenüber stund ehemals: «verflucht sind die kazen, die vorne lecken und hinten kratzen». Dieser letztere Vers soll eine Anspielung auf die in der Pfarre rivalisirenden Barfüsser gewesen sein.

Die eindringlichste Sprache führen die Inschriften, die an den Decken der *Beinhäuser* von *S. Oswald* und *S. Michael* in *Zug* stehen. Im übrigen haben es kirchliche Inschriften auch an Hinweisungen auf schlichte Lebensweisheit nicht fehlen lassen: «wen untrüw weren wynreben | es trunckend jetzmal all vergeben» stund an der Kirchendecke von *Mettmenstetten* und an der von *Hedingen* war zu lesen: «fründ an not | tünd fier cåbē ein lod | ſo ſy ſond hilflich ſin | ſo gand fier vnd driſg vf ein qwintli» und das auch in einem Corridore der *Fraumünsterabtei* von *Zürich* wiederholte Bekenntnis: «gwalt und gonſt | du kaſt die konſt | das edel recht | mus ſin din knecht».

Noch rückhaltloser, wie leicht ersichtlich, schlagen diesen Ton die Sinnsprüche in Wohngemächern und öffentlichen Profanbauten an. Auch Inschriften in Klosterräumen haben ihn nicht zurückgewiesen. Eine solche aus *Rüti* hat Dr. Zeller-Werdmüller unlängst wieder bekannt gemacht. Abt Felix Klauser hatte sie 1515 an der Türe der Konventstube anbringen lassen, und sie mag wohl als freies Bekenntnis dessen gelten, was ab und zu in diesem Raume verhandelt worden ist: «lugend ihr thoren | wo hangend die narrenkappen und die eselsohren | das keiner zu diser thür yn- oder ussgang, | das nit ein schellen oder maulkorb an ihm gehang».

Noch gesprächiger hat sich Abt David von Winkelsheim in den Deckeninschriften seines Saales im *S. Georgenkloster* in *Stein a. Rh.* ausgelassen: «dis ſind die XII gayſſen des tüffels | die erſt gayſs alt toricht lüt | vndultig ſiech lüt | witwen on enthaltüng | gaiſtlich lüt on den orden | Elüt on den frid | koff lüt on die warhait | jüng lüt ungezogen | arm hoffertig lüt | ain jungfrow (on) künſchait | pfaffen on künſt | herren on ere | und richter die das recht zü unrecht machen .... Sechs ding zierent den adel | Gotzforcht, barmhertzickait | warhafft ſin | diemütigkait | miltikait | lieb haben das recht.»

In den Gastzimmern des *Oetenbacherklosters* und der *Fraumünsterabtei* stund über der Türe der Vers: «driw iſt ein gaſcht | wan ſi wirt der heb ſi faſt | 1507» und wieder hier las man in den Gängen die jetzt im Landesmuseum befindlichen Inschriften: «reden . iſt . gvot . wer . im . recht . dvot . ſchwigen . iſt . ein . kvnſt . | ze . vil . reden . machdt . vngvnſt . | wer . nit . wol . reden . kan . | dem . ſtat . ſchwigen . wol . an . 1508.» und: «bin · der . red . vnd . bin . den . oren . | bekent . man . den . eſſel . vnd . den . toren . | item .

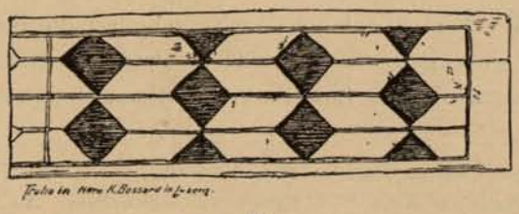


46.

welrn . frouvwen . vibell rett . | der weiſt . nit . was . ſin . mvotrr . tet . | man . ſol . frovwen . loben . | eſ . ſy . war . oder . ar . logen . 1508 . ıȟs. »

Den Supplikanten und denen, welche sonst noch vorzusprechen hatten, mögen diese Sentenzen ein Denkzettel für die Aufwart vor der gnädigen Frau gewesen sein. So wurde auch in Rats- und Gerichtsstuben gemahnt. Eine Inschrift, die bis Ende der Siebziger Jahre in dem Hause Nr. 136 an der Neugasse in Zug gestanden hatte und sich noch 1884 im Besitze des Herrn Bijoutier J. Bossard in Luzern befand, lautet: «hetst du mir ein hut | der mir wer für liegen (lügen) guot | vnd ein mantel für fluochen vnd schelten | den welt ich dir gnuog vergelten.» «dr nit hat vnd haven mus | dem wiert pus» heisst es an der Gefängnistüre in einem der Türme des *Schlosses Gottlieben*, und weniger trocken und rechnungsmässig führt denselben Gedanken die Inschrift an der 1466 datirten Decke der Ratsstube von *Mellingen* aus: «der nit hat pfenig noch pfand | der eſſ der truben ab der wand.» Es kann darum nicht wundern, wenn sich auch einmal eine Warnung vor Gericht und Prozess verlauten lässt. In dem sogenannten *Speicher*, der bis 1894 dem Rathause von *Sarnen* gegenüber stund, war eine solche an der Decke angebracht: «ACH GOT WIE IST DEM SO WOL · DER GENVG HAT VND · NIEMEN · NIT GELTEN SOL · VND MIT GERICHT · VND RAT · NIT ZE SCHAFEN HAT.» «DER WEIST NIT WIE SIN SACH SO WOL STOD VND · IST GESVND · VND · FRISCH DAS · IST VBER · ALLER · WELT · LIST · 1537.»

Aber die Krone aller Lebensweisheit hat doch der Meister ausgestochen, der im «*Goldenen Hirschen*» zu *St. Gallen* eine Zimmerdecke schmückte: «HOFEN VN HAREN MACH MECHENN ZUM NAREN.» «DER PFAFEN GIHTKEIT VND DER BUREN BOSHEIT VND FROWEN LISTKEIT MAG NIEMEN ARGRUNDEN VF MINEN EID.» «WEN DU WILS WUOSSEN WER DU SEIEST SO ERZURN DINER NOCHBUREN DRIEY SO SAGEN SI DIR WER DU SIGEST.» «BIN ICH VOL SO BIN ICH FUL. BIN ICH LER SO HENCH ICH MUL.»



47.

Spätere haben diesen Werken übel mitgespielt. Zahllose sind schon dem Baueifer des XVII. und XVIII. Jahrhunderts geopfert worden. Dann folgten Geschlechter,

48.

denen das Alte überhaupt ein Greuel war, und leider ist noch heute wenig Verständnis für diese anspruchslosen und doch so reizvollen Arbeiten zu finden. Bald wollen die frischen Bilder, ihre Sprüche und Anspielungen auf altes Bekenntnis nicht mehr gefallen; bald kommt es, dass ihre schlichte Haltung und der Ton, den die Jahrhunderte auf dem unscheinbaren Holze malten, für weniger vornehm als eine Gipsdiele geachtet werden; oder es muss das Kirchlein einem Neubau weichen, in den die alte Diele, wie hoch sie Kenner schätzen, nicht mehr passen will. Erst 1893 und 1895 sind wieder zwei Kirchen, die von *Dorf* und *Lindau* im Kanton Zürich, gefallen, in denen sich solche Schnitzdecken fanden. Das Landesmuseum hat sie erworben, wo sie jetzt wieder hergestellt und würdig verwendet sind.

Summarischer ist anderswo verfahren worden. Spurlos ist seit 1857 die hübsche Kirchendecke von *Truttikon* verschollen. Von andern sind wohl einzelne Friesteile gerettet, gewisser Sprüche willen, oder weil sie eine Jahreszahl und den Namen des Meisters enthalten. In einem zürcherischen Pfarrhause hatte ein solches Bruchstück Jahrzehnte lang als «Glettibrett» gedient, und ist wohl nur dieser Nutzbarkeit seine Erhaltung und schliessliche Übertragung in das Landesmuseum zu verdanken. Als Schalbretter zur Dichtung von Haus- und Kirchendächern sind Deckenfriese in *Biglen* (Bern), *Sins* (Aargau) und *Quinten* (am Walensee) verwendet und bis auf wenige Überbleibsel die des *Disentiser-Hofes* in *Ilanz*[1]) und der «*Rose*» in *Baden*[2]) zu Brennholz gespalten worden.

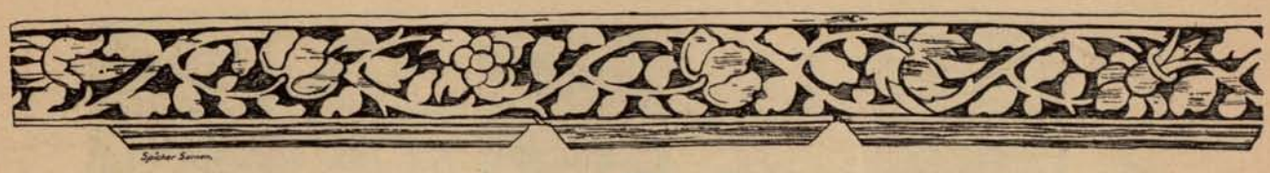
Ist es anderen besser ergangen? lautet die Frage, wenn man die «Restaurationen» sieht, welche dieselben erlitten haben. Bis zum Jahre 1869 hatte die Kirchendecke von *Mettmenstetten* in unberührter Erhaltung bestanden; dann ist sie unter der Leitung eines Kantonsbaumeisters, der auch anderswo schwer und unersetzlich geschädigt hat, mit den unglaublichsten Tönen überfarbelt worden. Gleiches ist denjenigen von *Dürnten* (1864), *Maur* und *Weisslingen* widerfahren; diese letztere sollte entfernt und veräussert werden, und nur die Bauernmalerei, welche zu guter letzt (1882) als Auskunftsmittel erfunden wurde, hat sie vor diesem Schicksale bewahrt[3]).

Als rühmliches Werk steht solchen Machenschaften die Restauration der Kirchendecke von *Mönchaltorf* entgegen, die 1888 Herr Professor Joseph Regl in Zürich besorgte, und wieder so vorzüglich ist ihm die Wiederherstellung derjenigen des *Beinhauses*

[1]) 1894. Die wenigen Reste im Rätischen Museum in Chur.

[2]) 1896. Gef. Mitteilung des Herrn F. A. Zetter-Collin in Solothurn. Als Herr Oberst Stoffel in Arbon unlängst die Schnitzdecken des Landesmuseums sah, erinnerte er sich, als Knabe «Haufe auf Haufe» solcher Zieraten im Schlosse Arbon gesehen zu haben, die dann samt und sonders als Brennholz verwendet worden seien.

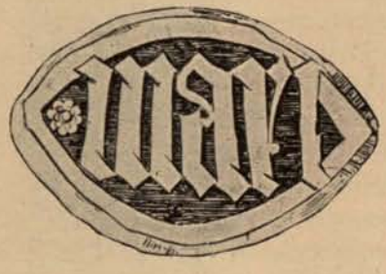
[3]) Gleiche Übermalung haben die Decken in den Beinhäusern bei S. Oswald und S. Michael in Zug, von Baar (1872) und Ober-Ägeri (1892) erlitten.



49.

von *Steinen* und der von *S. Sebastian* bei *Igels* gelungen, welche jetzt einen Raum des Landesmuseums schmückt.

Hier ist auch Anderes dieser Art in Fülle geborgen. Schlicht und anspruchslos nehmen sich diese Werke aus; aber sie belegen ein frisches Schaffen, bei dem sich die Phantasie und Formenfreude in aller Weite ergingen. Unzerstörbar sind diese Zierden, denn was ungeschickte Maler verübten, kann leicht beglichen und dem Werk durch kundige Behandlung der volle Zauber seiner ursprünglichen Wirkung wieder verliehen werden. Meister Regl versteht sich wie keiner darauf, und die Anregungen, die er durch eigenes Schaffen gibt, lassen hoffen, dass die Zeit nicht ferne liegt, wo die Flachschnitzerei wieder zu den volkstümlichen Künsten gehört.



Sigelkapsel Museum Chur.

50.



51.



52.



53.

Fig. 51—53. Deckenfriese aus der Abtei Fraumünster in Zürich.



54.*

Beilage Nr. I.

Verzeichnis der bekannten Flachschnitzereien.

Die nicht mehr vorhandenen Monumente sind in Klammer gesetzt; der Ortsname ohne nähere Bezeichnung weist auf die Kirche. ✠ LM = Schweizerisches Landesmuseum in Zürich.

1. **Kanton Zürich**: (*Dorf,* 1522, seit 1893 im ✠ LM.) *Dürnten,* 1521. (Egg, 1495, Fries im ✠ LM.) (*Erlenbach,* 1497, Fries in der Schlosskapelle von Kyburg.) (*Hausen a. Albis,* 1494, Fries im ✠ LM.) (*Hedingen,* 1513, Fries ebendas.) Hettlingen, um 1522. (*Kappel,* 1497 datirte Deckenfriese aus einer ehemaligen Zelle und dem Korridor im Erdgeschoss des Ostflügels, ✠ LM.) (*Kilchberg,* 1512.) (*Knonau,* 1519, Fries im ✠ LM.) (*Küssnach,* 1502.) (*Lindau,* 1519, Fries seit 1895 im ✠ LM.) *Maur,* 1511. (*Meilen,* 1494.) *Mettmenstetten,* 1521. *Mönchaltorf,* 1522. (Otelfingen.) (Rüti, Conventstube.) (*Stallikon,* 1515.) (*Truttikon,* 1497—1529.) (*Turbenthal.*) *Weisslingen,* 1509. *Zürich:* (Fraumünsteramt, Decken aus Zimmern und Gängen, im ✠ LM.); (Kapelle des Kappelerhofes, ✠ LM.); (Ötenbach, zwei Gastzimmer, ✠ LM.); Schmiedstube; (Haus in der Schipfe, ✠ LM.); (Haus zum Rosenkranz an der Storchengasse, ✠ LM.)

2. **Kanton Bern**: *Adelboden,* 1488. (*Gross-Affoltern,* Reste im historischen Museum von Bern.) *Bern:* Tönierhaus; Gänge im Franziskanerkloster; (Haus Nr. 196 an der Unteren Junkerngasse, historisches Museum in Bern.) (*Biglen.*) *Blumenstein. Büren. Burgdorf,* Reste im historischen Museum; Haus des Herrn Heiniger am Kirchbühl. *Dürrenroth,* 1486. *Einigen. Eriswyl. Kirchberg. Könitz,* 1503 (Heidenhaus, jetzt im historischen Museum von Bern). *Lauenen. Lauperswyl. Ligertz,* 1526. *Moosseedorf.* (*Münchenbuchsee,* Komthureigebäude, 1518, jetzt teilweise im historischen Museum von Bern.) *Oberburg* bei Burgdorf. Oberwyl. *Ralligen,* Schloss. *Röthenbach,* 1495. (S. Johannsen bei Erlach, historisches Museum von Bern.) *Spietz,* Schloss. *S. Stephan* im Simmenthal. *Sumiswald.* (*Thun,* Decke im Hause des Herrn Eisenhändler Widmer beim Bernertor, jetzt im historischen Museum von Bern.) *Utzenstorf. Worb,* Chorstühle. *Würzbrunnen,* vide Röthenbach. *Wynigen.* Zweisimmen, 1456.

3. **Kanton Luzern**: (*Ettiswyl,* Sakramentskapelle; einige Teile der Deckenfriese angeblich im Pfarrhaus daselbst.) *Luzern:* Haus Corraggioni d'Orelli, 1523; Reste einer Schnitzdecke aus einem Chorherrenhause bei Herrn Goldschmied J. Bossard in Luzern. *Sursee:* Beinhaus, 1497; Treppenturm des Rathauses. Schloss *Wartensee.*

4. **Kanton Schwyz**: *Steinen,* Beinhaus, 1522.

5. **Kanton Unterwalden, ob dem Wald**: *Kerns,* Keller des Gasthauses zur Sonne, (entweder aus dem 1506 begonnenen und 1511 geweihten Beinhaus, oder aus dem Schiff der alten, 1501 konsekrirten Kirche von Kerns stammend.) *Mösli,* Kapelle. *S. Niklausen,* Melchthal, Sakristeitüre. *Sarnen,* Beinhaus, 1505. (Speicher, 1537, jetzt im ✠ LM.)

6. **Kanton Glarus**: (*Betschwanden,* 1487.) (*Glarus,* Pfarrkirche.) (Matt, 1497.)



55.

7. **Kanton Zug:** *Ober-Aegeri,* Beinhaus, 1497. *Baar,* Beinhaus, 1508. *Zug:* Beinhaus bei S. Michael, 1516; Beinhaus bei S. Oswald, 1535; (Haus des Herrn Forstverwalter Speck an der Untergasse, 1578); (Haus des Herrn Zahnarzt J. Schell, Neugasse Nr. 136. 1545); Flachschnitzbrett, vermutlich Bekrönung eines Wandgelasses, im historischen Museum.

8. **Kanton Basel, -Stadt und -Land:** *Basel:* Chorstühle in S. Leonhard, Friese aus der Dompropstei und dem Hause «zum Hendser», Schlüsselberg Nr. 15, 1508, jetzt im historischen Museum, woselbst auch zahlreiche anderweitige Proben; S. Theodor, Fries vom ehemaligen Chorgestühl, 1495. (*Bubendorf.*) *Muttenz,* Kirche, 1504; Beinhaus, 1513. *S. Chrischona.* (Sissach, 1525—1526, jetzt im historischen Museum von Basel.)

9. **Kanton Schaffhausen:** (*Unter-Hallau,* Bergkirche). (*Neunkirch,* Hof, 1555, jetzt im ✠ LM.) *Stein a. Rh.:* Kloster S. Georg; (Mittlerhof, jetzt im ✠ LM.); Haus zur Krone; Pfarrhaus; Schmid'sches Haus.

10 **Kanton Appenzell I.-Rh.:** (*Appenzell,* Deckenfriese aus dem Rathaus (?), 1488, jetzt im Besitz des Herrn Bijoutier J. Bossard in Luzern.) *Stoss,* Kapelle.

11. **Kanton St. Gallen:** (*Quinten,* Kirche.) *Rapperswyl:* Rathaus, Archivschrank, 1491; (Haus des Herrn Dr. Rüegg, 1511, 1896 die Decke verkauft); alter Spital. *St. Gallen,* Haus zum goldenen Hirschen, Deckenfriese jetzt im historischen Museum von St. Gallen. *Wurmspach,* Kapelle S. Dionys. *Wyl,* Chorstühle der Peterskirche, jetzt im historischen Museum von St. Gallen.

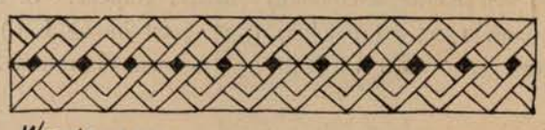
12. **Kanton Graubünden:** *Arosa,* 1491. *Bergün. Brigels,* S. Martin. *Camogask. Celerina,* S. Johann, 1478. *Chur:* Antistitium Nr. 11 hinter der Martinskirche; ehemals Dr. Scandolera'sches Haus, Obere Reichsstrasse Nr. 51 (*Churwalden,* Reste von Chorstühlen 1510 im ✠ LM). *Igels,* S. Sebastian, 1495, jetzt im ✠ LM). *Ilanz,* Pfarrkirche, Türe (Hof Disentis, Täferteile, jetzt im Rätischen Museum in Chur). *Münster,* Heiligkreuzkapelle, 1520; Stiftskirche, Balustrade des Nonnenchores (Einfassung eines Sakramentshäuschens, jetzt im ✠ LM). *Pontresina,* Kirche S. Maria, 1497. *Samaden,* S. Sebastian. *S. Antönien. Schuders. Tenna,* 1504 (*Villa Lugnetz,* Haus de Rungs, 1529, Fries im ✠ LM). *Wiesen.*

13. **Kanton Aargau:** *Aarau* (Pfarrkirche. Kirchenstühle, 1511, Einzelnes davon im historischen Museum von Aarau). *(Baden,* Haus zur Krone, einzelne Deckenfriese jetzt im historischen Museum von Solothurn). *Bremgarten,* Murihof. *Brugg* (Hallwyl-Haus, jetzt im historischen Museum von Aarau); Haus z. Scharfeneck. *(Königsfelden,* Schnitzfriese, noch 1860 im Schiff der Kirche magazinirt, seither verschollen). *Rupperswyl; (Sins,* Beinhaus? jetzt im historischen Museum von Aarau). *(Windisch,* jetzt im ✠ LM).

14. **Kanton Thurgau:** *(Arbon,* Reste von Schnitzdecken aus dem Schloss, jetzt im ✠ LM.) *(Feldbach,* Konventstube, jetzt im S. Georgenkloster von Stein a. Rh.) Schloss *Gottlieben. (Lipperswyl,* ehemalige Empore.) *(Wängi* desgl.)

15. **Kanton Wallis:** *Glis.* Decke im Erdgeschoss des Kirchturmes. Truhe aus der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. ✠ LM.

16. **Kanton Neuenburg:** *Neuenburg,* Schloss. *Valangin.*



Wartensee.

56.



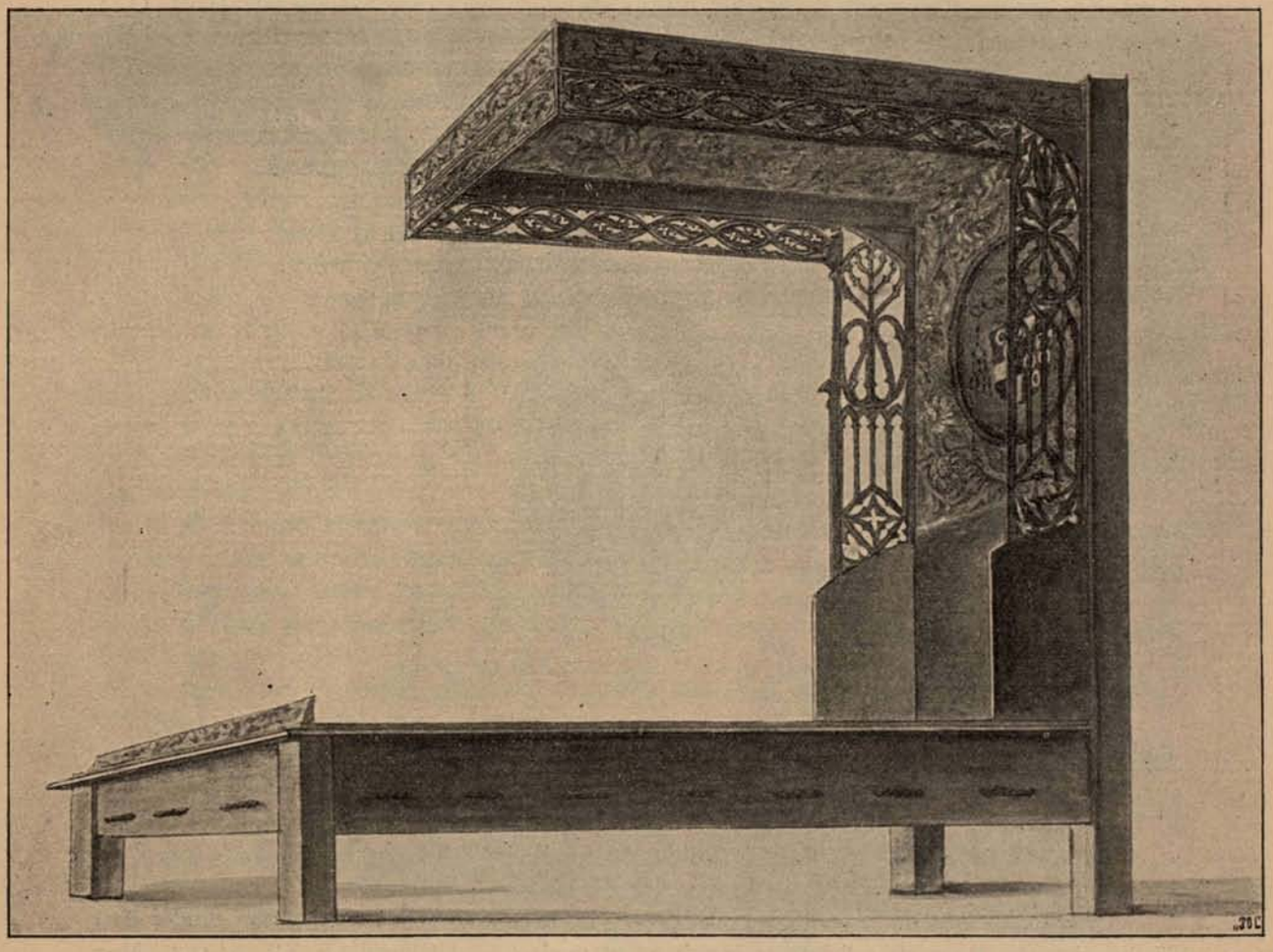
57.

Beilage Nr. 2.

Verzeichnis von kleineren Bauteilen, Möbeln etc.

Türen: Camogask; Schloss Gottlieben; Ilanz; (Maur, Kanton Zürich); S. Niklausen im Melcthhal; Zürich, Fraumünsterabtei (jetzt im ✠ LM).

Türbekrönungen: Schloss Rapperswil, Grafensaal. Zürich, Fraumünsterabtei (✠ LM).



58. Bettstatt des Bischofs Hugo v. Hohenlandenberg von Konstanz im Schlosse Hegi.



59.

Emporen-Balustraden: Kirche von Dürnten (Zürich); Klosterkirche von Münster (Graubünden); S. Sebastian Samaden, Untersicht der Empore.

Chor- und Kirchenstühle: Aarau, Pfarrkirche (jetzt im historischen Museum daselbst); Äschi (Kt. Bern); Churwalden (✠ LM); (Dürnten); Fällanden; Hedingen; Stammheim; Worb; Zofingen.

Einfassung eines Sakramentshäuschens: Stiftskirche von Münster, Graubünden (jetzt im ✠ LM).

Kaminrahmen im Schloss Gottlieben.

Kirchenpult aus der Stiftskirche von Münster, Graubünden; (jetzt im ✠ LM).

Schränke: aus der Sakristei von Gachnang (✠ LM); Kloster Gnadenthal (Aargau); Hausen a. A., Sakristeischrank; desgleichen aus Herzogenbuchsee (jetzt im historischen Museum von Bern. Katal.-Nr. 2527). Rapperswil, Stadtarchiv, 1491; ebendort Breni'sches Fideicommiss-Haus, 1503 (✠ LM); Scheid, Sakristeischrank (Rätisches Museum in Chur); Wigoltingen, desgleichen (✠ LM).

Betten: historisches Museum in Basel, Bettstatt aus der Karthause daselbst. Himmelbett des Konstanzer Bischofs Hugo von Hohenlandenberg, ehedem im Schloss Hegi, jetzt verschollen. (Zeichnung in der Sammlung Martin Usteris, Kunstgesellschaft Zürich. L. 18.)

Truhen: in den historischen Museen von Basel und Bern und im ✠ LM.

Tische: im ✠ LM und dem historischen Museum Basel.

Siegelkapsel: an einer Urkunde von 1483 im Rätischen Museum in Chur.



60.

Beilage Nr. 3.

Verzeichnis der Meister.

Gregorius Bügar von Banitz. Verfertiger der Decke im Schiff der Kapelle S. Sebastian bei Igels 1495, und mutmasslich auch derjenigen der Kirche von Arosa 1491.

Bartholome Bruder. Anno 1524 Uff Zinstag nach Reminiscere ist Bartholome Bruder dem Tischmacher das Burgrech gelichen et juravit prout moris est. Offnungsbuch VII p. 197. Msc. in Basel (gef. Mitteilung des Hrn. Dr. E. A. Stückelberg).



61.

Ulrich Bruder von Costentz. Verding des Peter Chorgestühls in Basel 1494 (Ztschr. f. Gesch. d. Oberrheins N. F. VI. 1891. S. 308.) 1518 Laiengestühl zu S. Peter (l. c. 310).

Ulrich Bruder von Basel (wohl der obige). Sursee, Beinhaus 1497. Muttenz, Kirche 1504.

Michael Dietrich. Tischmacher. Bestuhlung und Mobiliar in der Grossratsstube in Basel. (Wackernagel, Gesch. d. Rathauses in Basel S. 11.)

Caspar Grünüer. 1511 Kirchenstühle in Aarau.

H. V., Kirche von Dorf (Kt. Zürich) 1522.

Cunrat Illvge. Zweisimmen, Decke des Kirchenschiffes 1456.

Peter Kälin tismacher vomhaft (sic) zu Zug. Weisslingen, Kirchenschiff 1509.

Peter von Kenel. 1513 Chorstuhl in der Kirche von Äschi, Kt. Bern.

H. K. *(Hans Küng).* Meilen, Decke des Kirchenschiffes 1494; Zürich, Schmiedstube 1520; Luzern, Corraggioni d'Orelli'sches Haus 1523.

Peter. Rest einer Schnitzdecke vielleicht aus dem 1507 neuerbauten Beinhaus in Kerns (gef. Mittlg. des Hrn. Dr. Robert. Durrer, Stans).

Peter (von Uri? — Wisdanner?). Kirche von Betschwanden 1487.

Peter v. Uri. Kellerdecke im Gasthaus zur Sonne in Kerns (entweder aus dem Beinhaus oder der alten Kirche daselbst).

Magister *Guliem[t] de Plurio* fecit. Celerina S. Johann 1478.

J. R. Decke aus dem Hause des Herrn Eisenhändler Widmer in Thun. Jetzt im Histor. Museum in Bern.

H. S. S. Gallen, Haus zum «Goldenen Hirschen».

Ulrich Schmid. Kirche von Lindau 1519; Dürnten 1521; Mönchaltorf 1522.

H. V. Kirche von Dorf, Kt. Zürich, 1522.

MAISTER *PETER.* m. ccccc. vij. *VISCHER* ZV STAIN. Sakristeischrank aus der Kirche von Gachnang (✠ LM).

H. W. (Hans Winkler?) 1508. Holzdiele aus dem Hause «zum Hendser» Schlüsselberg Nr. 15 in Basel, in der histor. Sammlung daselbst.

Vom alten Meister *Niclas Weiermann* 1503, Kirche von Könitz.

Blesi Wercher, Tischmacher von Basel. Hausen a. Albis 1494; Egg 1495; Erlenbach 1497; Kappel 1497.

Hans Winkler. (Basel, «Hendser» 1508?); Kilchberg, Kt. Zürich, 1512; Hedingen 1513; Stallikon 1515; Zug Beinhaus von S. Michael 1516; Knonau 1519.

Jakob Winkler. Mettmenstetten 1521.

Peter Wisdanner. Matt, Kt. Glarus, 1497.



Wartensee. 62



63.

Beilage Nr. 4.

Inschriften aus Zug.

Beinhaus bei S. Michael.

Im Chorpolygon, in dessen Mitte ein Halbmedaillon die Taube des hl. Geistes umschliesst. Nordseite: «spiritus omnia ſtrutatur. (sic) etiam profunda dei 1 Corin. 2.»

Mitte: «Monas Gignit monadem et in ſe ſuum reflectit ardorem».

Südliche Schrägseite: «spiritus eſt qui teſtificatur . quoniam chriſtus est veritas . Johan. 5.»

Erste Querborte. Im Mittelstück in einer Strahlenglorie die auf der Mondsichel stehende Madonna, am Ende rechts ein aus einer Vase emporwachsender Lilienstrauch: «sant lux am erſten capitel vns ſchribt warlich wie maria dem engel antwurt demütlich. | Nim war ein dienerin des herren ich bin mir beschäch nach den wortten din.»

Zweite Querborte. Im Mittelmedaillon in einer weissen Rose S. Anna selbdritt: «Hör du edle großmûter ſancta anna wan got in ewigket hat begert deiñ allerheiligiſte (sic) tochter mariam. | O ewiger got ich bit dich laſ mir zehilff kommen die fürbit deiner heiligen gros mûter ſancte anna.»

Dritte Querborte. Mittelstück. Der geharnischte Erzengel Michael schwingt sein Schwert über der Seelenwaage: «O heliger ertzengel ſant michel ein fürſt deſ paradis. | Bit gott für vns mitt flis.»

Vierte westliche Schlussborte. Im Halbmedaillon ein von Würmern und Schlangen umwundener Kadaver hält die Sanduhr: «O todt wie ſtarch iſt dein gewalt | ſyd du hin nimſt iung vñ dalt (sic). | O Menſch du ſolt beſſern dich | ker dich zuo got vnd ſich an mich.»

Langstreif in der Mitte: «spiritus sanctus ſuperveniet in te et . virtus altiſſimi obumbrabit tibi . lu. 1. «Allexader (sic) der bapſt spricht . ich ermañ all chriſtē zů glouben fin | dz marian (sic) on mackel vnd ſündt vō der heiligen frowen ſant ana gebōr ſÿ . senten.» (sic). «Anna decus mundi: mater genetricis ieſu. | pronate (sic) meritis det tuus aſtra nepos | primitias noſtre pariens sancta anna ſalutis . | nos cum̄ prole tua cumq̄

nepote iuva .» «Do man zalt nach der geburt chriſti . m . ccccc . xvi . iar . do ward diſ werch gemacht . von mir hanſ wincler. HW.»

Südliche Langseite: «Der win.kouff iſt getruncken ſchon | wir mögend nit dem kouff ab ſtan | Getencken liebe kindt | aller üwer gůtten fründt | die kůrtzlich ſin geſtorben | vn vil-licht noch nitt hand erworben | gotes gnad vn barmhertzikajt | darum ſy gros pin vn leyt | ſtett můſſent dulden | vn dz ſy die | gottes hulden | ſelber nit erwerbē mögen | dz loſ dich menſch bewegen | kum inen zů troſt | das ſy deſter er werden erlôſt | vſ irem groſſem ellendt | vnd gefvrtt an dz endt | do fröd iſt on leyt | alſ vns die gſchrift ſeidt | die inen vn vns gott wöll geben | nach diſer zitt in dem ewigen leben | an dom. 1516.»[1])

Beinhaus von S. Oswald.

Auf der Leiste an der südlichen Schrägseite des Polygones: «O . GOTT . WIR . BITTEN . VM DIE GNADE DIN | DAS . DV . WELLEST DEN ARMEN SELEN HELFEN VSS DER PIN.»

Südliche Langseite: «der mentsch sol eigentlich betrachten | vnd sich selb . nit ze hoch achten | er sye arm gwaltig oder . rich | so wirt er . doch disen totten glich.»

Westliche Schmalseite: «ES . IST . OVCH . HIE . KEIN VNDERSCHEID | ER . SIG . GSIN INN SIDEN ODER ZWILCHEN BEKLEIT | DAR . VM BEKLEIDEND . DIE . SEL . MIT . GANTZEM FLIS | DER . LIB . DER IST DER WVRMEN SPIS : 1535.»

Haus des Herrn Zahnarzt J. Schell, Neugasse Nr. 136.

Eine Zimmerdecke, die sich daselbst befand, wurde Ende der Siebzigerjahre von Herrn Bijoutier J. Bossard in Luzern erworben und seither ins Ausland verkauft. Sie war 1545 datirt und enthielt die folgenden Minuskelinschriften: «bi der red vnd bi den oren erkent man eſell vnd toren» und: «hetst du mir ein hut | der mir wer für liegen (lügen) guot | vnd ein mantel für fluochen vnd schelten | den welt ich dir gnuog vergelten.»

Haus des Herrn Forstverwalter Speck, Untergasse.

Zimmerdecke, jetzt im Besitze des Herrn Baron von Heyll zu Herrnsheim in Worms. Um das in der Mitte be-

[1]) Die Inschriften, wofern nicht anderes bemerkt ist, sind mit Minuskeln verzeichnet.



64.

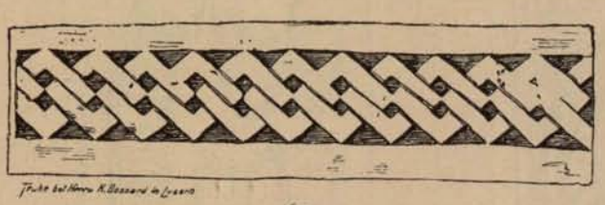
findliche Medaillon mit dem Wappen des Hausherrn die Umschrift: «Hauptman Wolfgang Brandenberg der Zytt Seckelmeister zu Zug 1578». Auf den Kreuzbändern, die von hier nach den Halbmedaillons mit den Evangelisten-Emblemen ausliefen, auf Bandrollen die ebenfalls in Kanzleischrift verzeichneten Sprüche: «S: Matheus der evangeliſt und heilig mañ: von der menſchheit chriſti in Engelsgſtaltt zeyget ahn: Mathej: 1. Cap.» «Sant Marcus die Urſtend chriſti beſchribt: darum er sich einem Löüwe verglicht.» «S. Johañes der höchſt Von der Gottheitt ſchribtt: Einem Adler er ſich verglichtt. joan 1. Cap.» «S. Lucas von dē Lidē beſchrybē iſt: darum er dem Ochſen glich iſt.»

Beilage Nr. 5.

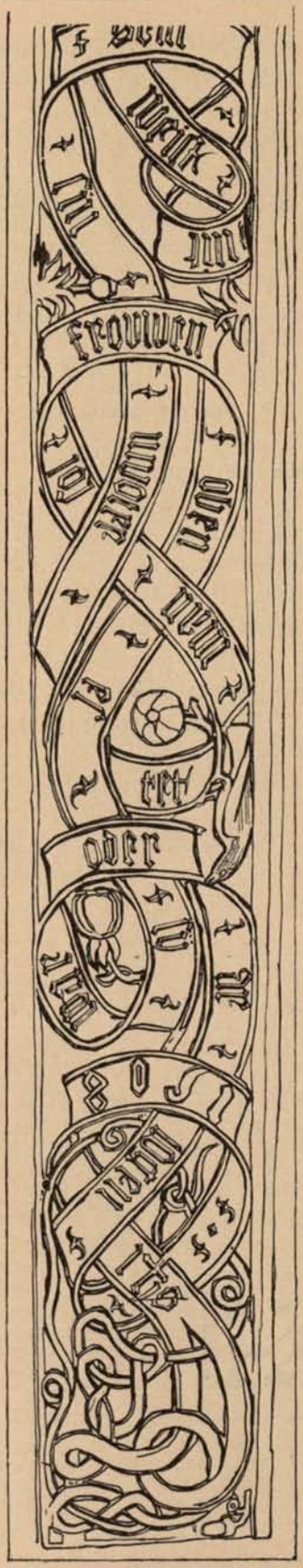
Verzeichnis der Abbildungen.

Die Folge der Textillustrationen ist durch laufende Ziffern, mit ✠ LM die Zugehörigkeit der Gegenstände zum Schweizerischen Landesmuseum bezeichnet.

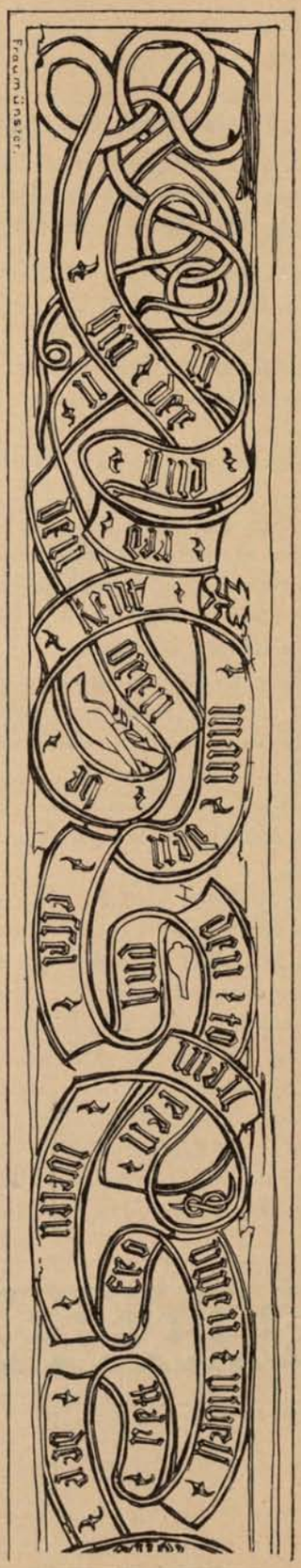
Arbon: Deckenfries aus dem Schlosse. ✠ LM. Taf. I.
Bern: Deckenfriese aus dem Hause Nr. 196 an der unteren Junkerngasse, jetzt im historischen Museum in Bern. Fig. 31; 32; 34; 35.
Betschwanden: Fries aus der Pfarrkirche. Fig. 55; 57.
Brugg: Deckenfriese aus dem Hallwyl-Haus. Jetzt im historischen Museum von Aarau. Fig. 2; 4; 5; 7; 8; 11; 14.
Chur: Siegelkapsel einer Urkunde von 1483 im Rätischen Museum. Fig. 50; 60.
Churwalden: Fragmente der Chorstühle ✠ LM. Fig. 17; 28.
Dorf, Kt. Zürich: Meisterzeichen des Ulrich Schmid (?) an der Kirchendecke. ✠ LM. Fig. 6.
Hausen a. A.: Inschrift an der ehemaligen Kirchendecke, ✠ LM. Fig. 59; 61.
Hegi: Schloss. Bettstatt des Bischofs Hugo von Hohenlandenberg nach Martin Usteri. Fig. 58.
Kappel, Kt. Zürich: Inschrift aus dem obern Flur des Klostergebäudes, ✠ LM. Fig. 54.
Lindau: Deckenfriese aus der Kirche, ✠ LM. Fig. 12; 16; 18; 20.
Maur: Schnitzdecke der Kirche vor der «Restauration»; nach L. Schulthess-Kaufmann. Taf. II.
Luzern: Ornamente an einer Aargauer Truhe bei Herrn Bijoutier J. Bossard. Fig. 47; 65.
Mönchaltorf: Monogramm des Meisters Ulrich Schmid an der Kirchendecke. Fig. 9.
Neunkirch, Hof: Deckenfriese. ✠ LM. Fig. 10; 36; 38.
Rupperswyl: Mittelstück der Schiffdecke. Fig. 44.
St. Gallen: Deckenfriese aus dem Hause zum goldenen Hirschen. Historisches Museum St. Gallen. Fig. 33; 37; 39.
Sarnen: Desgleichen aus dem Speicher. ✠ LM. Fig. 40; 43; 45; 46; 48; 49.
Sissach: Deckenfries aus der Kirche. Historisches Museum Basel. Fig. 29.
Stein a. Rh.: Desgl. aus dem Mittlerhof. ✠ LM. Taf. I.
Steinen: Deckenfriese aus dem Beinhaus. Taf. I. Ausserdem Fig. 3; 22; 24; 26; 27; 63; 64.
Truttikon: Mittelstück der Schiffsdecke; nach L. Schulthess-Kaufmann. Taf. II.
Wartensee, Kt. Luzern: Schloss, Deckenfries. Fig. 62.
Windisch: Deckenfries vom Kirchenschiff, ✠ LM. Fig. 42.
Zürich: Fraumünsterabtei, Deckenfriese. ✠ LM. Fig. 51—53; 66—68.
Kappelerhof, Mittelstück der Kapellendecke. ✠ LM. Taf. I.
Ötenbach, vom Wandtäfer der Gastzimmer. ✠ LM. Fig. 13; 15; 19; 21; 23; 25; 30; 41.
Zug: Bekrönung eines Wandgelasses im historischen Museum. Fig. 1.



65.



68.



67.



66.



Zur Geschichte

des

Zürcher Goldschmiede-Handwerkes.

Von

H. Zeller-Werdmüller.

Die bunte Pracht unserer alten Glasgemälde ist erst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts wieder allgemein zu Ehren gekommen; vergessene und verschollene Namen der alten Meister, welche dieselben schufen, sind, so weit es Zürich betrifft, durch das Buch von Dr. Meyer-Zeller über Fenster- und Wappenschenkung neuerdings bekannt und berühmt geworden.

Die Geschichte eines anderen Zweiges unseres Kunstgewerbes, welcher ebenso vorzügliche Arbeiten aufzuweisen hat, in ähnlicher Weise zu behandeln, wie er es beabsichtigte, war Herrn Dr. Meyer nicht mehr vergönnt. Auch die Werke unserer Goldschmiedemeister des XVI. und XVII. Jahrhunderts wurden lange Zeit weniger geschätzt, als sie es verdienten, wenn auch nicht in demjenigen Maaße vernachlässigt, wie die Glasgemälde. Die alten Meister selbst waren vergessen, und wie ein Christoph Murer beinahe allein von allen Glasmalern der Vorzeit noch in den Büchern und Künstlerlexika fortlebte, so galt ein Peter Oeri für den grössten unter den Zürcher Goldschmieden; ihm wurden selbst Werke zugeschrieben, die auf den ersten Blick ihr höheres Alter verraten.

Nachdem zuerst die steigende Nachfrage seitens ausländischer Sammler und Händler gezeigt hatte, wie sehr gerade die schweizerischen Goldschmiedearbeiten von Kennern gewürdigt werden, hat man sich auch im Inlande eingehender mit unseren alten Silberschätzen beschäftigt. Der Einzelbesitzer sowohl als Gesellschaften und Körperschaften sind weniger bereit, den Lockungen fremder Unterhändler Gehör zu schenken. Leider sind die Mittel unserer öffentlichen Sammlungen in den wenigsten Fällen genügend, um etwa im Auslande zum Verkauf gelangende Meisterwerke wieder zurückzuerwerben.

Umfassende Arbeiten über die Schweizerischen Goldschmiede liegen zur Stunde noch nicht vor, mit Ausnahme der kürzlich erschienenen photographischen Veröffentlichungen von Herrn Architekt Fechter in Basel; es wird Aufgabe des Landesmuseums sein unter Mitwirkung der örtlichen Forscher und Museen die Grundlage für eingehendere Untersuchungen über dieses Gebiet zu schaffen.

Nachfolgender Beitrag zur Geschichte des Zürcher Goldschmiedehandwerkes wird zeigen, wie viel in dieser Richtung nur in einer einzigen Stadt noch zu tun ist.

I. Die Zürcher Goldschmiede des Mittelalters.

Die Verwendung edler Metalle zum Schmucke von Waffen und Kleidung war schon bei unsern Vorfahren gebräuchlich, als sie zu Anfang des V. Jahrhunderts das linksrheinische Gebiet besiedelten, wie die schönen silbereingelegten Gürtelschnallen der allemanischen und burgundischen Grabfunde in unsern Museen beweisen. Eines Wehrgeldes für Schmiede und Goldschmiede wird in der Lex Alemannorum wie in derjenigen der Franken frühe gedacht.

Auch zu Zürich mögen sich Gold- und Silberarbeiter angesiedelt haben, gewiss war es der Fall von dem Augenblicke an, in welchem der Ort einen Markt und eigene Münze erhielt; dieses war nach urkundlichem Zeugnis schon vor 972 der Fall. Nach der Gewohnheit jener Zeit aber mussten für jeden Markt jeweilen frische Pfennige geschlagen und fremde und ältere Münzen umgeprägt werden, wozu es einer Anzahl mit Behandlung der Edelmetalle vertrauter Männer — Goldschmiede — bedurfte. Es ist nicht von ungefähr, dass die mit dem Markt- und Münzrecht ausgestatteten königlichen und bischöflichen Städte auch die Mittelpunkte des Goldschmiedehandwerks geworden sind.

Urkundlich sind Zürcher Goldschmiede allerdings erst vom Jahre 1225 an nachweisbar. Auf die «aurifabri» H. und F. folgt, 1231 ein Gerungus; im Jahre 1246 lernen wir einen Ritter Johannes dictus Goltslehere (Goldschläger) kennen; Hemma, die Tochter Heinrich Goldsmides (genannt von Bäch) war Gattin des Rapperswiler Dienstmannes Rudolf ab dem Turne. — Heinrich Terrer im Markt, an der Stüssihofstatt, Silberschmid, war 1241 einer der sechs von der Aebtissin mit der Münze belehnten Bürger; sein Haus, welches er 1272 an das Kloster Oetenbach vergabte, trägt heute noch den Namen «zum Silberschmid». Ein Konrad Grave zu St. Leonhard, Goldschmid, wird 1272 genannt.

Ende des XIII. und anfangs des XIV. Jahrhunderts lebten Johannes von Lunkhoft und sein Sohn Rudolf, Goldschmiede, neben ihnen treffen wir vor 1319 Heinrich von Erlibach, 1324 den Johannes aurifaber dictus Rordorf, Vogt zu Ispoltsberg. — Die Steuerbücher des XIV. Jahrhunderts zählen ganze Reihen von Goldschmieden auf, leider zum Teil nur mit ihrem Vornamen. Immerhin lernen wir die Goldschmiede Bischof und Turner, Johannes und Jecli Seiler, den Heini von Mure, Andreas Isnach, Jakob Pfung und andere nach ihrem Geschlechtsnamen kennen. Dem Goldschmiedberuf widmete sich auch Johannes Maness, ein unehelicher Sohn des Bürgermeisters Rüdiger, doch scheint derselbe nach 1400 auswärts gelebt zu haben. Hervorragend waren die Brennschink, deren Stammvater Johannes schon 1339 unter den Münzverordneten erscheint. Er wohnte 1357 oben am Haus zum Schwentzkeller in der Wacht zu Linden am Markt; später wird bestimmter das Haus zum goldenen Ring als dasjenige der Brennschinken bezeichnet. Von seinen Söhnen verblieb Rudolf in Zürich, ihm war 1382 vom Rate das «Silberzeichen» verliehen, Johannes liess sich als Goldschmied in Wien nieder, die Tochter Guota war mit Römmelwid, dem Goldschmied zu Konstanz, verheiratet.

Ein anderer auswärts niedergelassener Zürcher war Wernher Fütschi, der Goldschmied, sesshaft zu Nürnberg, ein Sprosse des 1336 aus Zürich vertriebenen Ratsgeschlechts, welcher 1389 einige ihm verbliebene Gülten zu Zürich verkaufte.

Anderseits geben die Bürgerbücher Kunde von Handwerksgenossen, welche, von auswärts zugewandert, sich in Zürich gesetzt haben, von 1378 bis 1529 ihrer neunzehn; ihrer Herkunft wegen sind zu erwähnen Hermann und Heinrich Tub (1429 und 1435) von Erfurt, Hans Rueger von Brunau (1488), Augustin Scharff von Brunn (1491), Hans Soltheim von Ravensburg (1500), vor allen Hans Ulrich Stampf von Konstanz (1502), mit welchem ein neuer Abschnitt in der Geschichte des Zürcher Goldschmiedhandwerkes und Münzwesens beginnt.

Unter den einheimischen Goldschmieden scheinen zu Anfang des XV. Jahrhunderts Johannes Armbruster und seine Söhne Johannes der jüngere und Heinrich eine angesehene Stellung eingenommen zu haben.

Zu einem auch in anderer Richtung bekannt gewordenen Künstler-Geschlechte gehörten Hans Asper (gestorben vor 1483), Konrad Asper und der jüngere Hans Asper. Der erstere hatte laut Fabrikrechnung des Grossmünsters den Häuptern der Stadtheiligen im Jahre 1468 neue Halsbänder anzufertigen und zu vergolden.

Leonhard Züblin (Zubler? Tryblin?) darf nicht unerwähnt gelassen werden, da nach Basler Gerichtsakten der berühmte Solothurner Urs Graf 1507 bei ihm arbeitete.

Auf Anregung des Goldschmiedes und Münzmeisters Ulrich Trinkler schenkte der Münzmeister Ludwig Gsell von Basel im Jahre 1502 der Kapelle des h. Leonhards in Unterstrass einen silbernen vergoldeten Kelch. Trinkler erstellte noch 1517 «ein nüw ingricht» in den «winter öpfel» uf den fronaltar des Grossmünsters.

Goldschmied Rudolf von Aegeri (1518—1520 des Rates), welcher 1516 dem Grossmünster «ein lid über den grossen kilchenstouffen, was der Tellinkonin» zu machen hatte, war der Vater des berühmten Glasmalers Karl von Aegeri.

Einen etwelchen Maasstab für den Umfang des Zürcher Goldschmiedgewerbes unmittelbar vor der Reformation bietet das aus der Zeit zwischen 1500—1522 stammende Verzeichnis der Lux und Loys- (Lukas war Schutzheiliger der Maler, Bischof Eligius der Goldschmiede und Sattler) Bruderschaft, in welchem die Namen von 36 Goldschmiedemeistern und Gesellen eingetragen sind.

Neben Hans Ulrich Stampf finden sich darunter Leute wie Rudolf von Aegeri, Felix Brennwald, Sohn des Bürgermeisters, Nikolaus Müller, und sein Sohn Georg Müller (der bekannte spätere Bürgermeister), Hans Dietschi, Rudolf Stoll, Heinrich Aaberli, zum Teile Stammväter lange blühender Goldschmiedegeschlechter.

Über die Leistungen des Gewerbes vor der Reformation lässt sich wenig beibringen; was für kirchliche Zwecke erstellt wurde, ist bei der Kirchenverbesserung dem Schmelztiegel überliefert worden; der einzelne Bürger aber verfügte bei dem hohen Werte der Edelmetalle während des ganzen Mittelalters nur über geringfügigen Bestand an Silberzeug. Im XIV. Jahrhundert werden einige Male silberbeschlagene Köpfe (doppelschalige Becher aus Maserholz) erwähnt. Im Jahre 1434 vermachte der Chorherr Johannes Meiss seiner Schwester einen silbernen Kopf, zwei andern Verwandten je einen silbernen Becher. Die Burgunderkriege brachten dann mehr Silber ins Land. Der reichste Eidgenosse, Bürgermeister Hans Waldmann, hinterliess eine sehr beträchtliche Menge Silbergeschirr im Gewichte von 139 Mark, darunter einen vergüldeten grossen Kopf, einen silbernen Kopf, einen silbernen vergoldeten Becher. Überhaupt kommt von nun an bei waisenamtlicher Aufnahme des Vermögens verstorbener Bürger häufig etwas Silber zum Vorschein, darunter hie und da ein besonderes Prunkstück. Der zu Rom verstorbene Junker Kaspar Röust hinterliess 1528 u. a. ein «silberin trub wigt 4 march», im gleichen Jahr Marx Röust einen silbernen Kopf von 7 Mark Gewicht.

Zünfte und Gesellschaften entbehrten noch eigenen Silbergeschirrs.

Erhalten ist von alten Erzeugnissen hiesiger Goldschmiedekunst beinahe nichts. Ein heute auf dem Schneggen aufbewahrter einfacher Stauf mit bienenzellenartig getriebenen Wänden, unten von zwei vergoldeten Reifen umspannt, auf drei kleinen vergoldeten Kameelen ruhend, zeigt auf seinem Grunde Waldmanns Wappenschild in Schmelzarbeit. Er soll dem Bürgermeister gehört haben; jedenfalls ist er vor dem Jahre 1545 entstanden, da er ungestempelt und der Silbergehalt von «1⅛ lod» unten am Boden in altertümlicher, noch an das XV. Jahrhundert erinnernder Schrift und Ziffer angegeben ist. — Dass der Becher aus zwei ungleichzeitigen Teilen zusammengesetzt sei, ist unrichtig.

Unbestreitbar ist die Aechtheit des im Landesmuseum aufbewahrten Halsbandes Waldmanns, — das mit feinem Schmelzwerk ausgestattete Kleinod desselben darf mit Fug und Recht als Zürcher Arbeit angesprochen werden, schon wegen der Gestaltung des darauf angebrachten Wappens des Bürgermeisters. — Dass die Herstellung von Schmelzwerk um 1500 in Zürich betrieben wurde, beweisen folgende Einträge in die Seckelamtsrechnungen:

«1504 2 ℔ 6 ß Hans Goldschmid von einer löfferbüchsen anders ze machen, ze gülden und ze schmeltzen» 1507 «10 ß M. Hansen Goldschmid hat Hansen Birker von Bern ſin ſchilt andererweitt geschmeltz und gült».

Andere Arbeiten unserer mittelalterlichen Goldschmiede liegen uns in den zürcherischen, weltlichen und geistlichen Siegeln vor, da das Stempelschneiden, noch nach einer Erklärung der Nürnberger Meister von 1695, «vor alter herr bei der Goldschmits Probfesyon geweſt». Diese Siegel geben nun allerdings Kunde von einem ganz bemerkenswerten Geschick und von dem guten Geschmack der einheimischen Meister, wie eine Durchsicht z. B. der zahlreichen Siegel der Geistlichkeit des Grossmünsters, oder besonders auffallend eine Zusammenstellung der Siegel unserer Schultheissen am Stadtgericht von Beginn des XIV. Jahrhunderts an dartut. Es ist deshalb sehr zu bedauern, dass weitere Proben der alten Zürcher Goldschmiedekunst nicht auf unsere Tage gekommen sind, oder in Ermanglung einer Stempelung als solche nicht nachgewiesen werden können. Angeblich stammt ja der silberne Hängeleuchter der Pfarrkirche in Stans aus dem Zürcher Fraumünster.

II. Die Zürcher Goldschmiede nach der Reformation.

a) Zahl der in Zürich sesshaften Meister.

Der Beginn des XVI. Jahrhunderrs bezeichnet einen grossen Wendepunkt auch in der Geschichte der Goldschmiedekunst. Die Entdeckung der neuen Welt, zum Teil auch die gesteigerte Ausbeutung der sächsischen und böhmischen Silberbergwerke halfen dem herrschenden Mangel an Edelmetallen aufs gründlichste ab, der Geldwert sank unausgesetzt, und es ist nicht von ungefähr, wenn um diese Zeit überall und auch bei uns, in Zürich im Jahr 1512, in Bern schon 1493 mit der Prägung schwerer Silbergülden, Talern, begonnen wurde. Italiens Kunst hatte sich des Erbes der Römerzeit erinnert und auf dasselbe zurückgegriffen. Diese Zeit der Wiedergeburt brachte neues Leben namentlich auch in die Kleinkunst, welche sich bald, wie wir an den Glasgemälden sehen können, der neuen Kunstrichtung völlig hingab. In der Eidgenossenschaft hatten vorerst die fremden Solddienste in Italien und der damit verbundene Zufluss grosser Geldsummen prunkender Ueppigkeit gerufen, doch herrschte auch ohne dieses unter dem Einfluss des Humanismus der Sinn für schöne Formen. Waren ja später die evangelischen Orte gerade diejenigen, welche — nach Verbot des Reislaufens und nach Aufhebung des alten Kultus — in hervorragender Weise der Kleinkunst und dem Kunsthandwerk oblagen. Man braucht nur Künstler wie Jost Ammann, die Stimmer, die Murer, die Meyer, oder die Zürcher Glasmaler, die kunstreichen Winterthurer Hafner zu nennen, um dieses jedem Kenner ihrer Werke begreiflich zu machen.

Man würde sich auch in der Annahme täuschen, dass durch Beseitigung der Messe und des Bilderdienstes das Zürcher Goldschmiedehandwerk irgendwie beeinträchtigt worden wäre. Dieses Kunstgewerbe konnte der Unterstützung seitens der Kirche entbehren, die Aufträge der Laienwelt waren reichlich genug. Man arbeitete zudem

in Zürich nicht nur für den eigenen Bedarf, sondern auch für fremde Besteller. Bei der grossen Entwicklung des Gewerbes scheint hauptsächlich letzterer Umstand den Rat bewogen zu haben, unterm 14. Oktober 1544 eine Verordnung zu erlassen, wonach jeder Meister seiner Arbeit ein bestimmtes Zeichen aufzuschlagen hatte, welchem die Verordneten des Rates, die Probierherren, den Stempel der Stadt beifügten. — Drei Jahre später, 1547 wurde die Verordnung dahin abgeändert, dass jeder Goldschmied seiner Arbeit vom Hammer, d. h. getriebenen Stücken, «der Stadt Zeichen (das Zätt in einem Schiltli) und darzu ſin Zeichen» aufdrücken solle. — Eine Hinterlage der Meistermarken auf Bleiplatten, wie z. B. in Strassburg, war in Zürich leider nicht vorgeschrieben.

Im Jahre 1558 wurde das Meisterbuch der Zürcher Goldschmiede angelegt, welches heute auf der hiesigen Stadtbibliothek aufbewahrt wird. Zweiundzwanzig Meister zählte damals das keiner Zunft zugeteilte Gewerbe. An deren Spitze ist im Meisterbuch der berühmte Münzmeister und Goldschmied Hans Jakob Stapfer aufgeführt. Vierhundertundeinundneunzig Meister sind bis zum Jahre 1795 in das Buch eingetragen worden; man darf annehmen, dass durchschnittlich je dreissig derselben gleichzeitig ihrem Berufe oblagen. Eine Verordnung über den Silberkauf vom 2. Weinmonat 1637 z. B. ist von 45 ausübenden Meistern unterzeichnet. Diese sehr bedeutenden Zahlen halten allerdings keinen Vergleich aus mit denjenigen Augsburgs, wo im Jahr 1555 schon 90 Meister, 1646 aber 137 Goldschmiede, und 1740 sogar, deren 275 in Tätigkeit waren. — Immerhin war die Zahl der Goldschmiede im Verhältnis zur Grösse der Stadt eine sehr bedeutende. — Erst die fabrikmässige Herstellung des Silberzeuges im XIX. Jahrhundert führte einen raschen Verfall des Handwerkes herbei, und heute sind unsere wenigen «Goldschmiede» kaum mehr etwas anderes als Verkäufer ausländischer Fabrikate.

In städtischen Angelegenheiten haben die Zürcher Goldschmiede stets ihre Stellung zu behaupten gewusst. — Sie wurden nach der Umwälzung von 1336 der Konstaffel zugeteilt, wie die Kaufleute, die Wechsler, die aus ihren Zinsen lebenden Bürger. Anderswo — in Bischofstädten — gehörten sie in ähnlicher Stellung, wegen ihrer Beziehung zum Münzwesen zu den ursprünglich bischöflichen «Hausgenossen». — Als in Zürich nach dem Sturze des Bürgermeisters Schön im Jahr 1393 und der Überlassung einer Anzahl Ratsstellen an die Zünfte den Angehörigen des höhern Bürgerstandes gestattet wurde, sich nach freiem Ermessen oder nach dem Berufe ihrer Voreltern auf einer beliebigen Zunft einschreiben zu lassen, zerstreuten sich auch die Angehörigen des Goldschmiedehandwerks über alle Zünfte, wo sie häufig zu angesehener und einflussreicher Stellung gelangten. Die Bürgermeisterwürde bekleidete zwar einzig der bei den Weinleuten zünftige Herr Georg Müller von 1557 bis 1567. Dagegen ergeben Stichproben über die Zahl der in den Räten der Stadt Zürich sitzenden Goldschmiedemeister für das Jahr 1605 einen Ratsherrn und 10 Mitglieder des Grossen Rates, für 1650 einen Ratsherrn, einen Zunftmeister und 9 Mitglieder des Grossen Rates, desgleichen im Jahre 1700, eine gegenüber andern Berufsarten mehr als angemessene Vertretung. Anderseits darf nicht verschwiegen werden, dass zu Ende des XVIII. Jahrhunderts einige Kleinmeister froh waren, in ganz niedern «burgerlichen Diensten» einen

Nebenerwerb zu finden, z. B. als Consigner beim Schützenhaus, als Wächter auf dem Oberdorftor, als Todtengräber, welch letztere Stellung schon um 1660 ein anderer kleiner Meister eingenommen hatte.

Die Zahl der zürcherischen Goldschmiede überstieg selbstverständlich bei weitem den Bedarf der Einwohnerschaft, welche im alten Zürichkrieg stark zurückgegangen war, und sich bis zu Anfang des XIX. Jahrhunderts selten über 10,000 Seelen erhöhte. Da indessen Handel und Gewerbe im Zürcherischen Staate auf Zürich und Winterthur und allenfalls auf einige Marktflecken, wie Elgg, Wädenswil beschränkt war, wo auch Goldschmiede nachgewiesen werden können, so war das gesicherte Absatzgebiet der Zürcher Innungsgenossen doch nicht so unbedeutend, um so mehr als Arbeiten von Belang auch aus andern schweizerischen Städten zu Zürich in Auftrag gegeben wurden. Ausserdem ist nicht zu vergessen, dass Zürichs Kornmarkt eine grosse Bedeutung hatte, welcher vom südlichen Schwaben her stark befahren wurde. Dabei bot sich unsern Goldschmieden Gelegenheit, kleinere Gegenstände, Bauernschmuck und dergleichen Sachen, welche als Marktgeschenk nach Hause genommen zu werden pflegten, an die fremden Gäste abzusetzen, gewiss eine Haupteinnahmequelle unserer Meister. — Deshalb beschwerten sich 1625 zwei Goldschmiede, welche am heutigen Weinplatze wohnten, Meister Spross und Meister Eberhard, über die Verlegung des Kornhauses nach dem neuen 1897 abgebrochenen Gebäude beim Fraumünster. Der eine sagt geradezu «seit Wegzug des alten Kornhauses liege sein Geschäft ganz darnieder». Noch zu Anfang unseres Jahrhunderts hatten mehrere Goldschmiede ihre Verkaufsbuden auf dem Münsterhof neben den Kirchentüren des Fraumünsters auf ganzer Länge der Kirche. (Vergl. Neujahrsblatt des Pförtner-Kollegiums für 1759), eben in der Nähe des damaligen Kornhauses.

Immerhin hatten unsere Goldschmiede neben derartigen und einer Menge anderer kleinerer Arbeiten, wie Stechen von Siegeln, von Waffel-Eisen (Offletenmodeln), Anfertigen von Ringen, Frauenschmuck, Degengriffen, Stockknöpfen und anderem mehr auch bedeutendere Aufträge auszuführen, welche ihnen Gelegenheit gaben ihre Kunstfertigkeit zu voller Geltung zu bringen. Vor allem waren es die Bürger selbst, welche liebten, sich an dem edeln Glanze silbervergoldeter Trinkgeschirre zu ergötzen, und ihre Freunde bei passender Gelegenheit mit kunstreichen Goldschmiedearbeiten zu beschenken. Namentlich wurde es üblich, solche nebst Lebensmitteln und dergl. (selbst Ochsen mit vergoldeten Hörnern) beim Gebrauch der Bäder von Baden als Badgeschenk zu überreichen. Eine Trinkschale im South-Kensington Museum, Zürcher Arbeit (Nr. 627 72), trägt folgende Widmung: «Ein Gschirr ins Bad wir thun dar-reichen: Euch Herr Stadthalter zum Liebeszeichen». Die Sitte artete nach und nach zur Unsitte aus. Dem Antistes Breitinger wurde im Jahre 1614 bei seiner ersten Badenfahrt unter anderm ein vergoldetes «Schiffli», seiner Frau ein silbernes «Stitzli» geschenkt. Im Jahre 1618 wollten Bürgermeister und Räthe nebst Kirchangehörigen und andern Bürgern dem Kirchenhaupte «ein ansehnliches Silbergeschirr» überreichen. Der strenge Breitinger verbat sich dasselbe indessen, da durch die «Schmeichler und Tellerschleker», welche die Einzüge besorgten, und die Badeschenken überreichten, der

Brauch zu Missbrauch geworden sei, so dass man reden höre «man sage wohl, wir «seien ein freies Volk, haben keine Fürsten noch Halsherren, denen wir steuern müssten; «aber ihnen sei das Badschenken Fürsten und Halsherren genug». — Dass hinwiederum geistliche und weltliche Würdenträger bei ihrer Wahl und bei Beförderungen ihre Zunft- und Gesellschaftsstuben beschenkten, werden wir später noch sehen. So sammelten sich nach und nach im Besitze der Bürger und Gesellschaften bedeutende Silberschätze an.

b) Der Silberschrank des Zürcher Bürgerhauses.

Greifen wir aus den in den Schirmbüchern eingetragenen Verzeichnissen einige der vielen Angaben über den Nachlass von Bürgern aus allen Ständen heraus.

Der bevogtete Jakob Effinger besass im Jahr 1530 zehn silberne Becher und einen silbernen verdeckten Stauf. — Im Jahre 1532 hinterliess der Tuchhändler Jos von Chusen: «Zwei Becher mit einem Deckel, wägend 5 Mark und 9 Loth, eine silberne Schale wiegt 13 Loth, eine Muskatnuss (d. h. ein Becher aus einer Cocosnuss geformt — ein wenig jüngerer Cocosbecher, 1560 von Meister Felix Keller angefertigt, findet sich in der Sammlung des Landesmuseums) für 16 Gulden gewertet, einen fladerinen (Maser) Kopf mit 12 lot Silber beschlagen, zwei gedeckte kleine Becher auf Granatäpfeln ruhend, einen goldenen Siegelring, 16 hölzerne Löffel, mit Silber beschlagen, zwei mit Silber beschlagene Rappiere, zwei ebensolche Schwyzerdegen. — Meister Stephan Rützestorfer zum Goldstein, der Steinernwerkmeister von Zürich, hinterliess 1535 «3 hüpsch silberin Schalen, 6 ziling und 1 grossen silberin becher.» —

Unter dem bescheidenen Nachlass, der für des Reformators Ulrich Zwinglis Kinder 1539 verwaltet wurde, finden sich: «1 hübscher kopf mit 1 gschlagnen lid, 1 kleine «hüpsche trugken zun brieffen, 1 hüpscher beschlagner gürtel, 1 zypressenen zinggen «mit silber beschlagen, ein halsband und bruchsilber wigt alles 5 lot, 1 beschlagner «gürtel und ein halsband, ein beschlagner löffel übergült, 1 Ellentzbeinle an einem sil«berigen kettenli gefasset.» —

Gewichtiger war der Nachlass des reichen Wernher Steiner von Zug, welcher von 1543 bis 1553 mehrfach aufgeführt wird. Derselbe enthielt: einen grossen vergoldeten Maserkopf, auf 30 ℔ gewertet; einen beschlagnen Cocosbecher; einen grossen silbernen vergoldeten Stauf; eine grosse und eine kleine silberne Schale; einen hohen, silbervergoldeten Becher mit Deckel, auf welchem ein Steinbock stund; 7 andere vergoldete Becher; zwei gedeckte kleine Stäufe, — auf dem Deckel des einen sah man einen Hirschkopf (Schwarzmurer), auf dem andern Maria mit dem Kind (1553 ist eines «stäuffli mit einem lid» gedacht, genannt «Wyngärtli») —; ein Büffelbecher mit vergoldetem Deckel; zwölf «zillige» silberne Becher; zwei Dutzend beschlagne Löffel; ein vergoldetes «zilligs» glas; «und ist das alles bi 350 lott vergült und unvergült, ist gewertet das lot für 6 batzen; Item so sind die beschlagnen tegen und auch tolchen für vierzig Pfund gewertet; 3 bitschat und 2 golden ring sind angeschlagen und gewertet für 32 ℔.» — Im gleichen Jahre 1543 hinterliess Apotheker Hartmann Klauser unter anderm einen Strausseneibecher

von 34 Lot und einen hohen silbernen Stauf von 49½ Lot; andere seltene Stücke im Nachlass von Kaspar Bluntschli von 1544 waren ein «Einhorn», in Silber gefasst, und eine «Ellend clauwen». — Nicht weniger als 28 Trinkgeschirre nebst vielem Schmuck brachte 1546 Elisabeth Berger ihrem Gatten, dem Sohne des Bürgermeisters Haab, zu. — Genau beschrieben ist 1552 der Nachlass vom Meister Stephan Zeller; unter 10 silbernen Bechern findet sich ein solcher mit knüttlen und einem Deckel, daruff ein waapen. Ferner «Ein schwytzer tägen, oben um, auch die mässer und kloben silberin», und: «ein gewer oder tägen derselben lenge, oben um und die mässer auch mit silber be-«schlagen, sampt einem silberin kloben mit bildern». — Der Seilermeister Heinrich Ostertag hinterliess 1553 u. a. «ein bschlagnen vergülten kopf, uff dem «lid ein Fröwli, «so ein seiler haggen in Händen hat.» —

Auch wohlhabende Landleute erfreuten sich gerne schimmernden Silbergeräts: 1567 besassen die drei jüngsten Kinder von Andreas Müller von Küsnach sel., gew. Müllers zu Erlibach, drei silberne Becher, zwei beschlagne Köpfe, «einen beschlagnen Schwytzertägen.»

Aus dem reichen Nachlass von Hauptmann Jakob Sprüngli von 1577 sei nur erwähnt «1 hoher stauff, so M. Jacoben Sprüngli selligen von gemeinen Zünfftern zum «Weggen ins Bad geschenkt», «1 silberin tolchen mit ysinem gfess und knopff», «ein bschlagner Schwytzer tolchen.»

Im Jahre 1587 erbten Georg Strassers des Schneiders sel. Kinder «Ein Strassburger Schalen», «ein Thaler becherli» und «ein Muscatnus». Die Schale, von Silber, «uff einem hochen Fuss», welche 1593 zu 38 ℔ 8 ß, das lot zu 12 Konstanzer Batzen verkauft wurde, dürfte eine derer gewesen sein, welche sich die oder einige Teilnehmer an der Strassburger Hirsbreifahrt von 1576 unter Verwendung und Einfügung der ihnen geschenkten Schützenpfennige hatten anfertigen lassen, denn Strasser hatte der fröhlichen Gesellschaft angehört. Eine solche Schale, Arbeit eines andern Fahrtgenossen, Abraham Gessners, Eigentum der Zürcher Bogenschützengesellschaft, ist heute von dieser dem Landesmuseum zur Ausstellung übergeben. — Im Jahre 1599 wird zum erstenmale eines silbernen Löffels gedacht, während bis dahin nur hölzerne, silberbeschlagene und solche mit silbernen Stielen vorgekommen waren. Im gleichen Jahre wurde den Schildern zum Schneggen ein Dutzend silberner Löffel geschenkt. Christoph Keller, Niklaus sel. Sohn, erbte 1621 dreizehn ganz silberne Löffel, darunter «ein zusammenglegten mit einem Hirtzenfuß». — Hans Lavater, Schaffner zu Kappel, hinterliess 1601 einen «vergülten Schwytzer dolchen». — Barbara Span, das Töchterlein Heinrich Spans, besass 1613 einige bemerkenswerte Silbersachen, z. B. einen «beschlagnen Taußenmann«, (wie solche in Zürich sehr beliebt waren und noch vielfach vorhanden sind), einen «stauff, daruff S. Pauli Bekehrung», «ein stauff, darin uff einem pfenning Herrn Gwalters sel. biltnuß», «ein tischbächer, darin ein goßner Zürich taler am Boden». — In Hans Heinrich Schüchzer sel. Nachlass fand sich 1624 «ein bschlagner tolchen daruff des Schüchtzers sel. Wapen».

Barbara Rahn, Tochter des Goldschmiedes Hans Ulrich Rahn sel., erbte 1636 von ihrem Vater 3 Stäufe und 9 Tischbecher im Gewicht von 133 Lot, und im gleichen

Jahr hinterliess Hans Felix Esslinger, gewesener Fähndrich in Frankreich, u. a. «einen silbernen tolchen von synem Großvater her», eine silberne Flasche, 33 Lot schwer, ein mit Silber beschlagenes Degengehänge.

Aus einem Inventar von 1665 lernen wir die Bezeichnung verschieden gestalteter Silberlöffel kennen, es gab da «Apostel»-, «Mordio»-, «Brustbild»-, «Schiltli»- und «Kinds»-Löffel.

Schade ist es, dass gerade bei Aufnahme des Vermögens sehr begüterter Erblasser der Hausrat gewöhnlich nicht ins Schirmbuch eingetragen, sondern auf besondern Zettel in Händen der Vormünder verwiesen wurde; ausnahmsweise verzeichnet findet sich 1667 das Silbergeschirr der Söhne des Kammerers Rudolf Steinbrüchel. Da war ein hoher Stauf mit ablangen knorren, ein Stauf mit niederm Fuss, ein vergoldeter Tigelbecher, acht Tischbecher mit dem Schwerzenbach-Wappen, ein kleiner vergoldeter Doppelbecher, ein silbernes, verziertes Brunnenkesseli, ein silbernes Geltli mit der Jahrzahl 1576, ein grosser, vergoldeter Doppelbecher, ein Tischbecher auf Engelsköpfen, ein hoher Stauf mit Demantknorren, ein vergoldeter Stauf, zwei weisse Salzbüchschen; Löffel mit Brustbild, mit Aposteln, mit Schildchen, mit dem Schwerzenbach-Wappen. An Schmuck mag genannt werden ein Knabengürtel, mit Silber beschlagen, Mannsgürtel mit Degengehenk, ein doppelter Flaschenzug-Frauengürtel, ein glatter Kettengürtel, ein ganz silberner Spiegelgürtel mit 2 silbernen Messerscheiden und vier Messern, ein Schlossgürtel auf Sammet, 4 mit Silber beschlagene Messerscheiden (also sog. «Damenköcher», wie solche heute von den Sammlern sehr gesucht werden) an silbernen Kettchen, ein Paar goldene Kettchen. — Elisabeth Brysacher, Tochter des Kürsners Hans Ludwig, besass 1671 u. a. einen silbernen Gürtel mit sammetenem Riemen, durchbrochenem Schloss, besetzt mit einer Rose und 30 silbernen Ästchen.

Vom Jahre 1700 sei noch der Besitz der Anna Elisabeth Orell, Tochter Heinrichs, aufgezählt. Sie besass eine Stitze von getriebener Arbeit, eine Schüssel mit getriebenem Deckel, ein halbes Dutzend gerauhte vergoldete Tischbecher, zwei silberne Tischbecher, ein Kinderbecherli, eine kleine Schale mit dem Täufer Johannes, 12 silberne Gabeln, 2 vergoldete Löffel mit Wappen Grebel und Esslinger, ein Paar vergoldete Salzbüchschen. Ausserdem hatte sie einen Goldschmuck, nach schriftlichem Zeugnis von Goldarbeiter Homberger, im Goldwerte von 150 Sonnenkronen, bestehend aus einem Gürtel, dazu einer «geschmelzten» Rose und einem Paar zweifacher Armbänder mit «geschmelzten» Schlossen, auf welchen das Wappen der Steiner angebracht war. Weiterer Schmuck bestand aus einem Rubinring mit 6 Diamanten, einem Smaragdring mit 6 Diamanten, einem Hyazinthring, einem 3 fach vergoldeten Flaschenzuggürtel, einem Paar vergoldeter «Göller»-Ketten und «fürgürtli» (Schürzen) Rosen, einer doppelten schwarzen Korallenkette mit 21 vergoldeten Bollen und Steinen, einem vergoldeten «Falßrigeli», einem sieben Dublonen schweren goldenen Halskettchen, einem Paar Armbändchen im Gewicht von 14 Sonnenkronen u. s. w.

Es fehlt leider an Raum, diese und eine Menge anderer Inventare hier eingehend zu beleuchten und durch die spätere Zeit weiter zu verfolgen; dass im XVIII. Jahrhundert, bei noch gesteigertem Wohlstande, die begüterten Zürcher Familien mit ein-

fachem, aber gefälligem Silbergeräte einheimischer Arbeit wohl versehen waren, ist bekannt, sind doch viele der Leuchter, Teller, Platten, Kaffee- und Theekannen, Zuckerbüchsen und anderer Geräte, z. B. die schönen Silberdeckel von Gesangbüchern zur Zeit des französischen Einfalles dem Schmelztiegel entgangen und noch heute in Ehren gehalten.

c) Die Silberschätze der Gesellschaften und Zünfte.

Regelmässige Arbeiten waren während des XVI. und XVII. Jahrhunderts zu Handen der Zünfte und Gesellschaften auszuführen. — Der Hausrat auf deren Stuben war im Beginne des XVI. Jahrhunderts nach den vorhandenen Verzeichnissen noch sehr bescheiden. Erst um 1535 werden nach und nach die hölzernen und zinnernen Becher derselben durch silberne ersetzt. Beschlüsse wurden gefasst, welche feststellten, was neue Zunftgenossen und Inhaber von Ehrenstellen auf die Stube zu stiften hatten. Die Silbergaben von Mitgliedern des Kleinen und des Grossen Rates hatten in der Regel 8 Lot Gewicht, bestanden demnach aus mässigen Tischbechern; höhere Amtspersonen und fremde Gäste machten reichere Geschenke. Im XVII. Jahrhundert trat dann ein Überbieten in solchen Gaben ein, welches den Rat veranlasste, im Jahre 1675 eine genaue Verordnung über die Silbergaben zu erlassen. Danach hatte z. B. der Bürgermeister 50 Lot an Silbergeschirr oder 100 Pfund (zu 20 Schilling) baar, ein Ratsherr oder Zunftmeister 40 Lot oder 80 Pfund, ein Zwölfer 25 Lot oder 50 Pfund Geldes zu entrichten. Baarzahlung an die Gesellschaft wurde nach dem Jahre 1700 die Regel, doch dauerten auf einzelnen Stuben die Gaben in Natur noch länger fort. — Die gewaltig anwachsenden Silberschätze wurden im Jahre 1629 zum erstenmale gelichtet, als der Rat mit Rücksicht auf die drohende Gefahr, in die deutschen Kriegswirren verwickelt zu werden, allen Gesellschaften befahl, einen Dritteil ihres Silbergeschirres zu vermünzen. Zur Deckung der 1656 der Stadt Zürich erwachsenen Kriegskosten wurden auch die Zunft- und Gesellschaftsgüter erheblich in Anspruch genommen, und wieder wanderten zahlreiche Gefässe zur Münze. — Noch später wurden ältere Becher in Menge zu Löffeln, Gabeln, Messergriffen, Salzfässern und Senfstitzen, Leuchtern und dergl. umgeformt, je mehr das Trinkglas den Gebrauch der silbernen Tischbecher verdrängte. — Im Jahre 1798 veranlasste die Furcht vor Einziehung der Zunftgüter durch die helvetische Regierung die Zünfte Zürichs zur Auflösung und zur Verteilung des Zunftvermögens unter ihre Mitglieder. Das Silbergeschirr wurde verkauft, zum Teil von den Mitgliedern auf Rechnung ihrer Anteile übernommen. Mag dann Vieles von geringerem Werte im Jahre 1799 in den Schmelztiegel gelangt sein, als die Kriegsnot und Massena's Zwangsanleihen dazu nötigten: die einstigen Hauptzierden der Zunfttafeln blieben erhalten, teils werden sie heute noch in Zürcher Familien aufbewahrt und hochgeschätzt, teils haben sie ihren Weg leider ins Ausland gefunden. — Gesellschaften, wie die Chorherrenstube und der Schneggen, haben ihre Schätze in der Hauptsache auch während der Stürme zu Ende des vorigen Jahrhunderts wohl gehütet und bis zur Gegenwart zusammengehalten.

Eine Übersicht über den Besitz einer Anzahl von Gesellschaftsstuben mag zeigen, in welchem Umfange die Goldschmiede für dieselben beschäftigt waren.

Chorherrenstube. Die Stiftsherren fassten im Jahre 1548 den Beschluss, dass jeder Chorherr einen silbernen Becher, von den Stubengenossen je zwei zusammen ein Stück, die Stubenmeister deren vier im Namen der Gesellschaft auf die Chorherrenstube schenken sollten. Auch hatte ein jeder, welcher eine Pfründe an der Propstei-, der Abtei- oder der St. Peters-Kirche erhielt, eine ähnliche Gabe zu entrichten. — Auf diese Weise gelangte die Stube bis 1653 zu einem Silberschatze von 142 Bechern und 49 silbernen Löffeln. Die Beisteuer an die Kriegskosten von 1656 brachte die Zahl der Becher auf 50 Stücke zurück. Nachher mehrten sich die Bestände wieder, indessen legte das XVIII. Jahrhundert, wie bereits bemerkt, mehr Wert auf Salzfässer, Leuchter, Präsentierteller. Obwohl die Kriegsnot der Jahre 1798 und 1799 umfangreiche Veräusserungen veranlasste, konnten die Chorherren, nach Auflösung des Stiftes, der Stadtbibliothek im Jahre 1836 noch 12 wertvolle Trinkgeschirre zur Aufbewahrung übergeben. Darunter befinden sich 3 Stäufe (Arbeiten des Goldschmiedes Felix Keller), Geschenke englischer Bischöfe aus den Jahren 1563 bis 1565, ein 1673 gekaufter grosser Globusbecher (Werk Abraham Gessners aus dem Ende des XVI. Jahrhunderts), Bullingers Trinkglas (1667 von Hans Ulrich Oeri in Silber gefasst) und eine Anzahl hübscher Schalen. Diese Becher sind nunmehr der Obhut des Landesmuseums anvertraut. — Eine 1798 veräusserte schöne Schale mit Darstellung des Kaisers Heinrich IV. vor Canossa befindet sich noch in Zürcher Privatbesitz.

Constaffel. Auf dieser Stube, zum Rüden, welche auch von den adeligen Landsassen und den mit Zürich verburgrechteten Prälaten mit Geschenken bedacht zu werden pflegte, flossen besonders reiche Silbergaben. Nach Mitteilungen von Herrn Tobler-Meyer im Zürcher Taschenbuch für 1895 besass die Constaffel im Jahre 1508 noch kein Silbergeschirr, 1540 dagegen schon 38 silberne Becher, infolge von Stiftungen seitens der Stubengenossen aus den Jahren 1538 und 1539. — Im Jahre 1575 beschloss die Gesellschaft, ihre Mitglieder geradezu zur Ablieferung von Silbergaben zu verpflichten. Als die Obrigkeit 1629 Einschmelzung eines Teiles der Silberschätze anordnete, besass der Rüden 264 Trinkgeschirre aus Edelmetall, darunter einen silbernen Rüden, einen silbernen Löwen, eine silberne Kugel (Wappenbild der Junker Schmid), «ein vergült Schiff, daruff ein fortuna stadt». — Hievon wurden 117 Stück, 1841 Lot schwer, in die Münze gesandt. — Im Jahre 1656 wurde der wieder um 50 Trinkgeschirre vermehrte Schatz abermals um 44 Stück, im Gewicht von 1205 Lot, geschmälert. Unter dem bis 1675 verzeichneten Zuwachs von 33 Stücken befand sich auch als Geschenk des Geschlechts der Escher vom Luchs deren prächtiges Wappentier. Diese kunstvolle Arbeit eines Goldschmieds Boller, wahrscheinlich des Handwerkobmanns Hans Rudolf, ist vor zwanzig Jahren von einer Anzahl der Schildner zum Schneggen für deren Silberschrank erworben worden. — Nach Erlass der Ratsverordnung von 1675 über die Silbergaben zogen es die Mitglieder der Constaffel in der Regel vor, ihre Gebühren in baar zu entrichten. Von 1676—1698 wurden nur noch 14 Silbergeräte eingeliefert, dann versiegte deren Zufluss. Nur noch die Äbte von Wettingen, Muri und Einsiedeln brachten bis

1781 ihre Gaben in Gestalt von Trinkgeschirren dar. — Nachdem 1678 bis 1680 wieder 1436 Lot Silber eingeschmolzen worden waren, hatten Streitigkeiten zwischen Junkern und Constafflern im Jahre 1684 zur Folge, dass das Silbergeschirr zwischen Gesamtconstaffel und den adelichen Herren vom Rüden geteilt wurde, wobei ersterer 1096, letztern 1909 Lot zufielen.

Im Jahre 1798 besass die Constaffel noch 13 Becher und eine Konfektplatte, 432 Lot, welche im Juni 1798 teils verkauft, teils verteilt wurden.

Die Junker hatten bei der Teilung von 1684 unter anderm die silberne Kugel, das Schiff, eine Birne, einen Ritter zu Pferde, einen Fuchs, einen Rüden erhalten. Im Jahre 1698 veräusserten sie Schiff, Birne, Fuchs und Ritter an Stubengenossen.

Der Ritter, Geschenk der Erben des Pannerherrn Caspar Schmid von 1638, Arbeit des Goldschmiedes Hans Jakob Holzhalb, befindet sich noch heute in Privatbesitz. — Ein 1700 angefertigter grosser Rüde, welcher bei Auflösung der adelichen Gesellschaft im Jahre 1878 von einigen der Junker auf die Stube zum Schneggen geschenkt worden ist, wurde nicht von einem Zürcher Meister, sondern von dem Schaffhauser Laiblin angefertigt.

Nachdem im Laufe des XVIII. Jahrhunderts vielfach ältere Becher zu Löffeln, Leuchtern, Salzfässern und dergleichen umgewandelt worden waren, gelangte im Jahre 1798 auch das gesamte Geschirr der adelichen Gesellschaft, mit Ausnahme des grossen Rüdens, zum Verkauf.

Der kleine Rüde von 1639, Arbeit von Hans Heinrich Riva, wurde von einem Stubengenossen übernommen und ist noch vorhanden.

Schmiedenzunft. Das Silberbuch der Schmiede zum goldenen Horn ist nicht so peinlich genau geführt, wie das später zu erwähnende der Zimmerleuten, es enthält aber doch wertvolle Angaben. Neben den gewohnten Silbergaben erhielt die Stube 1574 einen «vergülten Satyri Tüffelbecher», 1594 ein vergoldetes Horn von 39 Lot, 1611 eine «Glocke», 1615 von zwei Gliedern des Geschlechtes Schwyzer einen «Pannerherrenbecher», 1617 einen Würfelbecher, 1618 wird eines «Esswurm-Bechers» von 1575 gedacht. Diese Stücke waren im XVIII. Jahrhundert nicht mehr vorhanden. Dagegen besassen die Schmiede später einen «Kohlenkorb» von 1630, ein neueres, vergoldetes «Horn», 73 Lot schwer, einen 1697 geschenkten, 121 Lot schweren «Ambos», eine «Glocke» von 1727. Ältere einfachere Becher wurden von Zeit zu Zeit eingeschmolzen. So wurden 1742 von 3624 Lot Silbergeschirr 437 Lot verkauft. Es verblieben neben dem übrigen Tafelgeschirr 116 Trinkgeschirre. Im Jahre 1775 verkaufte die Zunft an Münzmeister Locher nicht weniger als 48 Stücke Stäufe, Schalen, Muscheln, ein «Meerfräuli» von 84 Lot, ein (von dem Geschlechte Heidegger 1668 geschenktes) «Heidenfräuli» von 56 Lot, im Gesamtgewicht von 1487 Lot. — Unter den verbleibenden Bechern befanden sich neben «Ambos», «Horn», «Kohlenkorb», «Glocke», auch eine «Haubitze» von 156 Lot, drei Schalen mit den Bildern eines Konstablers, eines Schlossers und eines Kupferschmieds, 30 Tischbecher und 12 Tischbecher «von den (bei den Schmieden zunftgenössigen) Herren Chirurgi». — Im Jahre 1798 wurde dieses alles veräussert.

Zunft zum Weggen. Die Zunft der Bäcker erhielt von 1540 bis 1618 Silbergaben im Gewicht von 1545 Lot, von welchen 1629 ein bedeutender Teil eingeschmolzen wurde. Nach dem Rapperswilerkriege wanderten wieder 1390 Lot in die Münze. Im Jahre 1735 besass die Zunft einen Silberschatz von 3080 Lot, welcher sich bis 1797 auf 1502 Lot verminderte. Die im Jahre 1797 noch vorhandenen und 1798 veräusserten Trinkgeschirre bestanden aus Pokalen in Gestalt eines «Weggens», einer «Murre», eines «Ringes», 2 Schalen und 4 Bechern im Gesamtgewicht von 420½ Lot.

Zimmerleuten. Das 1596 angelegte Silberbuch dieser Zunft berichtet, dass im Jahr 1539 von Herren und Meistern derselben beschlossen worden sei, «dass ein Jeder so von Inen, dessglychen auch von unsern gnedigen Herren Burgermeister und Rath der Stadt Zürich mit einem Amt begabet oder in das Regiment gefürderet und genommen wirt, dissere Zunft mit Silbergeschirr vereeren und begaben sölle».

Das sorgfältig geführte Buch gibt bis zum Jahr 1639 Abbildungen der auf den Bechern angebrachten Wappen und allfälliger Sprüche. Im Jahre 1539 schaffte die Zunft selbst 2 Tischbecher von 8 und 7 Lot Gewicht an, dann folgten noch im gleichen Jahr 11 Becher neuer Zünfter. Bis zum Jahre 1600 hatte die Zunft 168 Trinkgeschirre angesammelt, darunter waren 42 Stäufe, 3 Mayeli, 123 Becher. Keines dieser Geschirre, meist kleine leichte Becherchen (am schwersten waren einige Stäufe von 20—24 Lot) überlebte das Jahr 1708, die meisten wurden schon 1628 eingeschmolzen. Im Jahre 1596 fingen einige Geber an zu dichten: «Zu Eeren dieser Zunfft voran, Vereert mich Jacob Kindlimann». — «Damit noch menger lustig werd, hat mich Hanns Rudolf Wirtz vereert». «Ludwig Bodmer thett vereeren mich, damitt er wie ander erzeigte sich». — Die Silberlade erhielt dann bis 1628 weitere 68 Becher. Unter diesen steht voran der 1614 von 8 Herren und Meistern überreichte Adler «1 silbernen allerdingen vergulten Adler uff einem hohen Fuß, daran hienach gemelter Herren und Meister Eerenschild und Nammen in acht underschidentliche geschmelzt verfasset sind, halt an Gewicht 157 Lot». Da unter den Schenkern der Kupferstecher Dietrich Meyer und der Bildhauer Ulrich Oeri sich befanden, dürfte der Adler ein Prachtstück gewesen sein. Er war wahrscheinlich, wie der Marcus-Löwe des Schneggens, von Oeri selbst modellirt. Ein hoher Stauf von 100 Lot Gewicht wurde, wie der Constaffel und den andern Zünften, im gleichen Jahre anlässlich des französischen Bündnisses von dem «ordendlichen Ambassadoren Herrn Petro de Castilien» verehrt. — Im Jahre 1628 lieferte man diesen Stauf mit andern Bechern im Gewicht von 1609½ Lot an die Münze; es verblieben der Zunft der «Adler», eine von Samuel Hoffmann, Pfarrer zu Bülach 1623 gestiftete Muschel, 54 Stäufe, 2 Schiffli, 26 Tischbecher, 1 Dutzend silberne Löffel, zusammen 1225 Lot 2 qu.

Von 1628 bis 1685 gingen wieder 125 Silbergaben ein, dagegen wurden 1655 dem Schmelztiegel 50 Becher im Gewicht von 711 Lot übergeben. — Der Bestand von 1685 ist im Silberbuch auf 169 Stück im Gewicht von 3109 Lot angegeben. Neben Adler und Muschel haben damals ein Hobelträger und ein Küfer eine Zierde der Zunfttafel gebildet. Über diese berichtet das Silberbuch:

«Ein vergülter Hobel und ein Man darunder gab Herr Hans Trüb ward Zwölffer 1645, Rathsherr 1658 für beide Ehrengeschirr» «51 Lot». — Diese vorzügliche Arbeit

von Meister Hans Jakob Bullinger, Obmann der Goldschmiede, ward 1798 bei Auflösung der Zunft von einem der Zünfter übernommen, und ist heute wohl geborgener Privatbesitz. Mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit hat die Besitzerin dessen photographische Wiedergabe gestattet.

«Ein man mit einer Daussen alles silbern und vergült wigt 91 lot und stand nachfolgender Herren wappen und namen daruff, ist ein stubenmeister gschir». (Es folgen die Namen der 10 Stifter des Bechers, darunter der Goldschmied Hans Jakob Meyer, Sohn des Kupferstechers Dietrich, vielleicht der Schöpfer dieses Werkes). Dieser «Küfer», welcher mit grossem Geschick gearbeitet ist, wurde im Jahre 1798 ebenfalls von einem Zünfter übernommen, leider schon vor längerer Zeit nach Paris verkauft. Ein Gipsabguss desselben, welchen der Verkäufer zurück behalten hatte, ist kürzlich schenkungsweise an das Landesmuseum gekommen, eine galvanoplastische Nachbildung befindet sich in Privatbesitz.

Eine 1639 geschenkte vergoldete Muschel auf einem Delphin, mit Neptun auf dem Deckel, im Gewichte von 60 Lot, wurde 1692 eingeschmolzen; ein gleiches Schicksal erlitten 2 andere Muscheln und eine 46 Lot schwere Schale.

Überhaupt wurden in den Jahren 1692, 1708 und 1723 die Bestände an Bechern stark geschmälert, während bis zum Jahre 1725 nur noch 54 Silbergaben an Schalen, Bechern und Präsentiertellern erfolgten. Später erlegte man die Gaben ausschliesslich in baarem Geld. Unter den letzten Geschenken erscheint 1715 ein vergoldeter hoher Stauf mit Deckel im Gewicht von 104½ Lot von Bürgermeister Johann Jakob Escher, 1717 zwei vergoldete grosse Schalen, jede 70½ Lot schwer, von Landvogt Leonhard Gossweiler für sich und seinen sel. Vater, eine ebensolche im gleichen Gewicht von Johann Caspar Escher, Landvogt zu Kiburg, alles durch ihre Grösse, vermutlich auch durch die Arbeit, herrvorragende Stücke.

Im Jahr 1725 besass die Zunft den «Adler», den «Hobel», den «Küfer», den grossen Stauf von Bürgermeister Escher, 25 Schalen, 18 Tischbecher, 3 Präsentierteller, eine Giesskanne mit Platte, nebst dem üblichen Tischgerät. Ausser den drei erstgenannten Stücken und 12 Schalen stammte alles Übrige aus der Zeit von 1685 bis 1725.

Schiffleuten. Bei Verteilung des Zunftgutes im Jahre 1798 kamen 10 Ehrengeschirre zum Verkauf. Für die Fischreuse («Reusch»), das «Schiff», den «Sassen», den «Rechling», die «Trüsche» und 5 Schalen im Gewicht von 435 Lot bezahlten einige Zunftgenossen fl. 574.11. Das übrige Silberzeug, 425 Lot, ward zu fl. 567.33 verkauft.

Waag. Auch diese Zunft besass im Jahre 1521 noch kein Silbergeschirr. Dagegen wurden schon 1537 dem Stubenknecht acht, 1540 neun silberne Becher übergeben. Am 16. Wolfmonat 1565 beschlossen Meister und gemeine Zunft, es solle künftig jeder Ratsherr, Zunftmeister oder Vogt vier Gulden, jeder neue Meister zwei Gulden an einen Becher geben.

Silberbuch und Zunftrechnungen aus dem XVII. und XVIII. Jahrhundert sind leider verloren, aus den übrigen Akten ist nur ersichtlich, dass die Zunft nach und nach einen ganz bedeutenden Silberschatz zusammenbrachte, und dass die Freude an schim-

merndem Tafelschmuck lange fortdauerte. Noch 1733 konnte man sich nicht entschliessen, anstatt Silbergaben an Stäufen bestimmte Leistung an baarem Geld zu verlangen, und wenn 1770 die «altmödischen, schlecht facionirten Kerzenstöcke, Salzbüchsen, Messer, Gabeln, Löffel und Senfstitzen» durch neue ersetzt wurden, unter Einschmelzung alten Silbergeschirres, so hielt man nicht nur die vorhandenen alten Prunkstücke in Ehren, sondern suchte selbst solche aus anderm Besitze zu erwerben. Am 8. November 1784 noch «wurde ein Ehrengeschirr, den Atlas mit einer Weltkugel und Himmelssphäre vorstellend, vorgewiesen, welches Herr Rathsherr Usteri, weil viel Kunst daran, gegen altes Silbergeschirr umzutauschen anerboten». Dieses wurde gutgeheissen.

Am 13. Januar 1797 besass die Zunft einen Silberschatz von 6467 Lot, welcher im Jahre 1798 zu Geld gemacht wurde. Aus 5494 Lot an silbernen und silbervergoldeten Gefässen zu fl. 1. 3 ß wurden fl. 5906. 2 erlöst. Zwei silbervergoldete Schalen, kostbare Geschenke des spätern Bürgermeisters Andreas Meyer, Arbeiten Joh. Peter Oeris aus dem Jahr 1678, im Gewichte von 132 Lot wurden zu fl. 1. 5 ß das Lot an den Bürger Obereinnehmer Johann Martin Usteri verkauft. — Als die Zunft 24 Jahre später, nach Zeichnung Usteris, durch Goldschmied Rordorf einen technisch vorzüglichen Pokal im nüchtersten Zeitgeschmacke ausführen liess, fiel es Usteri nicht ein, die prächtigen Spätbarockschalen seiner Zunft wieder anzubieten. Dieselben befinden sich, ängstlich behütet, in Privatbesitz. Dagegen veranlasste der Dichter wenigstens Ankauf des hübschen Doppelbechers mit Monatsbildern von Hans Peter Rahn aus dem Ende des XVI. Jahrhunderts (vgl. Taf. III).

Genauere Untersuchungen über die Silberschätze sämtlicher Zünfte und Gesellschaften müssen für eine umfangreichere Arbeit vorbehalten bleiben. Dagegen darf hier von den übrigen, nicht zünftigen Stuben wenigstens der Schneggen nicht übergangen werden.

Schneggen. Die Schildner zum Schneggen fassten 1557 folgenden Beschluss: «Als gemeyne gesellschaften und zünfft in der Statt Zürich in kurtzen Jaren ein hüpsch silber geschirr überkommen, und aber die Gesellschaft zum Schneggen gar dhein silber gschirr gehept, auch niemands under inen darzuo nöten wellen, sonders an einem wol versamleten gebott angesehen, wellicher von der gesellschaft ein Becher gebe, das welle man dankbarlich von in annemen, und so ander eerenlüt, frömbd oder heymbsch personen geistlich oder weltlich, ein gesellschaft mit bechern vereren welten, das soll man zur höchem Dank und gefallen empfahen und also solch silber gschirr ordenlich versorgt und in eeren zu gmeyner gesellschaft handen ufenthalten werden».

In etwelcher Abweichung von Vorstehendem findet sich im Silberbuche ein Zusatz, dass jeder neu aufgenommene Schildner der Gesellschaft einen Becher zu stiften habe, insofern nicht von einem seiner Vorgänger gleichen Geschlechts und Mannesstammes bereits ein solcher abgeliefert worden sei. Hierüber sollte nach Schildrodel ein Verzeichnis geführt werden.

Infolge dieser Beschlüsse erhielt der Stubenmeister zum Schneggen von 1558 bis 1573 schon 71 Becher von sämtlichen 65 Schilden, wie auf den Zünften meist kleine Tischbecher von 8 Lot Gewicht. Geistliche Landsassen verehrten in diesem Zeitraum

14 Becher, worunter eine vergoldete Birne von 25 Lot, und zwei vergoldete Becher von 40 und 41 Lot Gewicht; endlich stifteten Landsassen und der Gesellschaft nicht angehörige Bürger 56 Gefässe.

Die schönste Gabe, eine vergoldete Schnecke von 67 Lot, Geschenk des in Lyon ansässigen Georg Albrecht, ist Augsburger Arbeit.

Im Jahre 1629 erreichte der Silberschatz des Schneggens einen Bestand von 274 Trinkgeschirren und einem Dutzend silberner Löffel. Davon wurden 1629 auf hochobrigkeitlichen Befehl 1646 Lot vermünzt. Es verblieben der Gesellschaft noch 2857 Lot. — Ein weiterer Aderlass von 1600 Lot anlässlich des Rapperswiler Krieges wurde bis 1718 durch Schenkungen von Prälaten und Schildnern im Betrag von 1064 Lot nur zum Teile aufgewogen. Von 1718 bis zu Ende des XVIII. Jahrhunderts sind nur noch 12 Becher und Schalen seitens der Äbte von Muri, Wettingen und Einsiedeln eingegangen. Wie aus den Silberschränken der Zünfte wanderten im XVII. und XVIII. Jahrhundert noch viele, meist geringe Becher und Schalen in den Schmelztiegel oder wurden verkauft. Letzteres Schicksal hatten im Christmonat 1677 der 99 Jahre früher vom Rat geschenkte «Tausenmann», der schwerttragende, 117 Lot schwere Wappenlöwe des Landammanns von Davos, Johann Guler (1610) und der 1598 der Obrigkeit geschenkte und von dieser dem Schneggen überwiesene grosse Stauf des Doktors Johann von Muralt aus Siebenbürgen. Zu Löffeln, Gabeln, Salzgeschirren, Leuchtern umgewandelt, kehrte das eingeschmolzene Silber auf den Schneggen zurück. Die zuletzt im Jahr 1779 von Goldschmied Anton Manz angefertigten silbernen Salzfässer und Leuchter sind recht erfreuliche Arbeiten, und vielleicht kunstreicher als die zumeist für dieselben geopferten Pfaffenschalen.

Zur Zeit der Umwälzung von 1798 blieb der Silberschatz des Schneggens unverteilt, da die Privatgesellschaft der Schildner eine Beschlagnahme seitens der helvetischen Behörden nicht befürchtete. Der damalige Bestand ist ungeschmälert auf uns gekommen.

Von den 12 erhalten gebliebenen Trinkgeschirren des Schneggens lassen wir die goldene Schnecke (Augsburger Arbeit), den Genfer Doppelbecher (Nürnberger Werk), die Minerva-Schale (von Sebastian Fechter in Basel) und fünf Schalen und Becher von Äbten als nicht zürcherische Arbeiten für unsere Betrachtung bei Seite. Vier Prachtstücke rühren von einheimischen Meistern her.

1. «Löwe von S. Marco». Geschenk des venetianischen Gesandten G. B. Padovino, 1608. Modellirt von dem Bildhauer Ulrich Oeri, ausgeführt von dem Goldschmid Diethelm Holzhalb.

2. «Perlmutter-Schnecke». Geschenk des bündnerischen Ritters Rudolf von Schauenstein, 1621. Ungemein zierliche Arbeit von Hans Heinrich Riva.

3. «Doppelpokal, einfach kräftig gearbeitet mit grossen Buckeln». Geschenk des englischen Gesandten Robert Hayes, Earl of Carlisle, 1629. — Dieses Stück ist von Hans Heinrich Holzhalb gefertigt.

4. Reiterstandbild des Ritters und Pannerherrn Caspar Schmid, von dessen Erben 1638 geschenkt. Am Sockel vorn befindet sich das Wappen der Schmid in Schmelzwerk. —

Ein ganz gleiches Stück ward damals der Constaffel verehrt und befindet sich heute in Privatbesitz. Beides sind Werke des Goldschmiedes Hans Jakob Holzhalb.

Bogenschützen. Die Überbleibsel des Tafelgeschirres dieser Gesellschaft, bestehend aus der Strassburger Schale Abrahams Gessners, zwei kleinern Bechern aus dem XVII. Jahrhundert, drei Salzfässern und zwei Senfstitzen, sind von den Bogenschützen dem Landesmuseum in verdankenswerter Weise zur Aufstellung überlassen worden. — Das Silberbuch dieser Stube ist leider verloren.

Schützengesellschaft auf dem Platz. Die Stadtschützengesellschaft hat ein ausgezeichnetes Ehrengeschirr derselben, den «Büchsenschützen» (von Meister Hans Jakob Holzhalb 1646) mit ihren neuern Bechern und sonstigem Silbergeschirr ebenfalls aufs zuvorkommendste dem Museum zur Verfügung gestellt. Vergl. Taf. VI.

Es braucht wohl kaum betont zu werden, dass die Munizipalstädte wie Winterthur und Stein a/Rh. auch Zunft- und Gesellschaftsstuben, die Städtchen und Gemeinden im Rat- oder Gemeindehaus ebenfalls mannigfaltiges Silbergeschirr besassen. So befanden sich bis 1883 noch acht Becher auf der Gemeindestube Wiedikon, welche damals der Antiquarischen Gesellschaft und von dieser jetzt dem Landesmuseum übergeben wurden. — Schade ist es, dass die Winterthurer Silberschätze zerstreut sind; mit ihnen ist auch der «innen und ussen vergüllte silberine Becher» verschwunden, welchen 1593 vierzig Ratsmitglieder von Zürich der Nachbarstadt «zu einer Husstür» in ihr neues Rathaus schenkten.

Erklärung der Abbildungen.

Der beschränkte Raum einer Festschrift verbietet uns, das Verzeichnis der Meister von 1558—1798 mit den nötigen Beigaben, wie Lebensbeschreibung, Meisterzeichen, Aufführung der bekannten Werke, folgen zu lassen. Wir müssen uns auf einige Bemerkungen über die der Festschrift beigegebenen Lichtdrucktafeln beschränken.

Tafel I.

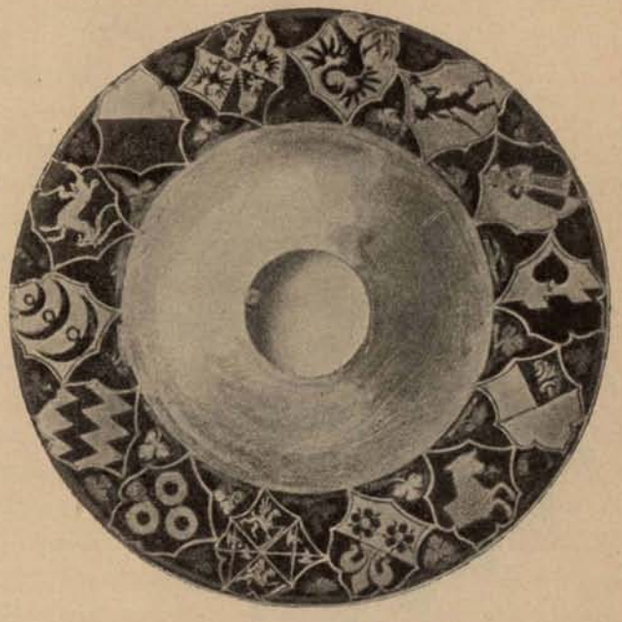
Becher von Hans Jakob Stampfer aus dem Jahre 1545.

Jakob Stampfer steht obenan in dem 1558 angelegten Meisterbuche und das mit Recht.

Der Vater dieses Meisters, Hans Ulrich Stampf, war im Jahre 1502 von Konstanz nach Zürich gekommen und Bürger geworden. Die Zunft zum Kämbel wählte ihn 1514 zum Zwölfer, 1526 wurde er Zeugherr. Er war 1524 einer der Verordneten zur Entfernung der «Götzen» aus den Kirchen, 1525 zur Schätzung des aus den Klöstern abgelieferten Silbers. Im Jahre 1526 hatte er, wohl als Münzwardein, das frisch vermünzte Silbergeld zu prüfen. Er starb 1544; im gleichen Jahre traf seine Witwe, Regula Funk, letztwillige Verfügungen über ihren Hausrat.

Hans Jakob oder, wie er sich selbst nennt, Jakob Stampfer ist wahrscheinlich 1505 geboren, Meister wurde er 1530, schon 1535 Gatte der Anna von Schönau, verlor er seine Frau 1555 durch den Tod. Stampfer folgte 1544 seinem Vater als Zwölfer zum Kämbel, 1560 ward er Zunftmeister, 1570 Vogt zu Wädenswil.

Stampfer führte sich als Meister sehr glücklich ein mit einer vor 1531 angefertigten Medaille auf seinen Vater, deren im Besitz von Prof. Dr. G. Meyer von Knonau befindlicher Specksteinschnitt in photographischer Nachbildung die Spitze vorliegender Arbeit schmückt. Bald folgte die vorzügliche Gedächtnismünze auf den Reformator Ulrich Zwingli, deren bester Abguss einem kleinen silbervergoldeten Maserkopf (im Besitze von Herrn Direktor Angst) eingefügt ist. Bis 1566 erstellte Stampfer noch eine Reihe zum Teil sehr hervorragender Denkmünzen auf bedeutende Gelehrte und Kirchenmänner, 1540 auch sein gelungenes Selbstbildnis. Berühmt ist der Patenpfennig mit den Wappen der XIII Orte und Zugewandten, welche unser Meister 1547 für die Tagsatzung erstellt hat. — Alle diese Arbeiten sind nach Speckstein- oder Holz-Modellen gegossen, und zum Teil vom Meister selbst nachgearbeitet.



Neben diesen Denkmünzen hat sich Stampfer als Münzmeister und für andere Münzmeister (z. B. Gutersohn) durch vortreffliche Prägestempel für Zürchermünzen, besonders Taler ausgezeichnet, (sein Werk sind die schönen Zürcher Wappentaler von 1558 bis 1560) auch geprägte Schaupfennige, meist biblischen Inhaltes angefertigt. (Vgl. Neujahrsbl. d. Waisenhauses f. 1869.)

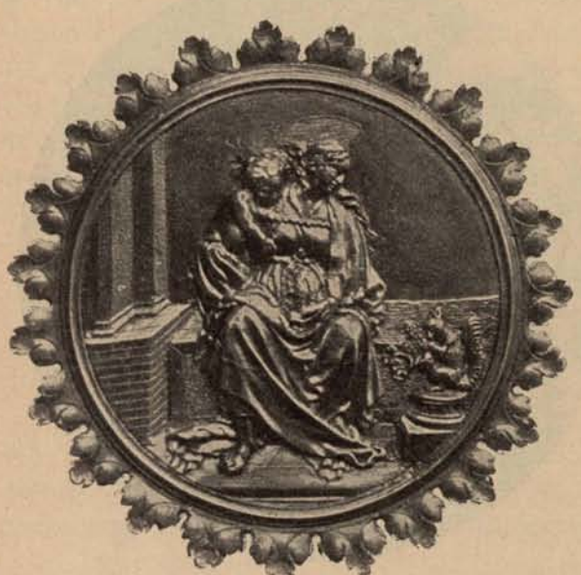
Von seinen eigentlichen Goldschmiedarbeiten sind nur zwei Stücke bekannt.

Ein gegossener Pokal Stampfers, welchen derselbe im Jahre 1545 im Auftrage der Konstanzer Domherren, als ein Geschenk nach Strassburg angefertigt haben muss, befindet sich als Eigentum des dortigen evangelischen Spitales im Hohenlohe-Museum daselbst.

Der Kelch ist mit Darstellung der sieben freien Künste zwischen stilgerechten Renaissancepilastern mit vorgelegten Säulen geschmückt. Die Flächen des Fusses und des gut gegliederten Schaftes sind durch höchst zierliches Band- und Rankenwerk zwischen Masken, Delphinen und Engelsköpfchen belebt. Ein flacher Ring zwischen dem Fuss und dem Sockel des Schaftes enthält in farbigem Schmelzwerk die Wappen der damaligen Konstanzer Domherren, eine dem Patenpfennig von 1547 ebenbürtige

heraldische Arbeit. Eine Platte im Innern des Fusses zeigt ein Rundbild, Maria mit dem Kinde, eine solche im Innern des Deckels die geätzte Gestalt der Minerva mit Schild und Speer, nebst Umschrift: Tu nihil in vita dices facies sue Minervæ 1545. Der federgeschmückte Knopf des Deckels dürfte an Stelle einer Minerva getreten sein, als der Becher die Bestimmung eines Abendmahlkelchs erhielt. — Die Gesamthöhe beträgt 37 Centimeter. Der Guss des Bechers, die Bilder und die Verzierungen sind sehr sorgfältig überarbeitet. Der Pokal trägt als Stempel den schräggeteilten Zürichschild nach der Verordnung von 1545 und als Marke Stampfers bekanntes Monogramm  in einem Schildchen.

Es entsteht nun die Frage: sind die Gestalten der freien Künste und der Maria von Stampfer selbst modellirt oder Nachguss? Konrad Lange weist in seinem Werke über den Nürnberger Modellschneider Peter Flötner überzeugend nach, dass diese Darstellungen in den Attributen (aber durchaus nicht, wie Lange meint, «in drolliger Weise») veränderte Abgüsse von Goldschmiede - Plaketten sind, welche Serien der 9 Musen und 7 Planeten angehören und noch in vielen Exemplaren in Museen vorhanden sind. Lange hält dieselben für Arbeiten Flötners, da auf einer, dem in Wien befindlichen Speicksteinschnitt der Charitas, gerade desjenigen, welchen Stampfer für seine Madonna benutzte, ein Täfelchen die Inschrift CHARIT ATIS · PF trägt. Er glaubt nun in den letzten zwei Buchstaben die Initialen (!) Flötners zu erkennen, während sie doch Abkürzung eines Substantivs sein müssen, auf welches der Genitiv Charitatis hinweist. — Lange bemerkt über Stampfers Pokal: «Entweder stammen die Plaketten wirklich von Flötner, dann «sind die Figuren Stampfers einfach Pasticciokompositionen nach Flötnerschen Plaketten. «Oder sie stammen nicht von ihm, dann kann man aber auch nicht einen Teil derselben «auf Flötner zurückführen, einen andern Teil nicht». Die Urheberschaft Flötners scheint uns heute noch nicht bewiesen, allerdings auch nicht diejenige Stampfers, aber wenn auch Stampfer Plaketten Flötners oder eines andern Meisters benutzt hat, trifft ihn folgende allgemeine Bemerkung Langes über die Goldschmiede nicht: «Man wird sich «gewöhnen müssen, die meisten jener Goldschmiede, mit deren Namen uns die verdienst- «volle Forschung der Merkzeichen bekannt gemacht hat, aus der Kunstgeschichte zu «streichen, und der Geschichte des Handwerks zuzuweisen.» — Der vorzügliche Medailleur



Jakob Stampfer, der als solcher dem Medailleur Peter Flötner nahe kommt, wird in der Kunstgeschichte immer noch seine Stelle finden.

Eine getriebene Arbeit Stampfers, in Gestalt eines Globus mit Gestell und Meridian, den Jahreszahlen 1539 und 1552, zeigt im Innern des Fusses das Wappen der Amerbach und das Jahr 1557, ihn besitzt die Basler Universität; er ist im historischen Museum zu Basel aufgestellt, und trägt den Zürcher Stempel mit dem Z und Stampfers schon erwähnte Marke.

Drei Söhne Stampfers (Hans Ulrich, Meister 1558, gest. 1580, Hans, Meister 1566, gest. 1586, Jakob, Meister 1570) folgten dem Berufe des Vaters; ebenso ein Enkel Hans Ulrich (Meister 1581, gest. 1640) und ein letzter Sprosse des Geschlechtes Hans (Meister 1634, gest. 1687). Sie standen alle in öffentlichen Ämtern und gutem Ansehen.

Tafel II.

Schale mit der verkehrten Welt von Abraham Gessner.



Hatte Stampfer als Münzmeister von jeher einen guten Klang, so war der Name Abraham Gessners bis vor drei Jahren jedermann unbekannt. Seine zum Teil längstbekannten und hoch geschätzten Arbeiten mussten als Werke eines unbekannten Meisters hingestellt werden. Vielfach schrieb man sie dem 100 Jahre jüngern Hans Peter Oeri zu, obwohl sie entschieden der Hochrenaissance und dem XVI. Jahrhundert angehören. Letzteres hat Marx Rosenberg auf dem Gewissen, welcher den Stempel  für denjenigen Oeri's ausgegeben hat, obgleich das Zeichen des letztern, das Oerische Wappen (in [gelbem] Feld mit [schwarzen] Querbalken drei Mohrenköpfe mit Zindelbinde [oben 2, unten 1]) längst festgestellt ist. Ein glücklicher Zufall führte mich zur Vergleichung des rätselhaften hauszeichenartigen Stempels mit Signet und Siegel des Buchdruckers Andreas Gessner und ergab deren völlige Übereinstimmung. Abraham Gessner hat die alte Gessner'sche Hausmarke als Goldschmiedzeichen benutzt, während eine offenbar von ihm selbst hergestellte Anhänge-Medaille (in der Münzsammlung der Stadtbibliothek) auf einer Seite das Wappen zeigt, welches 1564 vom Kaiser Ferdinand I. dem Naturforscher Konrad Gessner, dessen Onkel Andreas und seinen Nachkommen verliehen worden ist. Auf der andern Seite des Schaupfennigs ist ein kleiner Amor mit Füllhorn und Taube dargestellt. War dieser zierliche Pfennig, dessen Bild zum Schmucke dieses Abschnitts verwendet ist, etwa ein Geschenk Gessners an seine Braut?

Abraham Gessner wurde im Jahre 1552 als Sohn des bereits bejahrten Zunftmeisters der Saffran, Andreas Gessner (Onkel des berühmten Naturforschers) und der Charitas Vögeli von Konstanz geboren. Er war ein jüngerer Stiefbruder des Buchdruckers Andreas und des Goldschmiedes Elyas Gessner (geb. 1543, lebt noch 1608, hatte niemals Lehrlinge). Sein ältester Schwager Bartholomäus Müller (1531 Meister,

gestorben vor 1598) war ebenfalls Goldschmied, wie ein anderer Schwager Josua Ammann (Meister 1558, gestorben 1564, Bruder des berühmten Holzschneiders Jos. Ammann) und sein Schwestersohn Hans Sturm (geb. 1541, Meister 1567). Dieser letztere, 1590—1608 Handwerkseckelmeister, hatte viele auswärtige Lehrlinge, selbst von Nürnberg und Tours und war auch Lehrmeister von Hans Heinrich Riva. Er starb 1614. In ihm vermutete ich ursprünglich den Meister mit der jetzt als gessnerisch erkannten Marke. — Gessner trat 1563 bei seinem Schwager Müller in die Lehre, wurde 1571 Meister und verheiratete sich mit Ursula Rahn, Tochter von Hans Rahn und Verena von Chusen. Sein erster Lehrling war einer seiner Brüder, Emanuel Gessner, während ein anderer, Josias Gessner, 1571 bei Bartholomäus Müller eingetreten war, und ein nicht bestimmt im Stammbaum einzureihender Andreas Gessner 1565 bei Jakob Bräm. Diese drei sind wahrscheinlich früh gestorben, Meister wurden sie in Zürich nicht. Von Abraham Gessners weiterm Leben weiss man wenig, man könnte ebensowohl seinen Bruder Elyas für den Meister der zu besprechenden Werke halten, wenn dieser letztere nicht durch den Mangel an irgend einem Lehrling als ganz unbedeutend gekennzeichnet wäre. Die Teilnahme Abraham Gessners an der Hirsbreifahrt von 1576 macht es zudem von vornherein wahrscheinlich, dass eben er die mit dem Gessnerschen Stempel versehene Strassburger-Schale angefertigt hat. Er starb 1613 in Stühlingen (hatte er beim Landgrafen Arbeit auszuführen oder abzuliefern?), und hinterliess laut Vogtrechnung vom 7. Juli 1614 ein Vermögen von 876 Pfund 9 hl. Seine 10 Kinder waren grösstenteils nach Mähren gezogen, also wahrscheinlich wie mehrere andere Angehörige des Goldschmiedhandwerks, Sektirer. Der in Zürich anwesende Sohn Isak Gessner war «auch nicht anders», deshalb blieb das Vermögen in amtlicher Verwahrung, und er erhielt nur den Zins. Dieser Sohn war 1620 Soldat im Bündnerkrieg und kam 1623 in den Spital.

Von Abraham Gessner kennen wir einen Becher, drei Schalen und zwei Globen.

Der *Becher* befindet sich unter Nr. 754. 1891 *im South-Kensington Museum.* Derselbe, ein Stauf, erinnert noch ganz an die Gotik; der Körper ist rund, Rand und Fuss sind sechskantig. Er steht auf drei Löwen und drei Kugeln, über welch letztern (später?) drei Wappenschilde (Löwe, Adler und dasjenige von Altdorf [oder Nürnberg]) angebracht worden sind. Mündung und Fuss sind mit durchbrochenem Spitzenwerk verziert, ähnlich der den Hals umspannende Strickwulst (Gütige Mitteilung von Herrn Dr. Doer.)

Die schönste Arbeit ist wohl die *Niobiden-Schale*, welche, aus der Sammlung Parpart auf Schloss Hünegg, im Dezember 1895 in Köln zur Versteigerung gelangte. Das Innere der Schale zeigt in getriebener Arbeit im Hochrenaissance-Geschmack den Sturz der Niobiden. Den äusseren Rand zieren Rollwerk, Fruchtgehänge und mythologische Darstellungen in Grabstichelarbeit, die untere Fläche ist mit Rippen und Lisenen mit Bandwerk gemustert. Der länglich zugespitzte Knauf des Schaftes, Gussarbeit, ist mit Engelsköpfen, Fruchtgehängen und Riemenwerk geziert, auf dem Fusse erblickt man zwischen Schilden mit Masken drei längsovale Szenen aus dem Tierleben. Im Innern des Fusses ist ein Plättchen mit dem Wappen der Steiger von Bern angebracht. — Höhe der Schale 19 cm, Durchmesser 20 cm.

Strassburger-Schale im Besitz der Bogenschützengesellschaft, jetzt dem Landesmuseum zur Aufbewahrung anvertraut. In die getriebene Schale mit 4 Darstellungen aus der Geschichte der Hirsbreifahrt von 1576 sind 5 Denkmünzen eingelassen, wie solche jeder der Fahrtgenossen in Strassburg erhielt. Den Schaft bildet eine etwas steife weibliche Herme, welcher durch ein vorn mit grossem vierkantigem Knopf versehenes Band ein ovaler Schild mit Löwenkopf an den Rücken geschmiedet ist. Die Rippen und Lisenen des Fusses zeigen grosse Aehnlichkeit mit der Unterseite der Niobidenschale. — Eine zweite Strassburger-Schale, weniger fein getrieben, aber auf anders gestaltetem Fuss, ist entweder eine Arbeit von Ludwig Heidegger (Meister 1576) oder im XVIII. Jahrhundert von Ludwig Holzhalb nach alter Vorlage erstellt. — (Vgl. die Abbildungen in den Mitt. der Antiqu. Gesellsch. Bd. XX II. 2. «Das glückhafte Schiff von Zürich» Taf. I.)

Schale mit der verkehrten Welt. Das Innere der Schale enthält Bilder aus der verkehrten Welt, den Ochsen, welcher den Metzger ausschlachtet, die böse Frau, welche den Hausherrn mit dem Pantoffel bearbeitet. Hinten in gut stilisirter Landschaft mit einer Burg in der Ferne werden Hunde von Hasen gejagt. Der umrahmende Wulst trägt erklärende Verse zu diesen wunderbaren Begebenheiten. Die Schale ist vorzüglich getrieben und kräftig ziselirt, der Fuss mit leicht getriebenem Rollwerk, der gegossene Knauf ziemlich roh mit Masken, Muscheln und Stoffgehängen verziert. Äusserlich ist diese Schale weit einfacher und weniger zierlich als diejenige mit den Niobiden, während die getriebene Darstellung im Innern der letztern, auch in Behandlung der Landschaft, entschieden vorzuziehen ist. (Vergl. Taf. II.) Die Zunft zum Widder hat verdienstlicher Weise dem Landesmuseum die Schale zur Ausstellung überlassen.

Der von einem Atlas getragene Globus, welchen die Stadtbibliothek als Erbe des Chorherrenstiftes dem Landesmuseum zur Aufbewahrung übergeben hat, dient als Doppelbecher, indem das Gestell des aufgesetzten Astrolabiums den Fuss der obern Schale bildet. Die getriebene und die Grabstichelarbeit an Fuss und Schale sind vorzüglich, der Wechsel von Silber und Vergoldung wirkt sehr gut. Bemerkenswert sind am Fusse die getriebenen Trachtenbilder aus den vier Weltteilen, am Sockel die Darstellung der Elemente in Gestalt von Adler, Elephant, Delphin und Salamander. Die gegossenen Teile, der kauernde Atlas, Knauf und Verzierung des Astrolabiumgestelles sind dagegen geradezu noch Rohguss, nicht durchgearbeitet, das Gesicht des Atlas zeigt noch deutlich die Gussnat. — Gessner hat sich offenbar hauptsächlich oder ausschliesslich in getriebener Arbeit ausgezeichnet, für die Gussteile benutzte er vorhandene Modelle, welche er nicht einmal gehörig überarbeitete.

Ein von einem stehenden Atlas getragener *Globus auf dem Ratshause zu Rappoltsweiler*, welchen Eberhard von Rappoltstein 1628 auf die Ratsstube verehrte, zeigt ebenfalls Gessners Stempel, ohne beigefügte Zürchermarke, vielleicht als eine nicht in Zürich gefertigte Arbeit Gessners aus seiner letzten Zeit. — Am ziemlich einfach gehaltenen Fuss finden sich Darstellungen der IV Jahreszeiten in Gestalt wilder Männer, mit Ähren, Trauben u. s. w. Atlas steht, mit der Linken die auf dem Kopf getragene Kugel im Gleichgewicht haltend, während er in der ebenfalls erhobenen Rechten eine

feuerzangenähnliche Gabel hält. Die Erdkugel und das darüber befindliche Astrolabiumgestell ist ganz ähnlich wie bei dem Zürcher Becher behandelt. — Gessner hat offenbar derartige Globen ohne Bestellung zum Verkaufe gearbeitet und es wäre sehr leicht möglich, dass der 1784 von der Zunft zur Waag erworbene alte Globus ebenfalls aus Gessners Werkstätte stammte.



Tafel III.
Doppelbecher von Hans Peter Rahn.

Der hier abgebildete, von der Zunft zur Waag im Jahre 1823 auf Veranlassung des Zunftpflegers J. M. Usteri erworbene (als «durch Zufall käuflich geworden») Doppelbecher ist durch sehr geschickte flache, fein nachziselirte, getriebene Arbeit ausgezeichnet. Die auf die zwölf Monate des Jahres bezüglichen Einzelbilder und die oben in den Zwischenräumen angebrachten Zeichen des Tierkreises sind gut gezeichnet, und mit künstlerischem Verständnis durchgearbeitet. Die Füsse haben eine einfache Eierstabgliederung, die gegossenen Knäufe der Schäfte sind mit Engelsköpfen zwischen Roll- und Blattwerk geschmückt. Die beiden Hälften tragen den Stempel von Hans Peter Rahn, von dessen Arbeiten sonst nichts bekannt ist. Auch dieses treffliche Stück ist von der Zunft dem Museum anvertraut worden.



Hans Peter Rahn war der Sohn von Hans Rahn und Verena von Chusen, also Bruder von Abraham Gessners Gattin. Ein Bruder war der Glasmaler Rudolf Rahn. Am 12. Juli 1561 geboren, trat Peter 1575 auf Ostern bei Esyas Fry in die Lehre, wurde aber erst 1591 als Meister eingetragen, er hat sich demnach lange in der Fremde aufgehalten. Seit 1591 mit Margaretha Holzhalb verheiratet, wurde er 1599 Zwölfer zur Meise, und Vortrager des Schützenpanners. In dieser Eigenschaft zeigt ihn ein noch vorhandenes, vielleicht von seinem Sohn

angefertigtes, Offleteneisen von 1619, welches Conterfey hier wiederzugeben wir uns nicht enthalten konnten. Im Jahre 1609 wurde er Amtmann zu Embrach, 1626 Ratsherr und Rechenherr. Er starb am 13. Juli 1627 im Alter von 66 Jahren. Von 6 Lehrlingen, welche er von 1592 bis 1603 angenommen hatte, war der bedeutendste Esaias Zurlinden, der 1609 in Nürnberg lebte und (nach Rosenberg, der Goldschmiede Merkzeichen S. 289) ein viel beschäftigter Meister gewesen zu sein scheint: Ein hübscher Becher Zurlindens in Gestalt eines einmastigen Schiffes, ist dieser Tage in Köln für die Sammlung des Landesmuseums ersteigert worden.

Peter Rahns älterer Sohn, Hans Jakob, geboren 28. März 1591, 1603 Lehrling bei seinem Vater, wurde 1613 Meister und verheiratete sich im gleichen Jahr mit Dorothea Pestalutz. — Ein jüngerer Sohn (oder ein Enkel), Hans Ulrich, geboren 1615, welcher 1628 bei Meister Stephan Eberhard in die Lehre trat, vermählte sich 1634 mit Katharina Eberhard, wurde 1635 Meister und starb schon im gleichen Jahre.

Tafel IV.

Der Kriegsmann von Hans Heinrich Riva.

Hans Heinrich Riva, Sohn von Franz Riva, und Küngolt Rosalin, geboren 1590, gehörte einem der ennetbirgischen Geschlechter an, welche, ihres Glaubens wegen vertrieben, 1555 gastliche Aufnahme, aber noch nicht das Bürgerrecht in Zürich gefunden hatten. Er trat auf Verena 1603 bei Meister Hans Sturm in die Lehre, am 7. August 1607 wurde er im Beisein der Meister Hans Ulrich Stampfer, Heinrich Spross, Caspar Zeller und Christoph Keller ledig gesprochen. Nach seiner Rückkehr von der Wanderschaft erhielt er 1615 das bedingte Bürgerrecht von Zürich, am 18. Januar 1616 ward er Meister, 1619 Zünfter zur Waag, woselbst er 1647 Stubenmeister wurde, die für ihn als nicht ratsfähigen Geding-Bürger höchste erreichbare Ehrenstelle. Er war mit Elisabeth Stampfer verheiratet und starb 1660; seine Gattin folgte im Alter von 81 Jahren im Jahre 1666. Unter sieben Lehrlingen findet sich 1637 sein älterer Sohn Hans Melchior Riva.

Es sind uns drei Arbeiten Rivas bekannt, welcher seinen Wappenschild als  Meisterzeichen führte.

1. Die Perlmutterschnecke im Silberschatz der Schildner zum Schneggen. Eine auf einem Delphin reitende Nereide trägt die Muschel, deren Deckel ein Meeresungetüm bildet, welches von einem auf dessen Schweife sitzenden Tritonen mit dem Dreizack bedroht wird. Vorn an dem barocken, mit Masken und Rollwerk verzierten Fusse befindet sich das mit Schmelzwerk eingelegte Wappen des Gebers «Herr Hauptmann Rudolf von Schowenstein Ritter 1621». Der Aufbau der Ganzen ist äusserst zierlich und anmutig, Nereide und Triton sind beinahe überschlank.

2. Der auf Tafel IV abgebildete schildhaltende Kriegsmann, ein ungemein wirksamer Tafelschmuck. Die Gesamthöhe des Bechers beträgt 41 cm, diejenige des Standbildes allein 31,3 cm. Der trotzige Krieger in Halbrüstung ist links mit einem alten Schweizerdegen bewehrt, rechts hinten (auf der Abbildung nicht sichtbar) hat er einen der

berühmten Schweizerdolche umgeschnallt. Der Barockschild, auf welchem sich die Rechte des Recken stützt, soll einst das Wappen der Ott gezeigt haben, heute ist es durch dasjenige der Zürcher Freimaurerloge ersetzt, welche den Becher vor 50 Jahren als Geschenk erhielt und denselben jetzt der Schatzkammer des Museums zutrauensvoll zur Ausstellung übergeben hat. Am barock gehaltenen Fuss, dessen obere Fläche die Darstellung eines heftigen Kampfes (Schlacht bei Dättwil?) trägt, ist in der glatten Hohlkehle ein feuchtfröhlicher Zuspruch des Kriegers an die Trinkgesellen zu lesen.

3. Der kleine silberne Rüde, welchen Hans Wilhelm von Schönau im Jahre 1639 der Constaffel überreicht hat. Das auf den Hinterfüssen sitzende, rauhaarige, mit Stachelhalsband versehene Wappentier, der Junker trägt das Wappen des Stifters in farbigem Schmelze auf der Brust. — Das hübsche, 20 cm hohe Trinkgeschirr ist heute im Besitz von Frau von Escher-von Meiss (Vgl. Zürcher Taschenbuch für 1895, S. 189).

Tafel V.

Der Büchsenschütze von Hans Jakob Holzhalb.

Zwölf Angehörige des Geschlechtes Holzhalb wurden von 1590 bis 1790 als Meister in das Handwerksbuch der Zürcher Goldschmiede eingetragen. Vier beinahe gleichzeitige Meister aus dem Anfang des XVII. Jahrhunderts müssen dabei sorgsam auseinander gehalten werden. Auf *Hans*, welcher 1590 Meister geworden war, folgte im Jahr 1600 *Diethelm Holzhalb* als Meister. Letzterer war am 3. Mai 1588 bei Niklaus Stoll als Lehrling eingetreten. Er verheiratete sich 1600 mit Magdalena Pestalutz, wurde 1612 Zwölfer beim Widder, 1615 Amtmann zu Embrach, 1626 Schultheiss, 1638 Obervogt zu Bülach. Er starb am 17. September 1641 eines jähen Todes. Gute Arbeiten von seiner Hand sind u. a. ein Becher von 1601 mit den Wappen der Meyer von Konau und Holzhalb in Schmelzwerk, ein prächtiger Humpen mit den Gestalten der Terpsichore, Erato und Polyhymnia, sogenannt Flötner'schen Plaketten nachgebildet, beide jetzt im Besitz des Landesmuseums, und der Löwe von San Marco der Schildner zum Schneggen von 1607, modellirt von Bildhauer Ulrich Oeri, ausgeführt von Diethelm Holzhalb. Als Marke bediente er sich des Wappenschildes seines Geschlechtes.

Hans Heinrich Holzhalb kann unmöglich der 1604 geborne Sohn Diethelms sein; er war 1609—1613 Lehrling bei Jakob Aaberli und starb kinderlos im Jahre 1632. Laut Rechnung über seinen Nachlass aus dem Jahr 1652, welcher eines verschollenen Bruders Hans Jakob wegen noch unverteilt war, besass er ein Vermögen von fl. 5181, sowie Haus, Wiesen und Garten vor dem Lindentor. Sein Meisterzeichen — ein Monogramm aus zwei zusammengestellten H mit verlängertem Mittelstriche — befindet sich auf dem 1629 als Geschenk des englischen Gesandten für den Schneggen verfertigten Doppelpokal, sowie auf einer sehr zierlichen Schale mit dem in schönem Schmelzwerk ausgeführten Wappen des Geschlechtes Schulthess.

Caspar Holzhalb, Sohn des Glasers Bernhard Holzhalb, Bruder des mit dem Vater gleichnamigen Glasmalers, geboren 1699, war 1613—1617 Lehrling bei Hans Jakob Aaberli, und wurde 1622 Meister. Seit 1624 mit Ester Wirz verheiratet, wurde er 1638

Zwölfer zur Schiffleuten, 1640—1643 Münzmeister, 1643 Amtmann zu Stein, 1651 Handwerksobmann. Er starb am 24. April 1652. Sein Sohn Hans Felix wurde 1669 Goldschmiedemeister und starb 1699. Caspar Holzhalb zeichnete seine Arbeiten mit dem Geschlechtswappenschild unter Ersatz der Rauten in der untern Schildhälfte durch C H Eine schöne Trinkschale mit seinem Stempel von 1634 befindet sich im Besitz der Ortsbürgergemeinde Bremgarten, ein anderer Becher in demjenigen der Gemeinde Landeron.

Von *Gerold Holzhalb*, Sohn von Hans Ulrich, Vogt zu Hegi, geboren 1610, Meister 1635, sind bis jetzt keine Arbeiten bekannt.

Ein bedeutender Meister dagegen war *Hans Jakob Holzhalb*, Sohn von Ulrich, Zwölfer zur Meise, welcher seine Lehrzeit wahrscheinlich auswärts gemacht hat. Er ward Meister am 23. Januar 1634 und verheiratete sich drei Jahre später mit Anna Holzhalb, Schwester des Apothekers Hans Konrad, des Goldschmiedes Hans Heinrich und eines im Ausland verschollenen Hans Jakob Holzhalb, ebenfalls Goldschmiedes. Von 1636—1652 nahm er vier Lehrlinge an, zuletzt seinen Sohn David, welcher 1672 landesabwesend, wahrscheinlich schon verstorben war. Die drei weitern Söhne wandten sich andern Berufen zu. Er starb im Jahre 1657.

Hans Jakob Holzhalb stempelte seine Arbeiten mit dem Wappen seines Geschlechtes unter Ersatz der untern 3 Rauten durch die Buchstaben H I H.  Es sind uns drei bedeutendere Stücke von seiner Hand bekannt.

1. Ein Becher in Gestalt eines springenden Hirsches, mit einem leeren Wappenschild zwischen den Vorderläufen, früher in Besitz der Familie de Cerjat in Lausanne.

2. Die beiden übereinstimmenden kleinen Reiterstandbilder, welche die Hinterlassenen des Obersten Caspar Schmid 1638 an die Stuben zum Rüden und zum Schneggen vergabten. In der Kriegstracht des dreissigjährigen Krieges, Halbrüstung mit langen Stiefeln, den Zucchetto-Helm auf dem Kopf, den Kommandostab in der Rechten, sitzt der tapfere Oberst, welcher im Veltlin unter Rohan gefochten hat, auf dem Pferde. Der hohe Sockel zeigt in kräftigen Barockrahmen zwischen fratzenhaften Masken kriegerische Trophäen. Vornen auf der untern Ausladung des Sockels sitzen zwei nackte Knaben mit einem Rundschilde, welcher in Schmelz das Wappen der Schmid mit Helm und Helmzierde enthält. Abgesehen von den etwas zu langen Beinen des Ritters, sind die Becher hübsch entworfen und sorgfältig ausgeführt.

3. Ein hervorragendes Stück ist der schon oben erwähnte, jetzt im Landesmuseum verwahrte Büchsenschütze, welchen Holzhalb im Jahre 1646 für die «Schützengesellschaft am Platz» angefertigt hat. Der Schütze steht ruhig da, in der sogenannten alten Schweizertracht, mit bärtigem, treuherzigem, aber selbstbewusstem Antlitz, die Luntenbüchse in der Rechten; in seiner schlichten Natürlichkeit verdient er beinahe den Vorzug vor Rivas grimmem Krieger. — Auf dem mit Masken und barocken Umrahmungen bedeckten Sockel befinden sich drei Bildflächen mit Darstellung eines Konstablers, eines Hakenschützen und zweier Musketiere in Handhabung ihrer Feuerwaffen. Im Innern des Sockels sind die Namen und Wappen der 1646 lebenden, frühern und damaligen Schützenmeister angebracht.

Tafel VI.

Der Hobelträger von Hans Jakob Bullinger II.

Vier gleichnamige Goldschmiede sind im Zürcher Meisterbuche eingetragen:

Hans Jakob Bullinger (I), geboren 7. Oktober 1578, Sohn von Hans Heinrich, welcher als Fähnrich im Tampiskrieg umkam, trat am 24. Juli 1591 bei Hans Ulrich Stampfer in die Lehre und wurde 1606 Meister. Er hatte drei Frauen: 1. Cleophea Schweizer 1608, 2. N. Schür von Glarus 1611, 3. Johanna Vogt von Schaffhausen. Er starb in Siebenbürgen. — Sein Sohn erster Ehe,

Hans Jakob Bullinger (II), geboren am 25. Juli 1610, wurde 1623 Lehrling bei Hans Konrad Tumysen, am 23. Januar 1634 Meister. Er war verheiratet mit: 1. Susanna Reutlinger 1633, 2. Verena Hirzel 1640. — Von 1650—1671 stand der geschätzte Meister als Obmann an der Spitze des Goldschmiedehandwerks, 1664 ward er Münzwardein, 1668 Hauptmann. Er starb am 1. Februar 1682.

Der auf Taf. VI abgebildete schöne Hobelträger wurde 1658 von Ratsherr Hans Trüb der Zunft zur Zimmerleuten überreicht. Auf hübschem Barocksockel steht ein gut modellierter Schreiner in der Tracht seiner Zeit, mit einem riesigen, reich verzierten Hobel auf dem Kopf, welchen er mit Handwerksgeräten, Maassstab und Stemmeisen einer-, Zirkel und Winkelmaass anderseits im Gleichgewichte hält. — Ein weiteres Prunkstück aus der Hand dieses geschickten Meisters ist eine Trinkschale mit dem Wappen der Spöndlin, getragen von einem Löwen mit Schild und Gerbermesser, Geschenk des 1674 erwählten Bürgermeisters Sigmund Spöndlin an die Zunft zur Gerwe. H. J. Bullinger (II) bediente sich des Bullinger'schen Wappenschildes als Meisterzeichen. 

Sein Sohn, Hans Jakob Bullinger (III), geboren 1650, Meister 1672—1724, Münzwardein, ein vielbeschäftigter Meister, führte zum Unterschied vom Vater die Marke HB. Auf der Denkmünze zur Erbauung des neuen Rathauses zeichnete er H. I. B. Er starb am 15. Juni 1724.

Als letzter Goldschmied dieses Namens starb am 19. Dezember 1723, vor seinem Vater, der im Jahre 1709 Meister gewordene Hans Jakob Bullinger (IV).

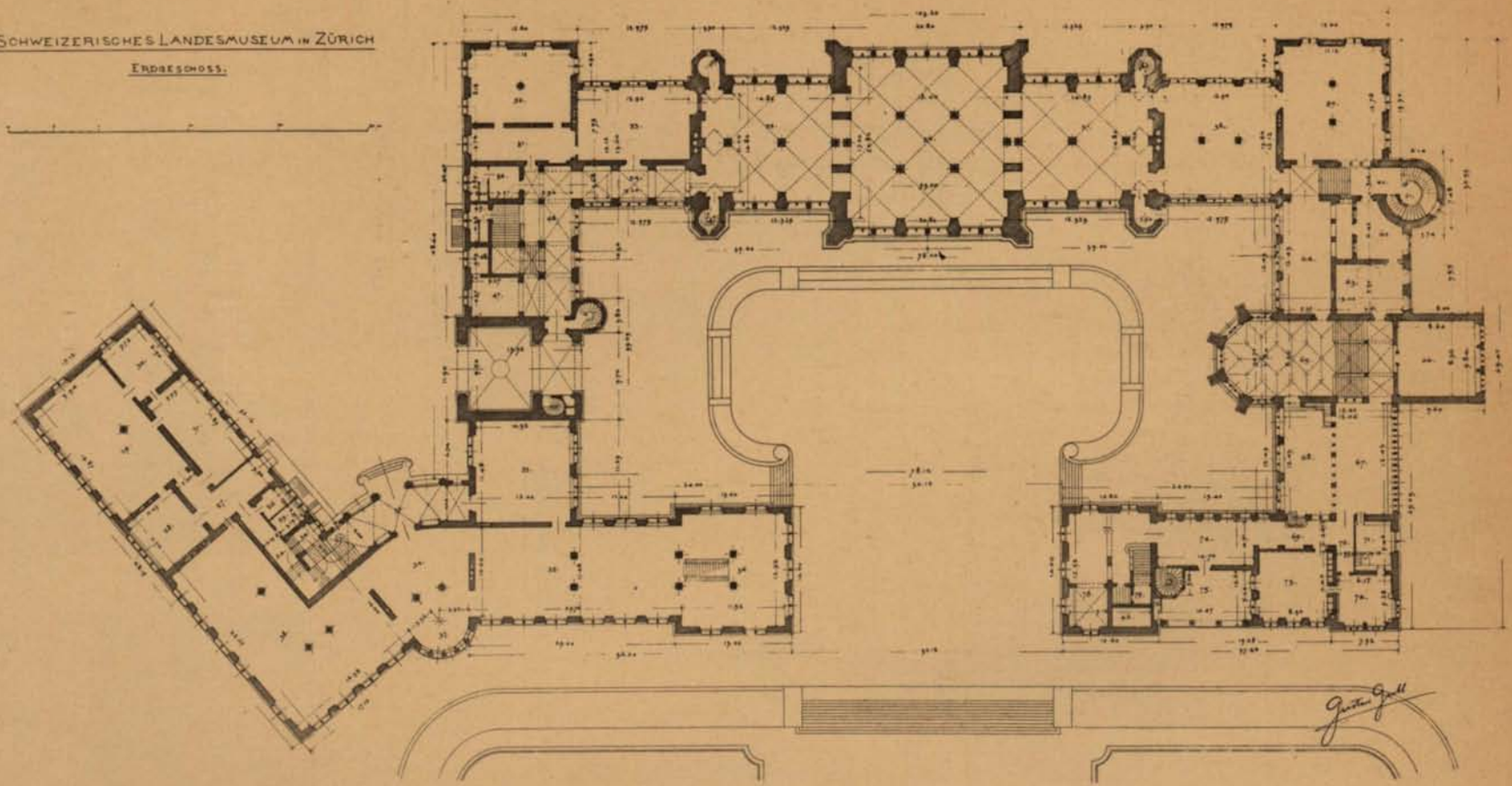
Gerne hätten wir der Festschrift noch ein Bild der einzigen, mit Sicherheit auf Hans Peter Oeri zurückzuführenden Arbeiten beigegeben, der zwei prächtigen Schalen, welche Statthalter Andreas Meyer im Jahre 1678 der Zunft zur Waag geschenkt hat; grosse Ängstlichkeit des jetzigen Besitzers vereitelte dieses Vorhaben. Die hochgetriebene, meisterhafte, aber doch das richtige Maass überschreitende Spätbarockarbeit — auf der einen Schale löst sich das Vorderbein eines dahersprengenden Pferdes völlig vom Untergrund — unterscheidet sich gänzlich von den maassvollen Renaissancewerken eines Abraham Gessner, welcher gewöhnlich mit Oeri verwechselt wird.

SCHWEIZERISCHES LANDESMUSEUM ZÜRICH. ERDGESCHOSS.

POLYGRAPHISCHES INSTITUT ZÜRICH

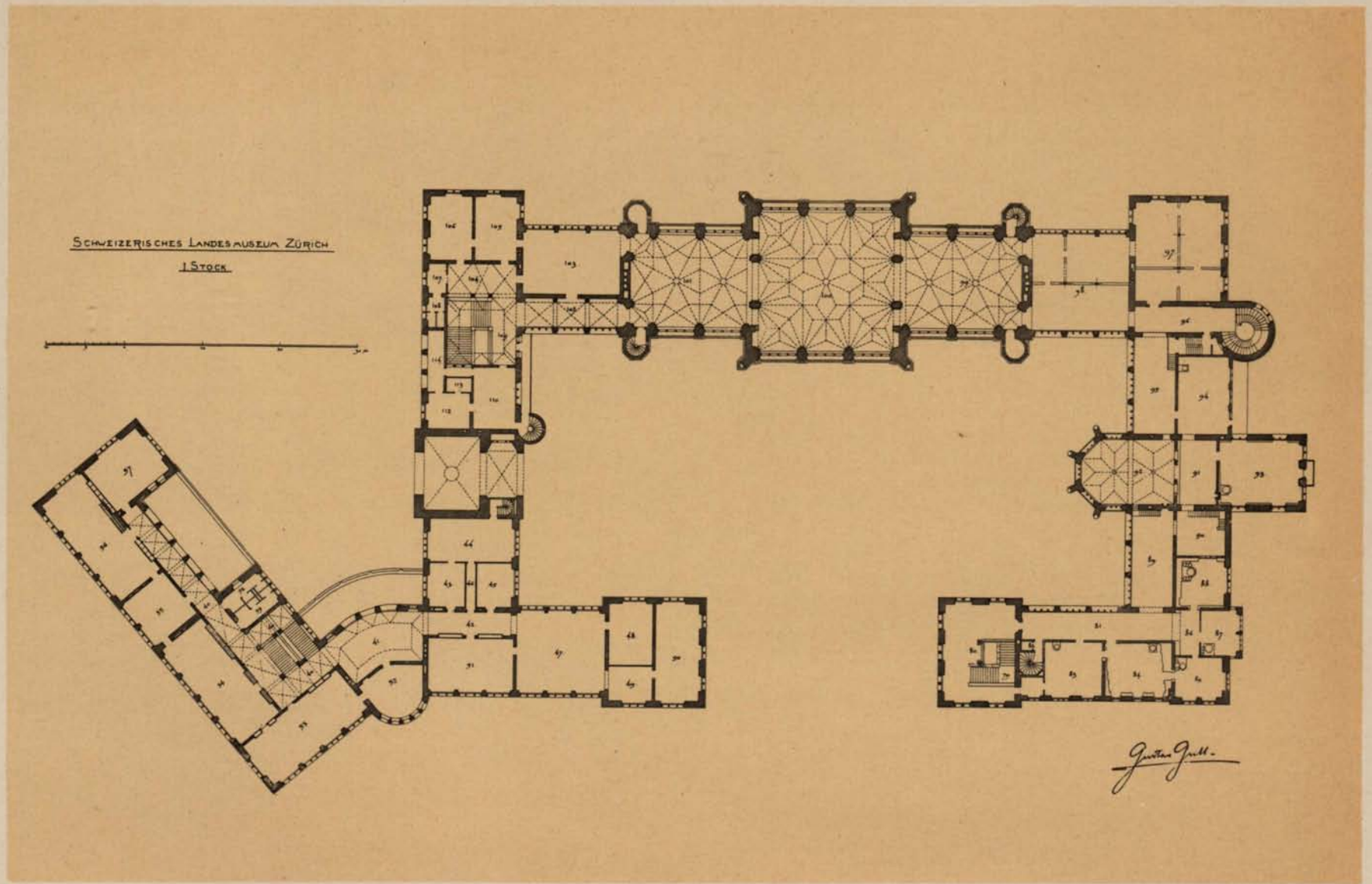
SCHWEIZERISCHES LANDESMUSEUM IN ZÜRICH

ERDGESCHOSS.



SCHWEIZERISCHES LANDESMUSEUM ZÜRICH. I. STOCK.

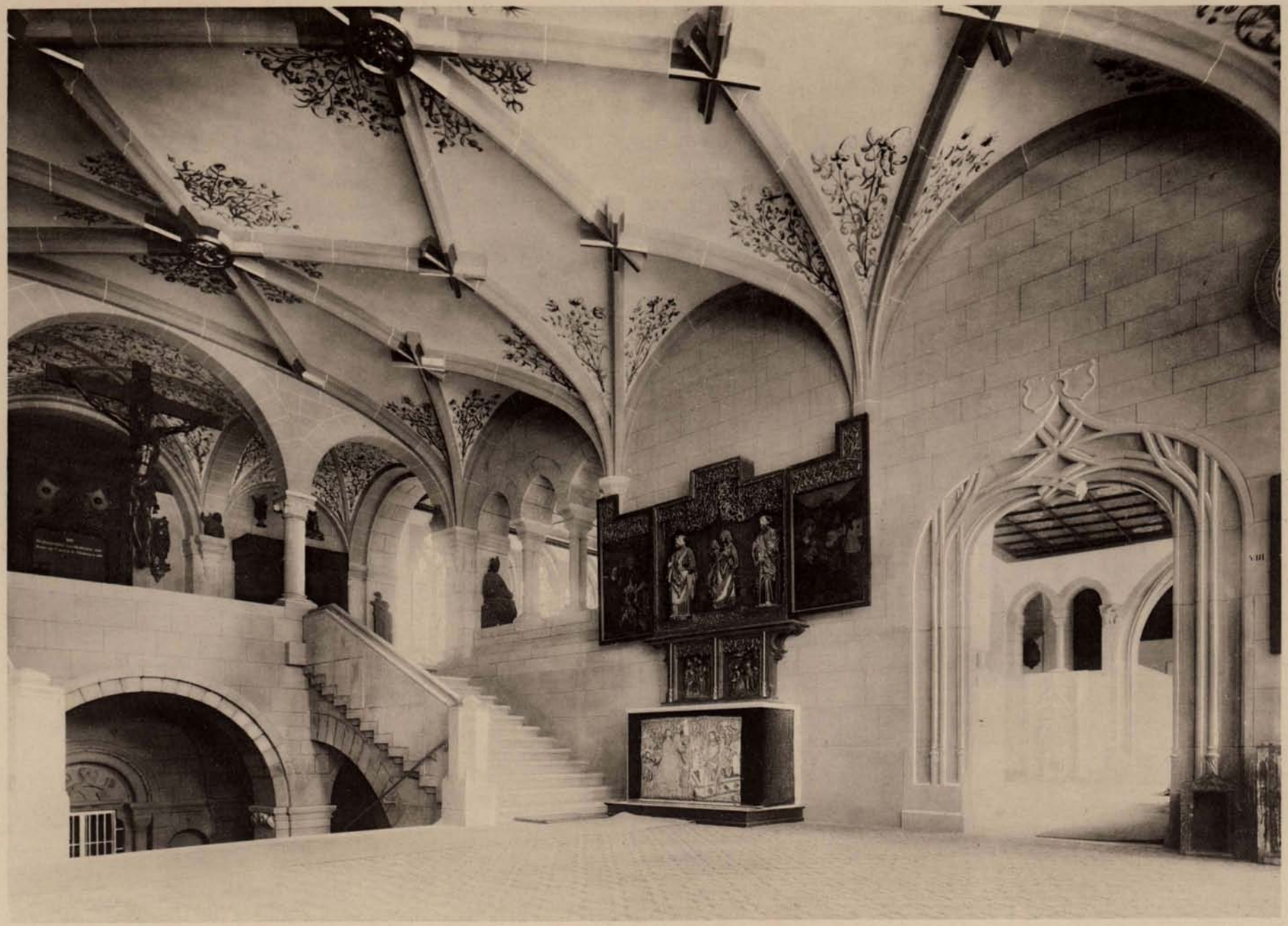
POLYGRAPHISCHES INSTITUT ZÜRICH


Schweizerisches Landesmuseum Zürich
1 Stock

ARCHIVO GENERAL DE ANDALUCÍA

SCHWEIZERISCHES LANDESMUSEUM ZÜRICH. KAPELLE IM ERDGESCHOSS.

POLYGRAPHISCHES INSTITUT ZÜRICH



ARCHIVO GENERAL DE ANDALUCIA

SCHWEIZERISCHES LANDESMUSEUM ZÜRICH. HOFANSICHT.

POLYGRAPHISCHES INSTITUT ZÜRICH



SCHWEIZERISCHES LANDESMUSEUM ZÜRICH.

ANSICHT VOM BAHNHOF AUS.

POLYGRAPHISCHES INSTITUT ZÜRICH



Die Chronologie in der Urgeschichte der Schweiz.

Bronzespange von **Egg** (Zürich).

Bronzenadel aus dem Pfahlbau **Nidau** (Bern).

Bronzenadel von der Ansiedlung Ebersberg bei **Berg** a. I. (Zürich).

Bronzenadel aus dem Pfahlbau **Nidau** (Bern).

Bronzedolch aus einem Grab im Eschheimertal bei **Schaffhausen.**

Bronzespange aus den Flachgräbern von **Egg** (Zürich).

Bronzeschwert von **Flaach** (Zürich).

Bronzemesser aus den Flachgräbern von Heiligkreuz bei **Mels** (St. Gallen).

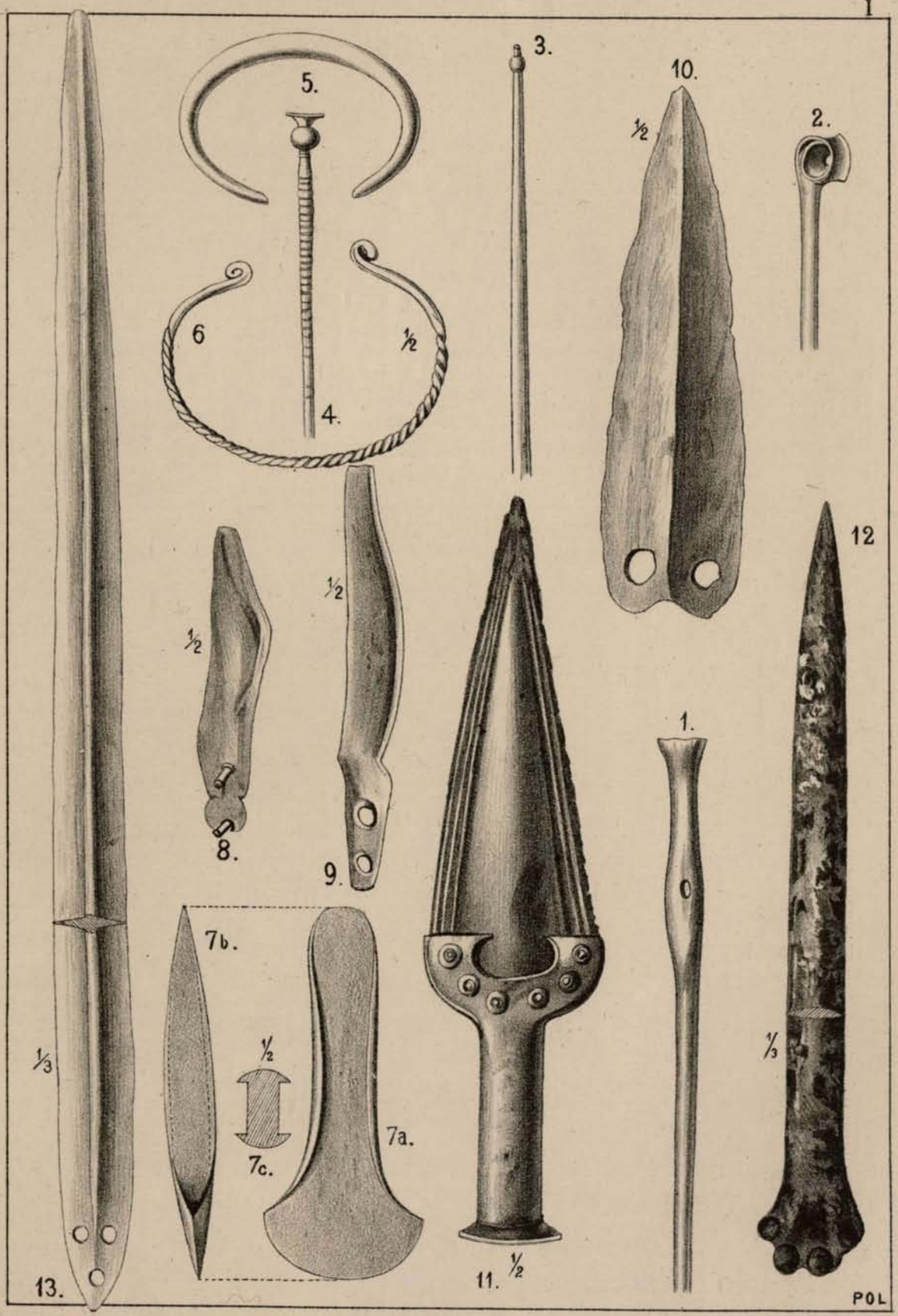
Bronzedolch von **Sigriswil** (Bern)

Bronzenadel aus einem Grab bei **Auvernier** (Neuchâtel).

Bronze-Kurzschwert aus **Brügg** (Bern).

Leistenkelt aus dem Dépôtfund von Salez bei **Sennwald** (St. Gallen).

POLYGRAPHISCHES INSTITUT ZÜRICH


5.
3.
10.
½
2.
6
½
4.
½
½
12
1.
8.
9.
7b.
½
7a.
7c.
⅓
⅓
13.
11. ½
POL

ARCHIVO GENERAL DE ANDALUCÍA

Die Chronologie in der Urgeschichte der Schweiz.

Bronzenadel aus dem Pfahlbau Grosser Hafner in **Zürich.**

Bronzenadel aus einem Grabhügel bei **Gossau** (Zürich).

Bronzenadel aus dem Pfahlbau Wollishofen-**Zürich.**

Bronzenadeln aus dem Pfahlbau **Auvernier** (Neuchâtel).

Bronzenadel aus einem Flachgrab von **Conthey** (Valais).

Bronzefibel aus dem Pfahlbau **Corcelettes.**

Bronzefibel aus dem Pfahlbau Wollishofen-**Zürich.**

Bronzefibel aus dem Pfahlbau **Auvernier** (Neuchâtel).

Muschelgehänge aus Flachgräbern von **Conthey** (Valais).

Bronze-schwert von **Ilanz** (Graubünden).

Bronzespange aus einem Grabhügel bei **Gossau** (Zürich).

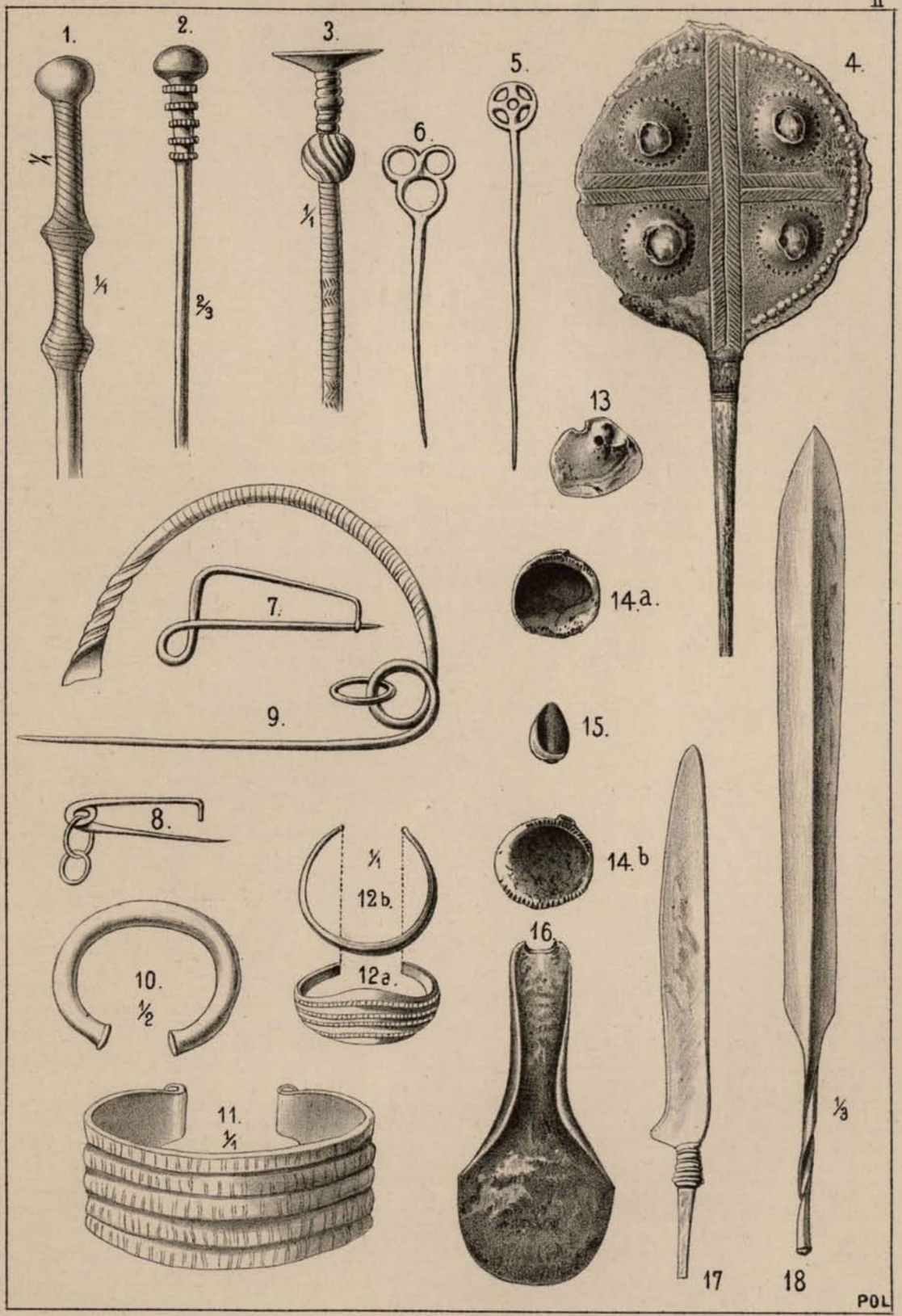
Kleine Bronzespange aus dem Pfahlbau Wollishofen-**Zürich.**

Bronzemesser aus dem Pfahlbau **Corcelettes.**

Bronzekeil aus einem Pfahlbau im Bielersee.

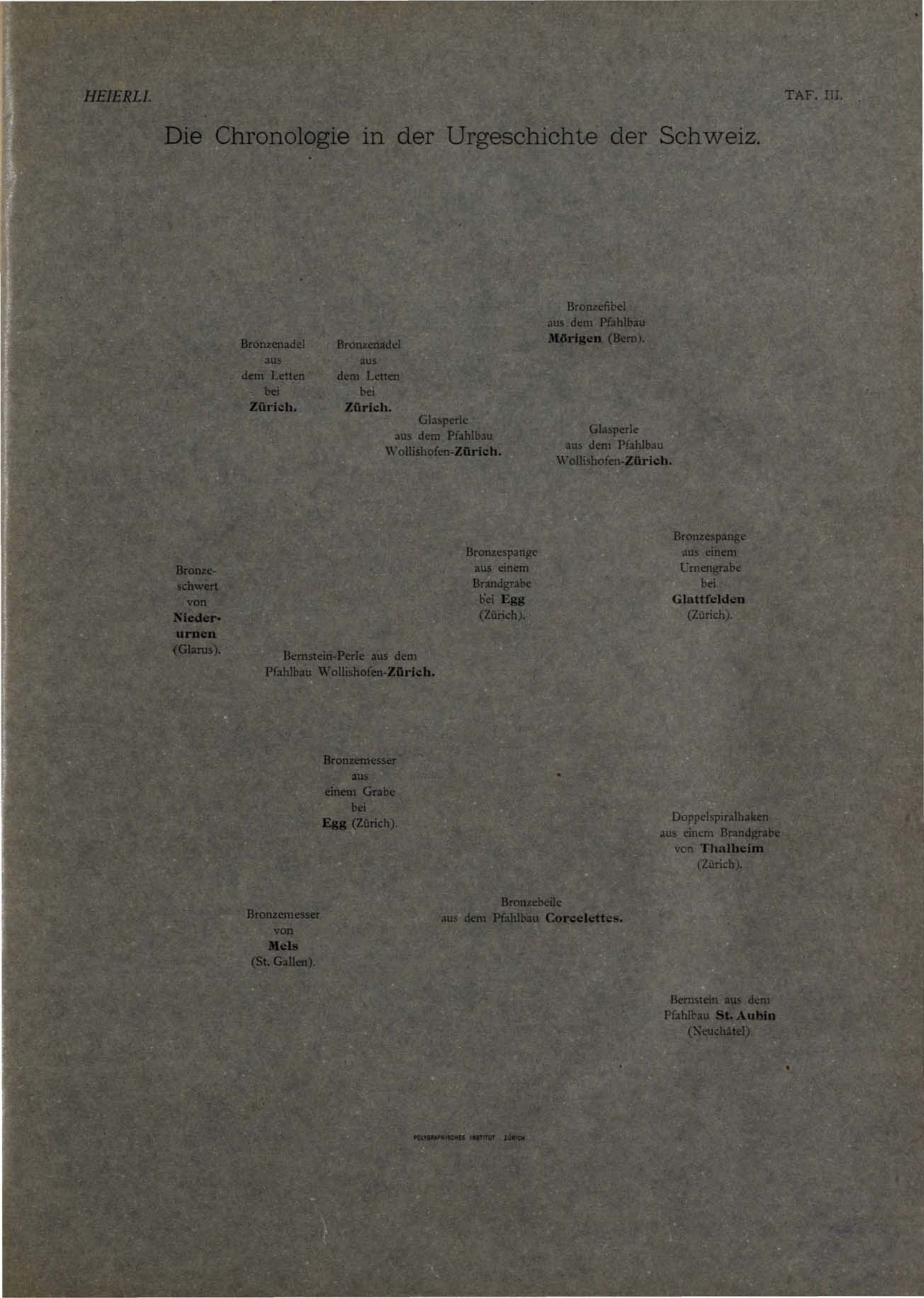
Bronze-Armspange aus dem Pfahlbau Wollishofen-**Zürich.**

POLYGRAPHISCHES INSTITUT ZÜRICH


1.
1/1
1/1
2.
2/3
3.
1/1
6.
5.
4.
13
14.a.
7.
9.
15.
8.
1/1
12b.
12a.
14.b
16.
10.
1/2
11.
1/1
17
18
1/3
POL

ARCHIVO GENERAL DE ANDALUCIA

Die Chronologie in der Urgeschichte der Schweiz.



Bronzefibel aus dem Pfahlbau **Mörigen** (Bern).

Bronzenadel aus dem Letten bei **Zürich.**

Bronzenadel aus dem Letten bei **Zürich.**

Glasperle aus dem Pfahlbau Wollishofen-**Zürich.**

Glasperle aus dem Pfahlbau Wollishofen-**Zürich.**

Bronzespange aus einem Urnengrabe bei **Glattfelden** (Zürich).

Bronzespange aus einem Brandgrabe bei **Egg** (Zürich).

Bronze-schwert von **Nieder-urnen** (Glarus).

Bernstein-Perle aus dem Pfahlbau Wollishofen-**Zürich.**

Bronzemesser aus einem Grabe bei **Egg** (Zürich).

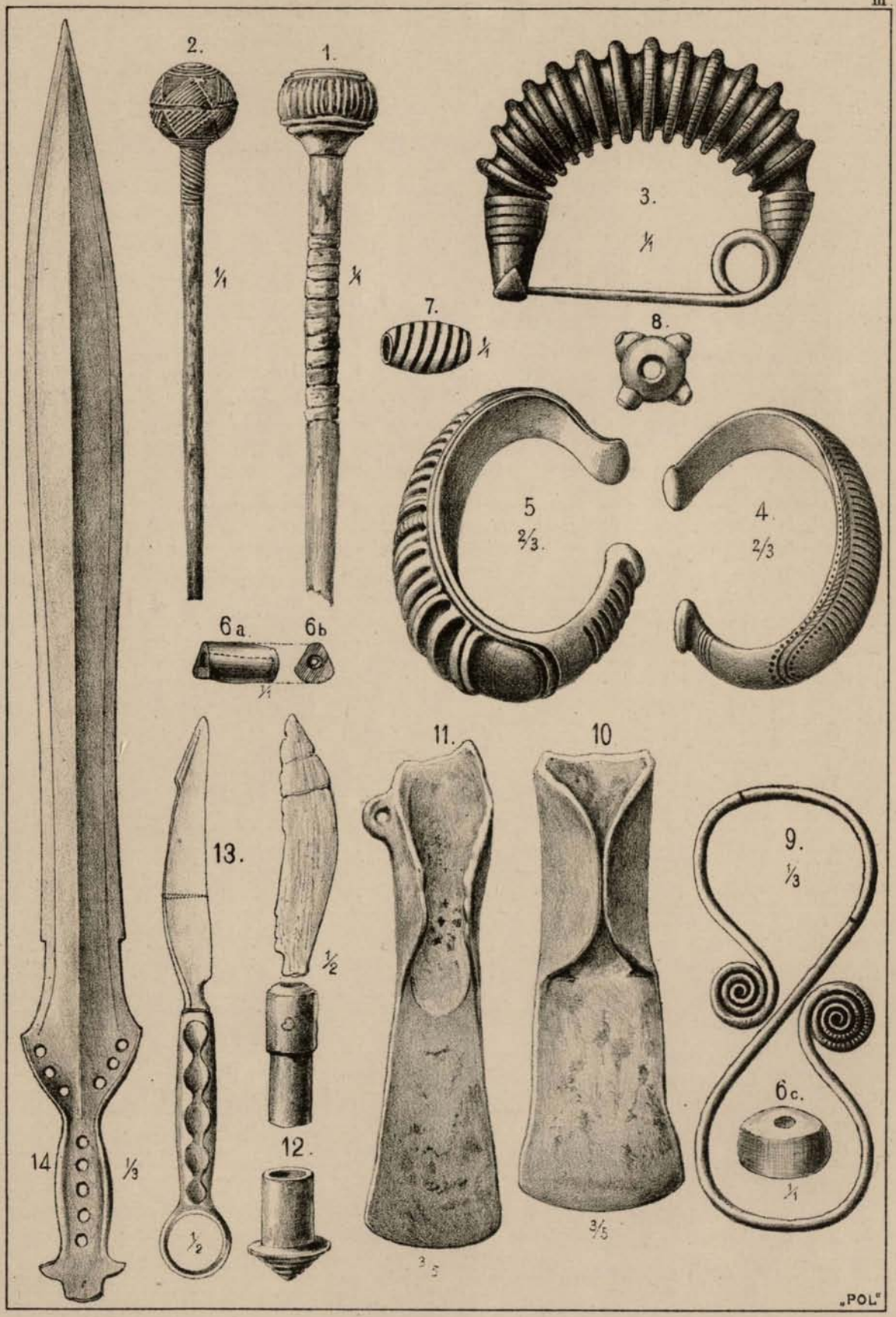
Doppelspiralhaken aus einem Brandgrabe von **Thalheim** (Zürich).

Bronzebeile aus dem Pfahlbau **Corcelettes.**

Bronzemesser von **Mels** (St. Gallen).

Bernstein aus dem Pfahlbau **St. Aubin** (Neuchâtel).

POLYGRAPHISCHES INSTITUT ZÜRICH


2.
1.
3.
1/1
1/1
1/1
7.
8.
1/1
5
2/3.
4.
2/3
6a.
6b
1/1
11.
10
13.
1/2
9.
1/3
6c.
1/1
14
1/3
1/2
12.
3/5
3/5
„POL"

ARCHIVO GENERAL DE ANDALUCÍA

Die Chronologie in der Urgeschichte der Schweiz.

Getriebenes Gürtelblech
aus dem
Pfahlbau **Mörigen** (Bern).

Bronzespange
aus dem Pfahlbau **Nidau** (Bern).

Fibel aus einem Grabhügel
von **Jaberg** (Bern).

Bronze-Gürtelhaken
aus dem Pfahlbau **Mörigen** (Bern).

Bronzenadel
aus dem Pfahlbau Wollishofen-**Zürich.**

Bronze-
schwert
aus dem
Lac
de Luyssel
(Vaud).

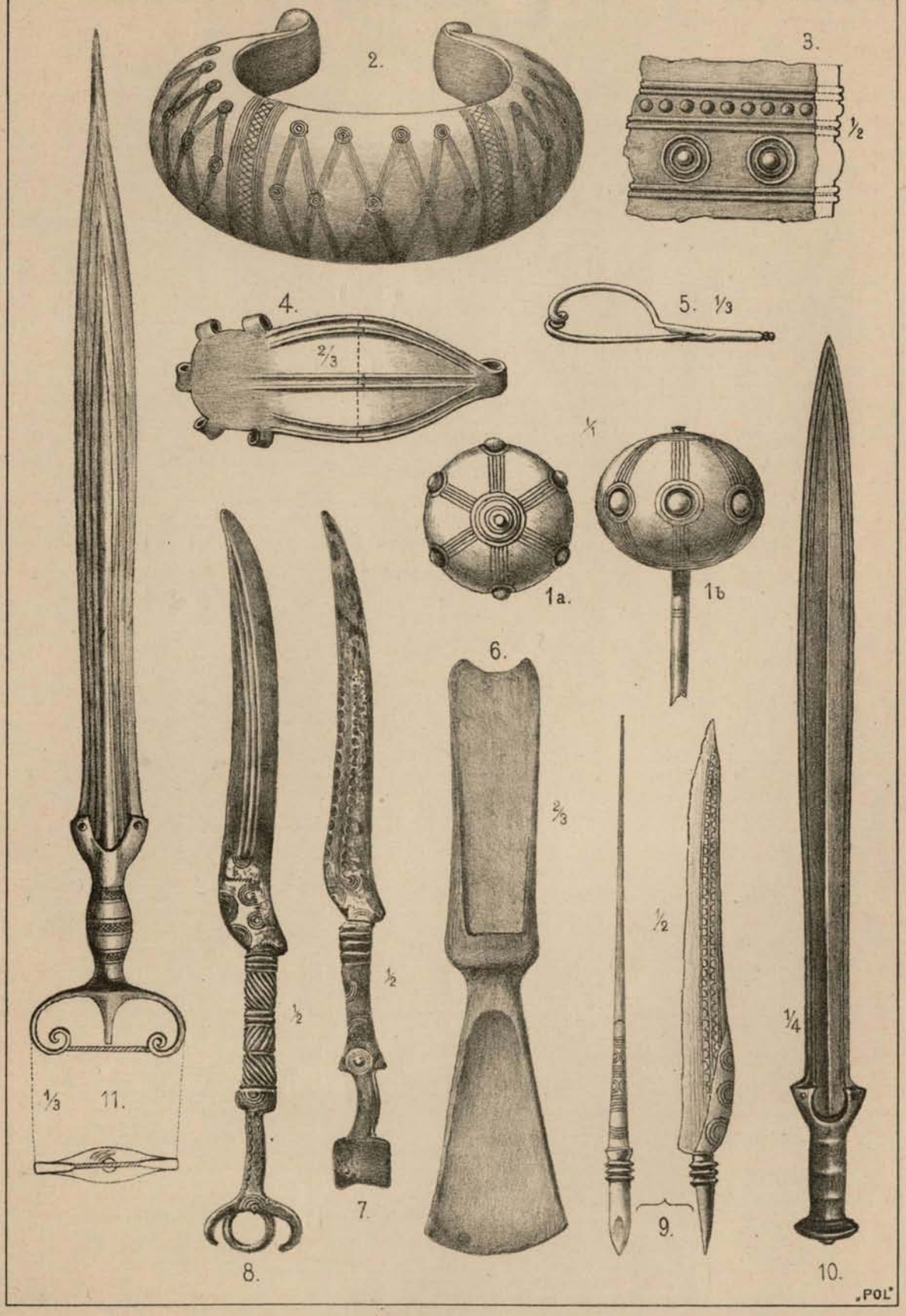
Bronze-
schwert
aus **Port**
(Bern).

Bronzemesser
aus dem
Pfahlbau Wollishofen
bei **Zürich.**

Absatzkelt
aus
dem Letten
bei
Zürich.

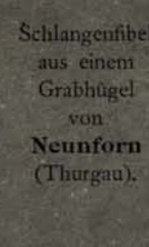
Eisenmesser
mit Bronzedorn
aus dem
Pfahlbau **Colombier**
(Neuchâtel).

POLYGRAPHISCHES INSTITUT ZÜRICH

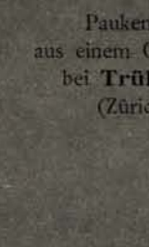

2.
3.
½
4.
2/3
5. 1/3
1/1
1a.
1b
6.
2/3
½
½
1/3
11.
7.
8.
9.
½
1/4
10.
„POL"

ARCHIVO GENERAL DE ANDALUCIA

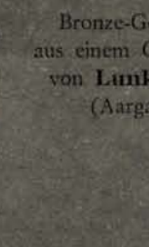
Die Chronologie in der Urgeschichte der Schweiz.



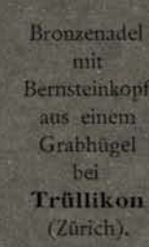
Schlangenfibel
aus einem
Grabhügel
von
Neunforn
(Thurgau).



Paukenfibel
aus einem Grabhügel
bei **Trüllikon**
(Zürich).



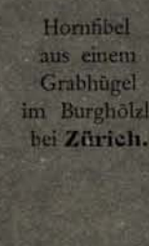
Bronze-Gehänge
aus einem Grabhügel
von **Lunkhofen**
(Aargau).



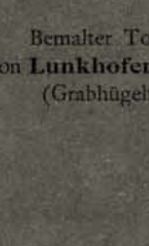
Bronzenadel
mit
Bernsteinkopf
aus einem
Grabhügel
bei
Trüllikon
(Zürich).



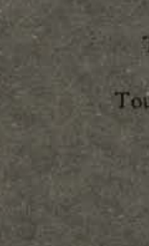
Bronzestiftchen aus einem Grabhügel
in **Affoltern b. H.** (Zürich).



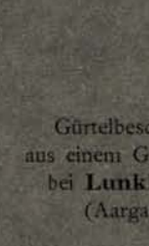
Hornfibel
aus einem
Grabhügel
im Burghölzli
bei **Zürich.**



Bemalter Tonteller
von **Lunkhofen** (Aargau).
(Grabhügelfund).



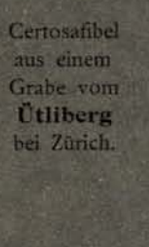
Tonnen-Armwulst
von
Toussen bei **Obfelden**
(Zürich).



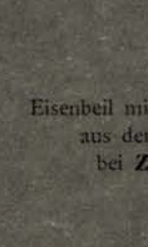
Gürtelbeschläge
aus einem Grabhügel
bei **Lunkhofen**
(Aargau).



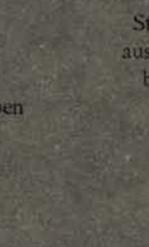
«Hallstatt-Schwert»
aus einem Grabe
in **Sion.**



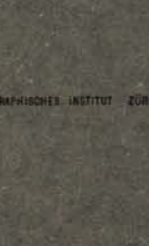
Certosafibel
aus einem
Grabe vom
Ütliberg
bei Zürich.



Eisenbeil mit Schaftlappen
aus dem Letten
bei **Zürich.**

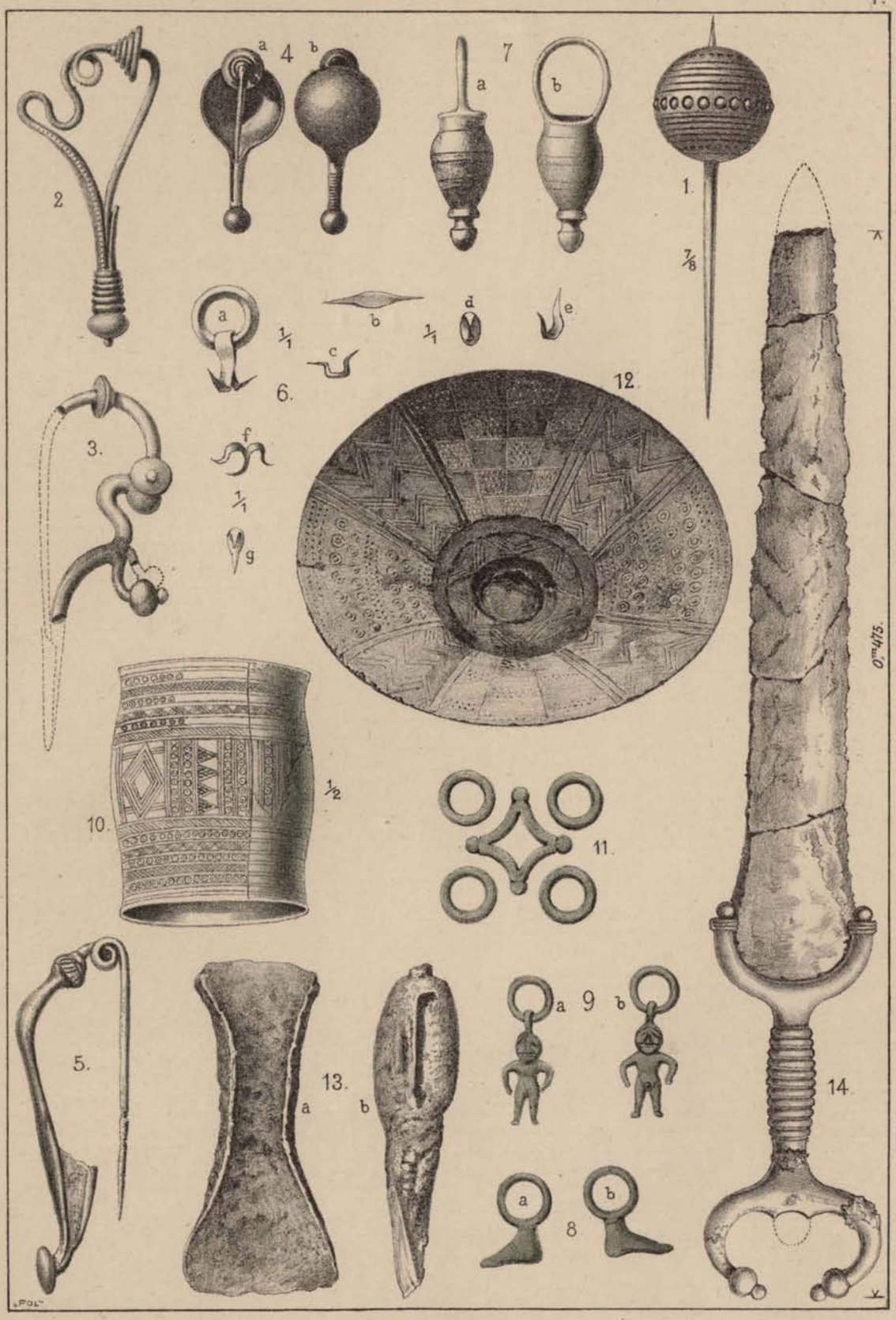


Statuetten-Gehänge
aus einem Grabhügel
bei **Lunkhofen**
(Aargau).

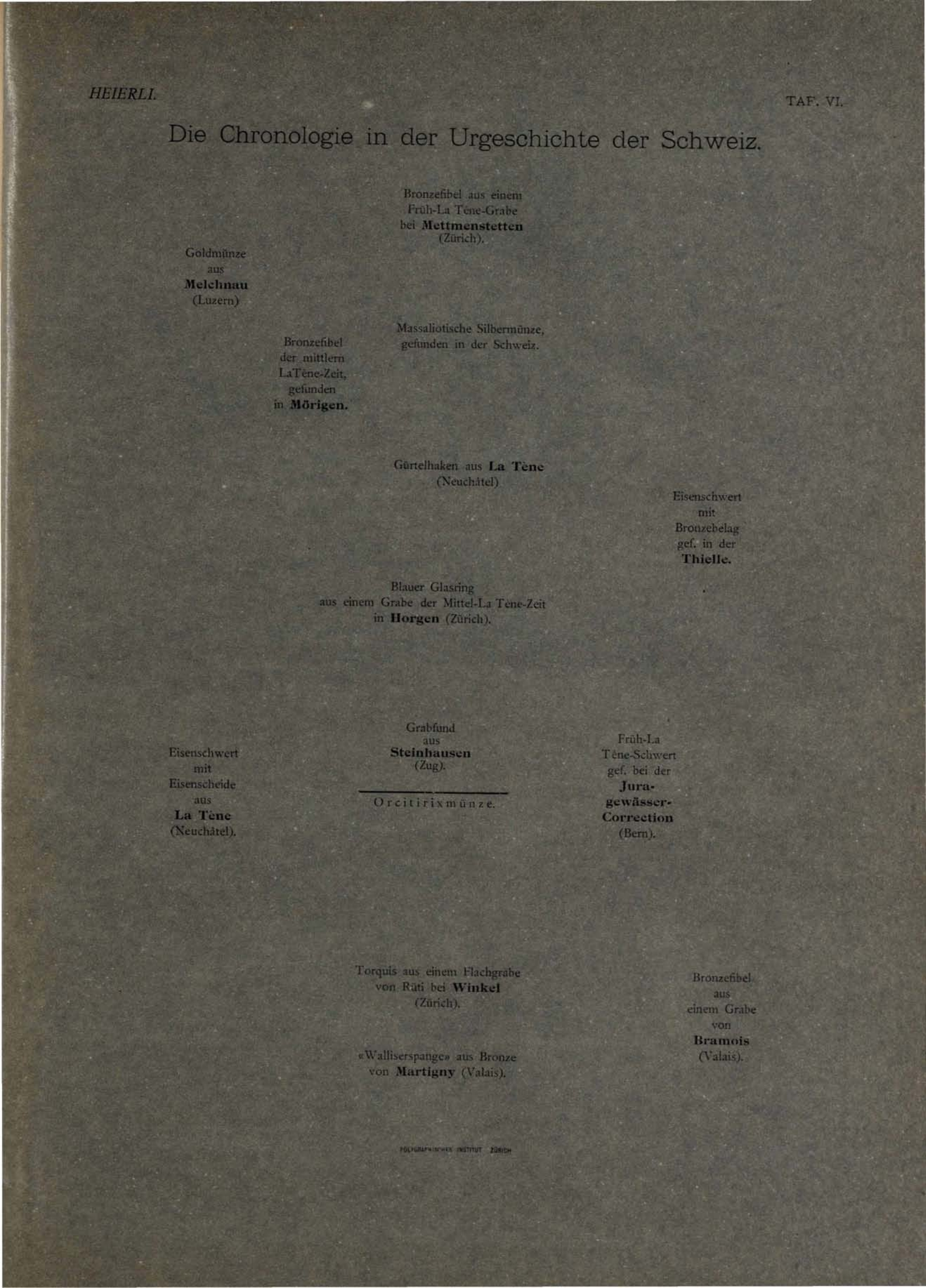


Gehänge
aus einem Grabhügel
bei **Lunkhofen** (Aargau).

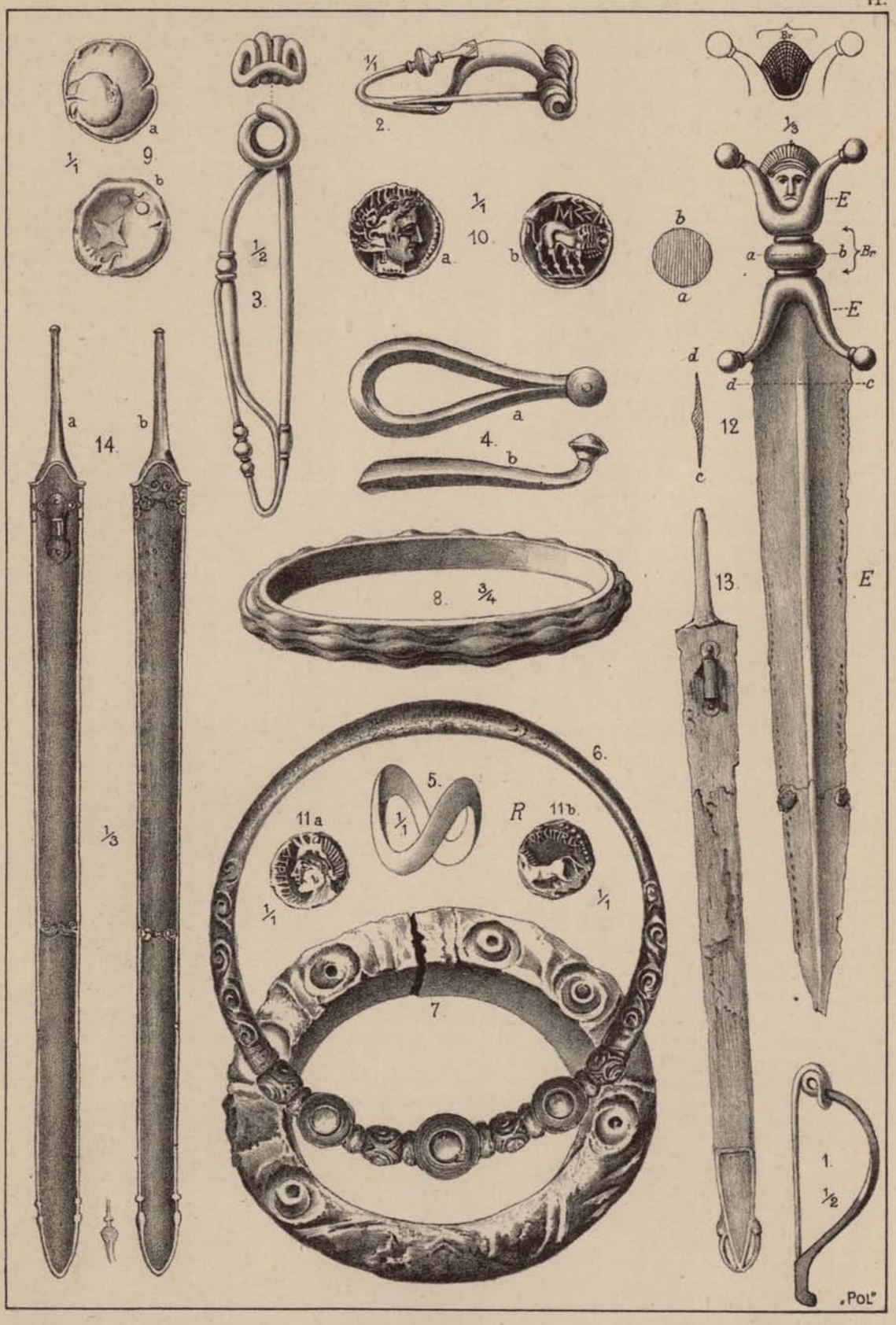
POLYGRAPHISCHES INSTITUT ZÜRICH


2
a 4 b
7
a
b
1.
7/8
a
1/1
b
c
1/1
d
e
6.
12.
3.
f
1/1
g
0,m475.
10.
1/2
11.
5.
13.
a
b
a 9 b
14.
a
8
b

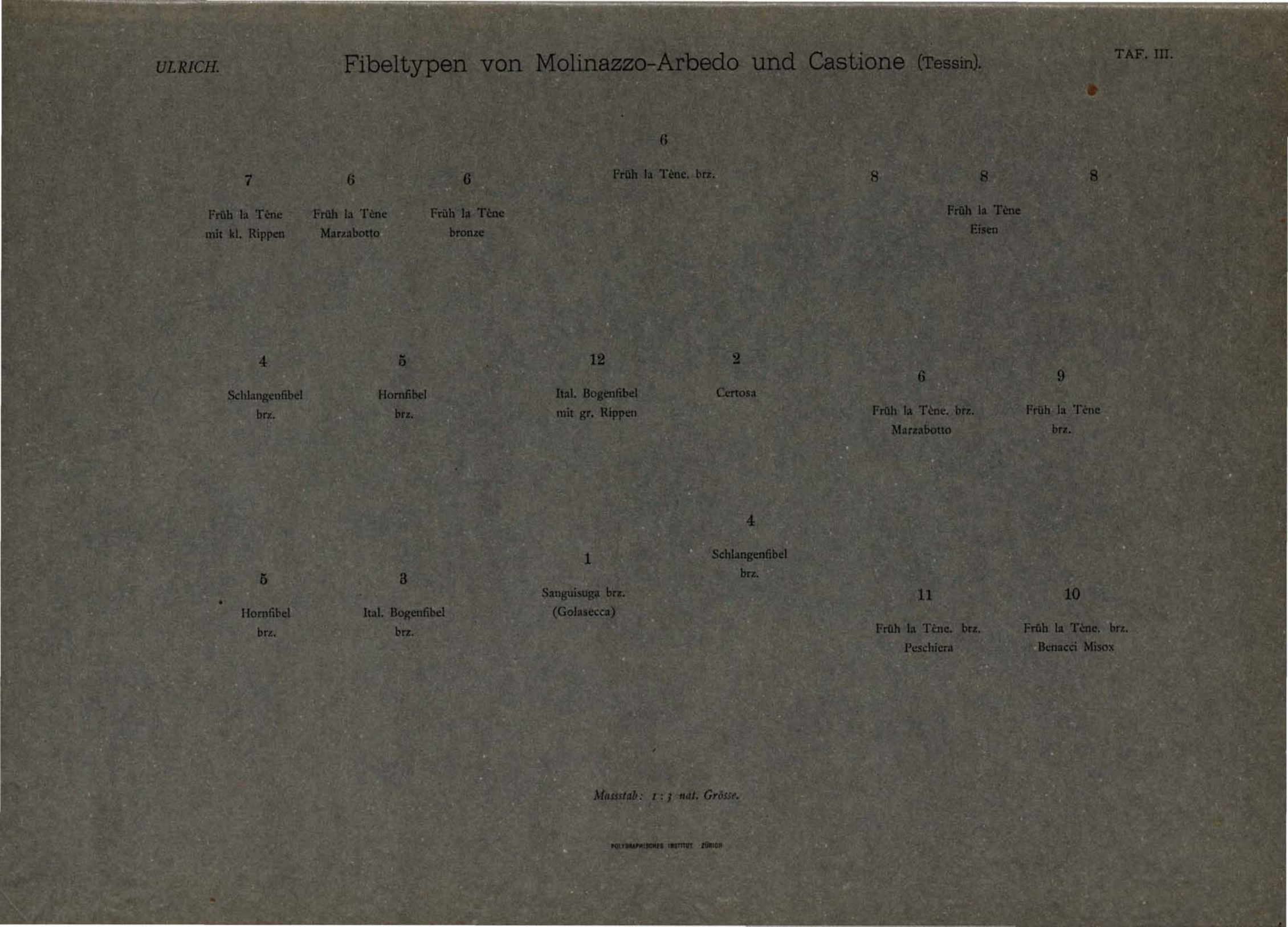
Die Chronologie in der Urgeschichte der Schweiz.



POLYGRAPHISCHES INSTITUT ZÜRICH

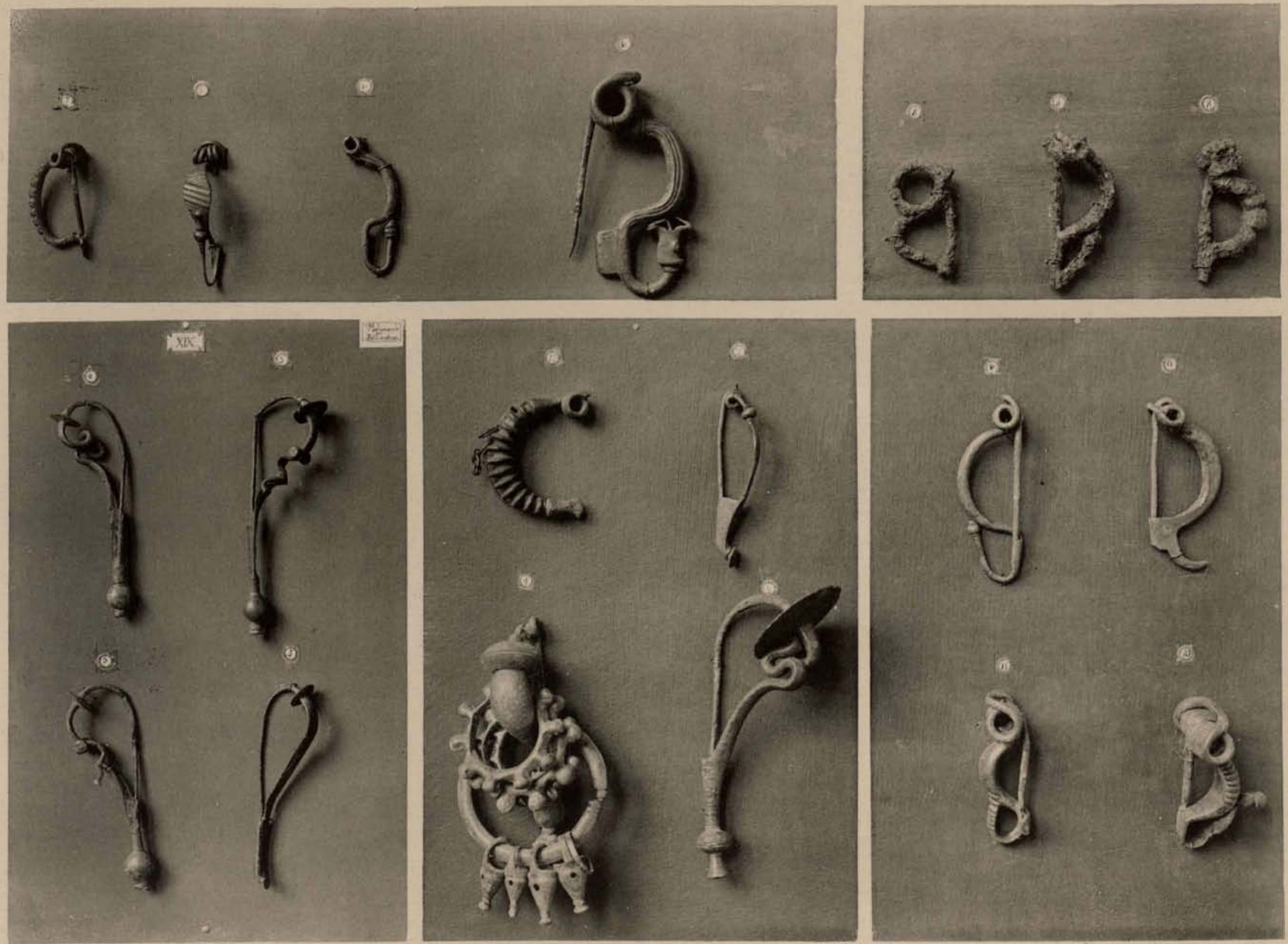

a
1/1
9.
b
1/2
3.
1/1
2.
1/1
10.
a
b
b
a
a
4.
b
d
12
c
8. 3/4
a
14.
b
1/3
1/3
E
13.
E
6.
5.
1/1
11a
1/1
R
11b.
1/1
7.
1.
1/2
POL

Fibeltypen von Molinazzo-Arbedo und Castione (Tessin).



Massstab: 1 : 3 nat. Grösse.

POLYGRAPHISCHES INSTITUT ZÜRICH

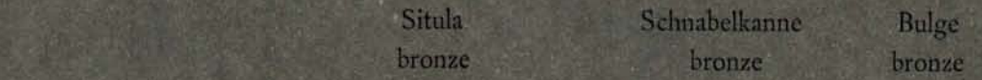


PATRIMONIO GENERAL DE ANDALUCIA

Gefässe und Helm von Molinazzo-Arbedo (Tessin).



Maassstab: 1 : 4 nat. Grösse.



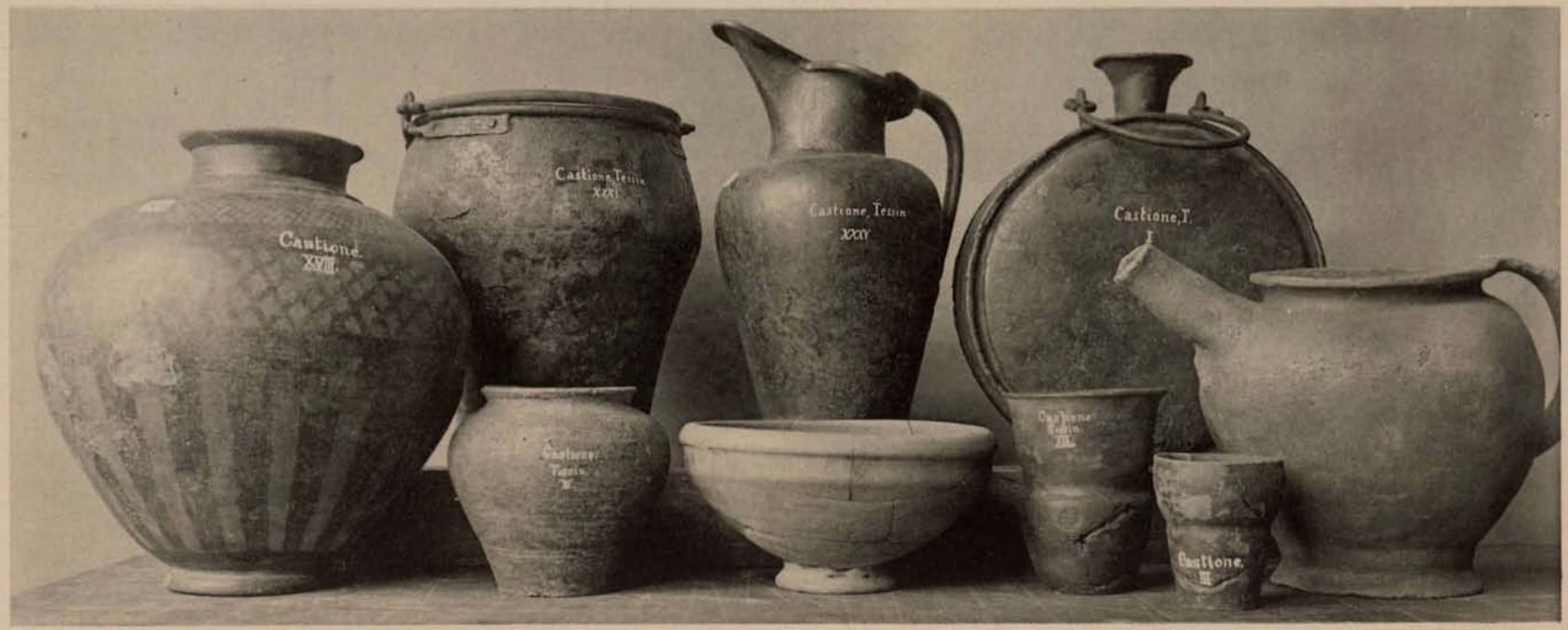


Gefässe von Castione (Tessin).

Massstab: 1 : 4 nat. Grösse.

POLYGRAPHISCHES INSTITUT ZÜRICH


Molinazzo
bei
Bellinzona
XIX
Molinazzo
Molinazzo
XXIX


Castione
XVIII
Castione, Tessin
XXI
Castione, Tessin
XXV
Castione, T.
I
Castione
III

ARCHIVO GENERAL DE ANDALUCÍA

Grabfunde von Molinazzo-Arbedo (Tessin).

XII

Ohrgehänge bronze

XVI

Bügel einer Casette

XXXV

Bernstein

Messer. bronze

XVII

XXVIII

Mantelschliessen
bronze

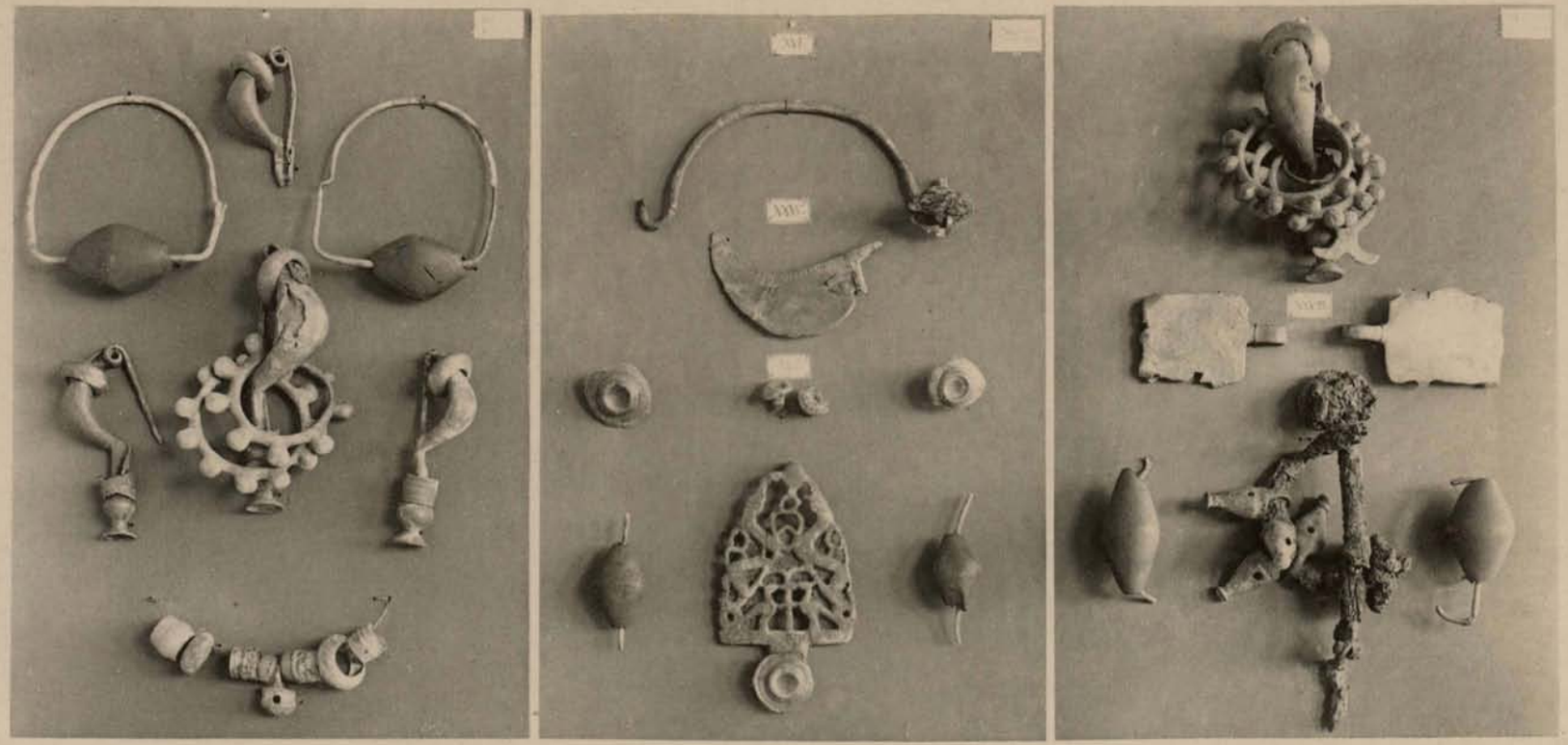
Gürtelschloss
bronze

Hirschfänger

XXXVI

Massstab: 1 : 3 nat. Grösse.

POLYGRAPHISCHES INSTITUT ZÜRICH




Malinazzo
XXXVI.

ARCHIVO GENERAL DE ANDALUCÍA

Grabfunde von Castione (Tessin).

VII

Gürtelschloss
Eisen

Ohrgehänge

III

XXXII

Gürtelschloss
Eisen

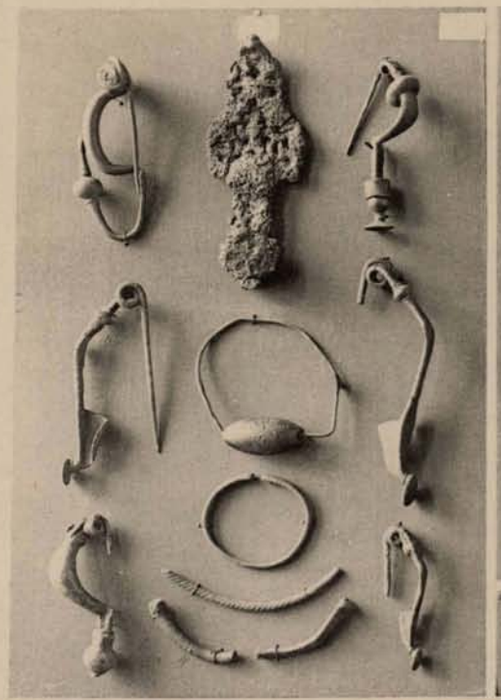
XII

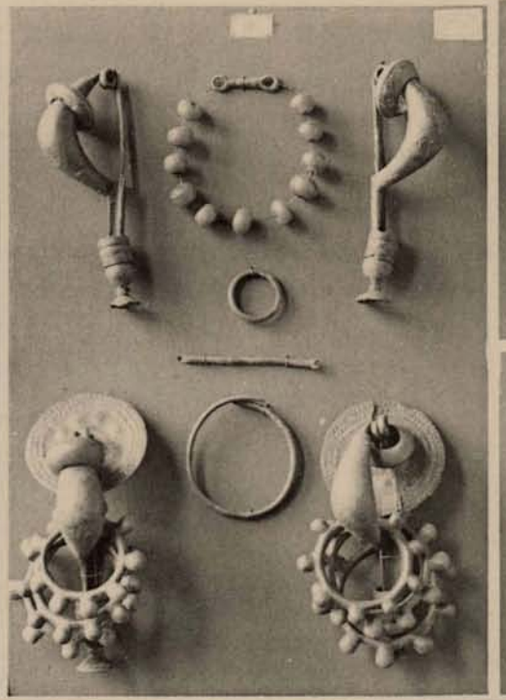
XXXI

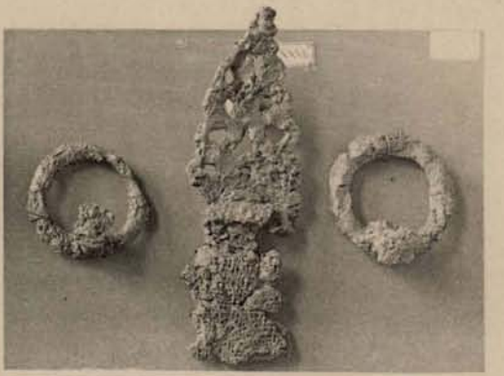
Schwert mit Bronzescheide

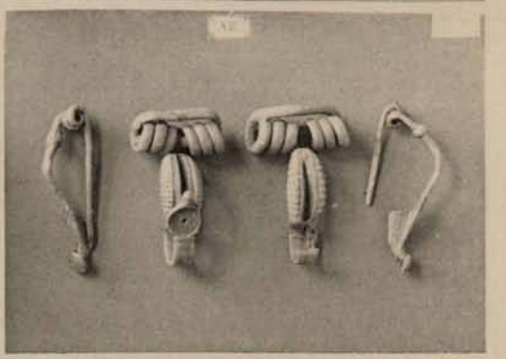
Massstab: 1 : 3 nat. Grösse.

POLYGRAPHISCHES INSTITUT ZÜRICH










Castione, Tessin
XXXI.

Die Backsteine von St. Urban.

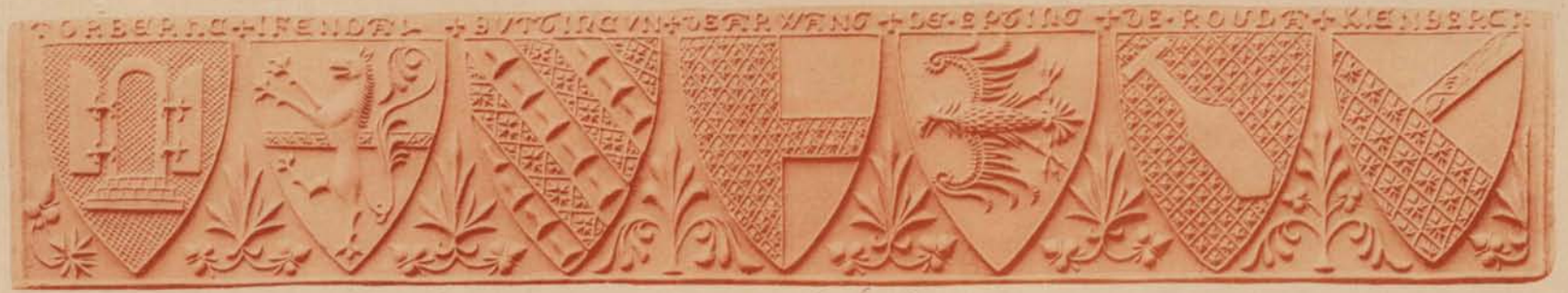
1

2

3

POLYGRAPHISCHES INSTITUT ZÜRICH

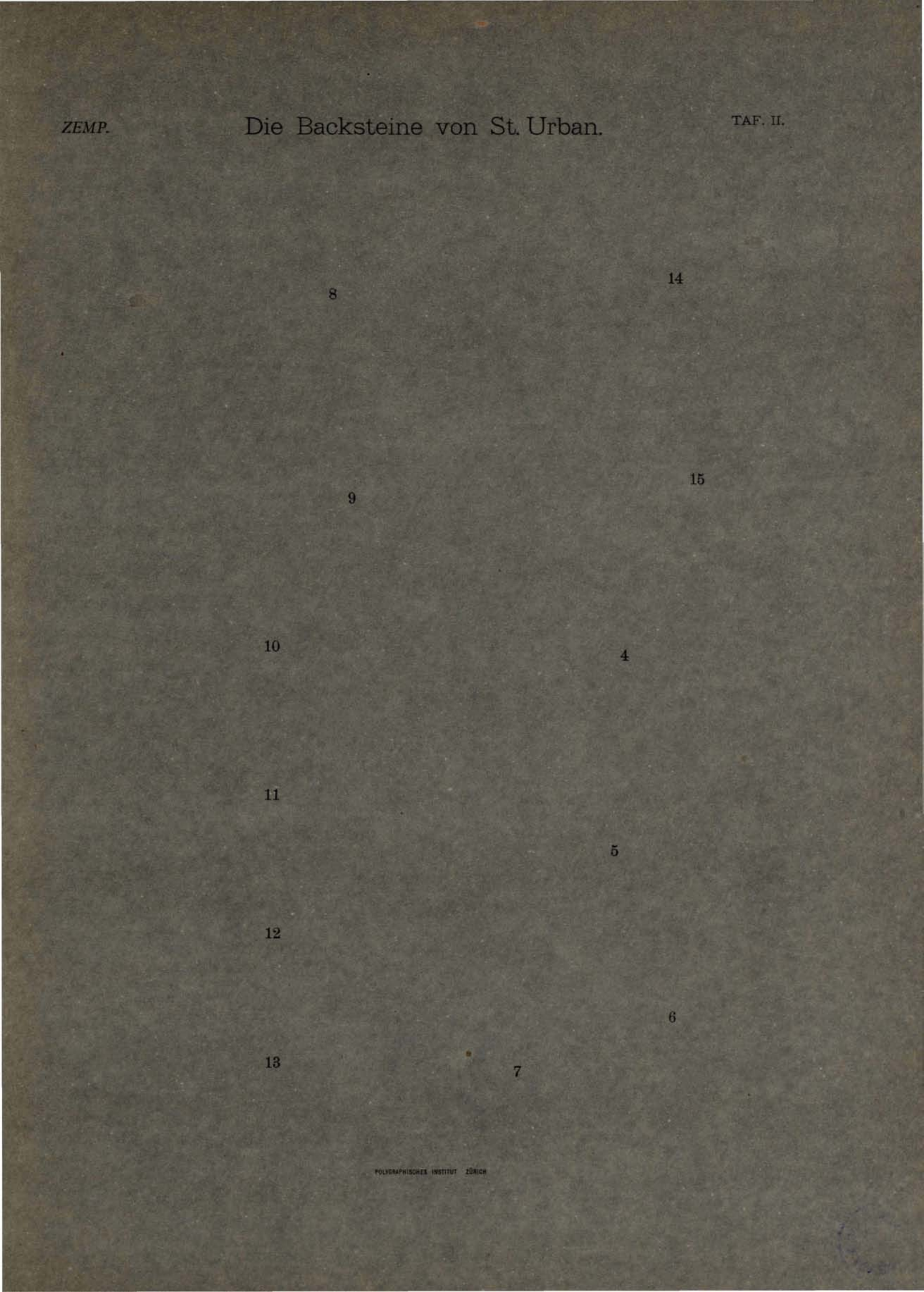



+ DORBERNO + IFENDAL + BITOINC IN + BERRWENO + DE · BROIIO + DE · ROULA + KIENBERC

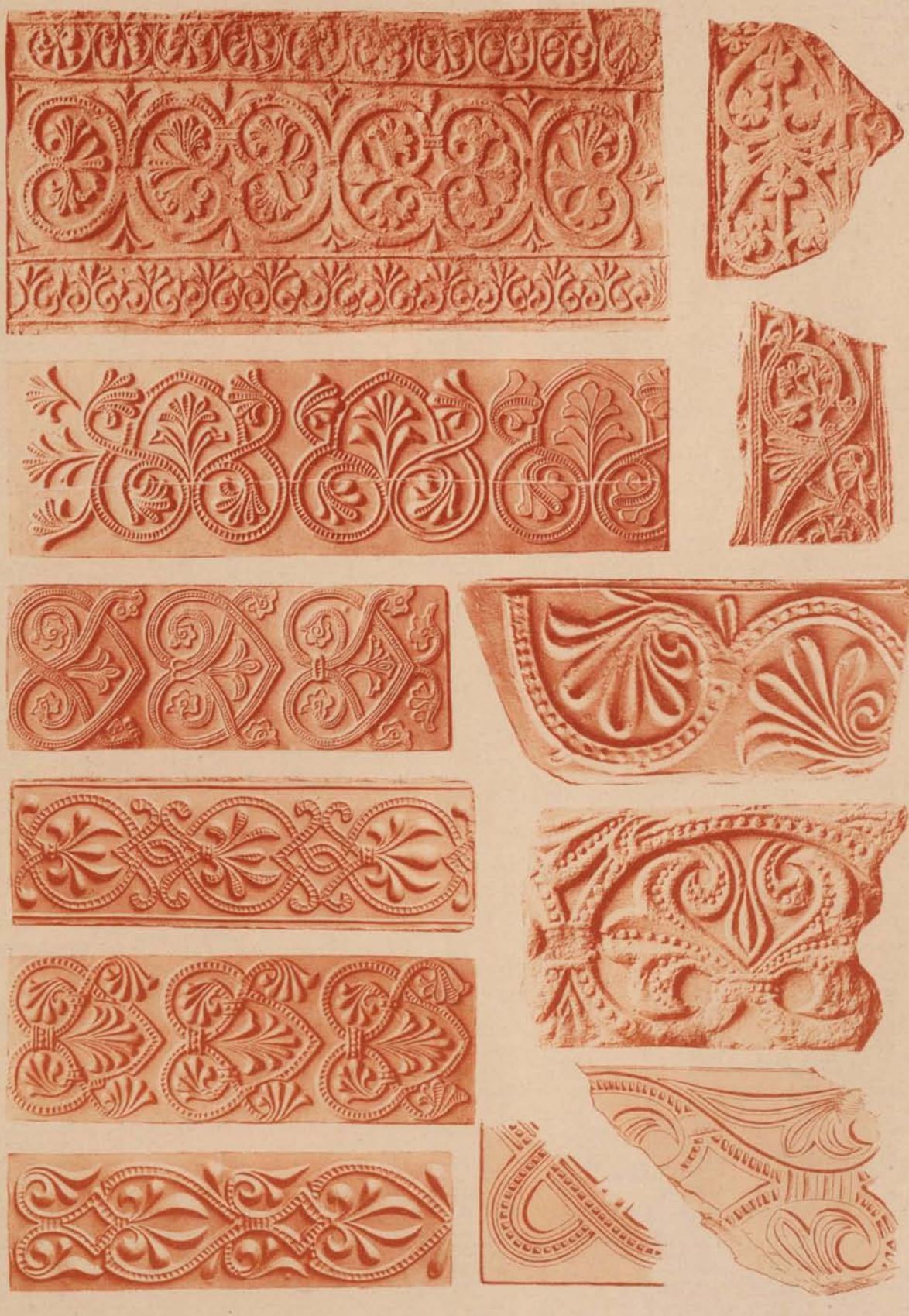


ARCHIVO GENERAL DE ANDALUCIA

Die Backsteine von St. Urban.



POLYGRAPHISCHES INSTITUT ZÜRICH



ARCHIVO GENERAL DE ANDALUCÍA

Die Backsteine von St. Urban.

18

17

19

20

24

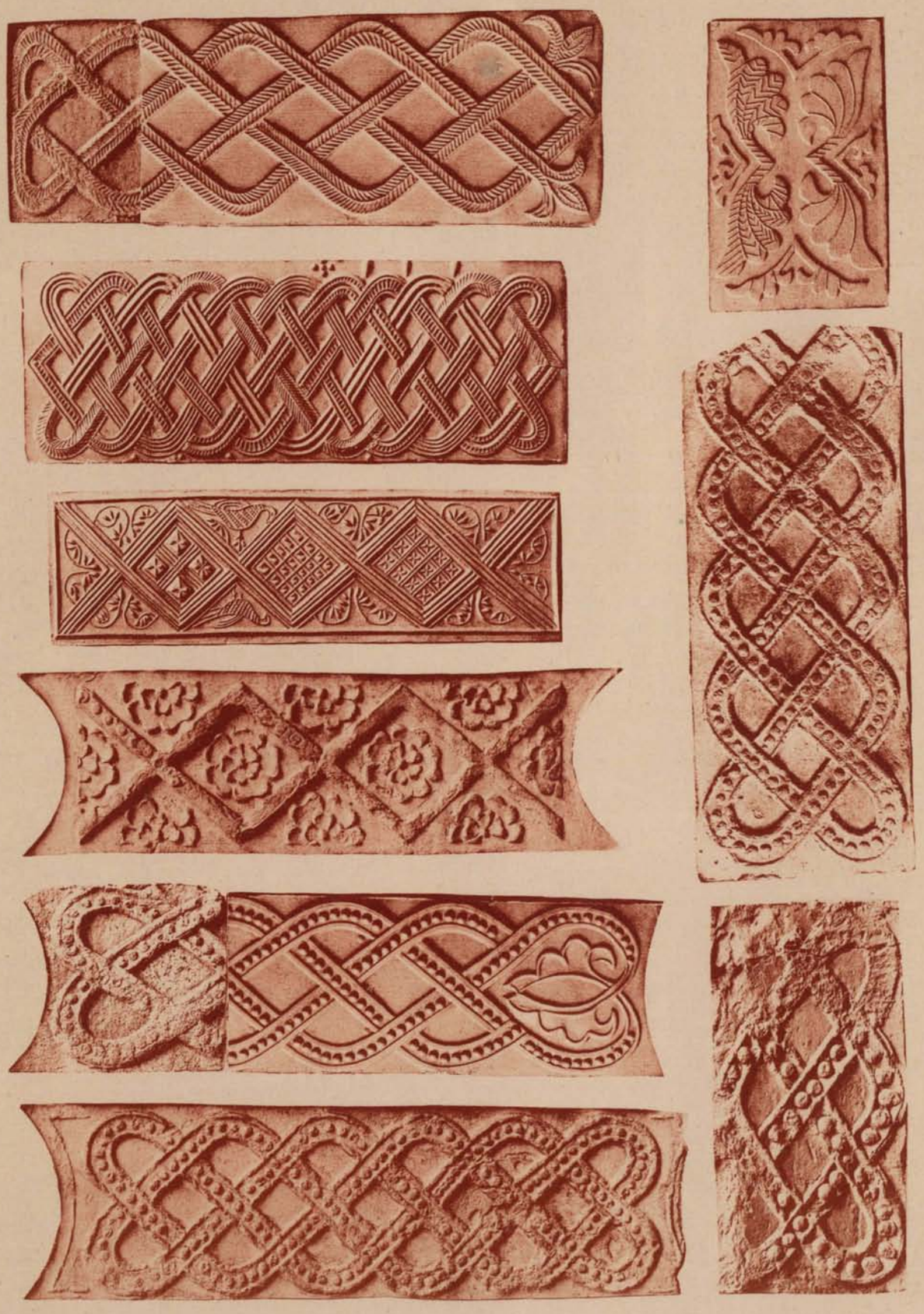
21

22

25

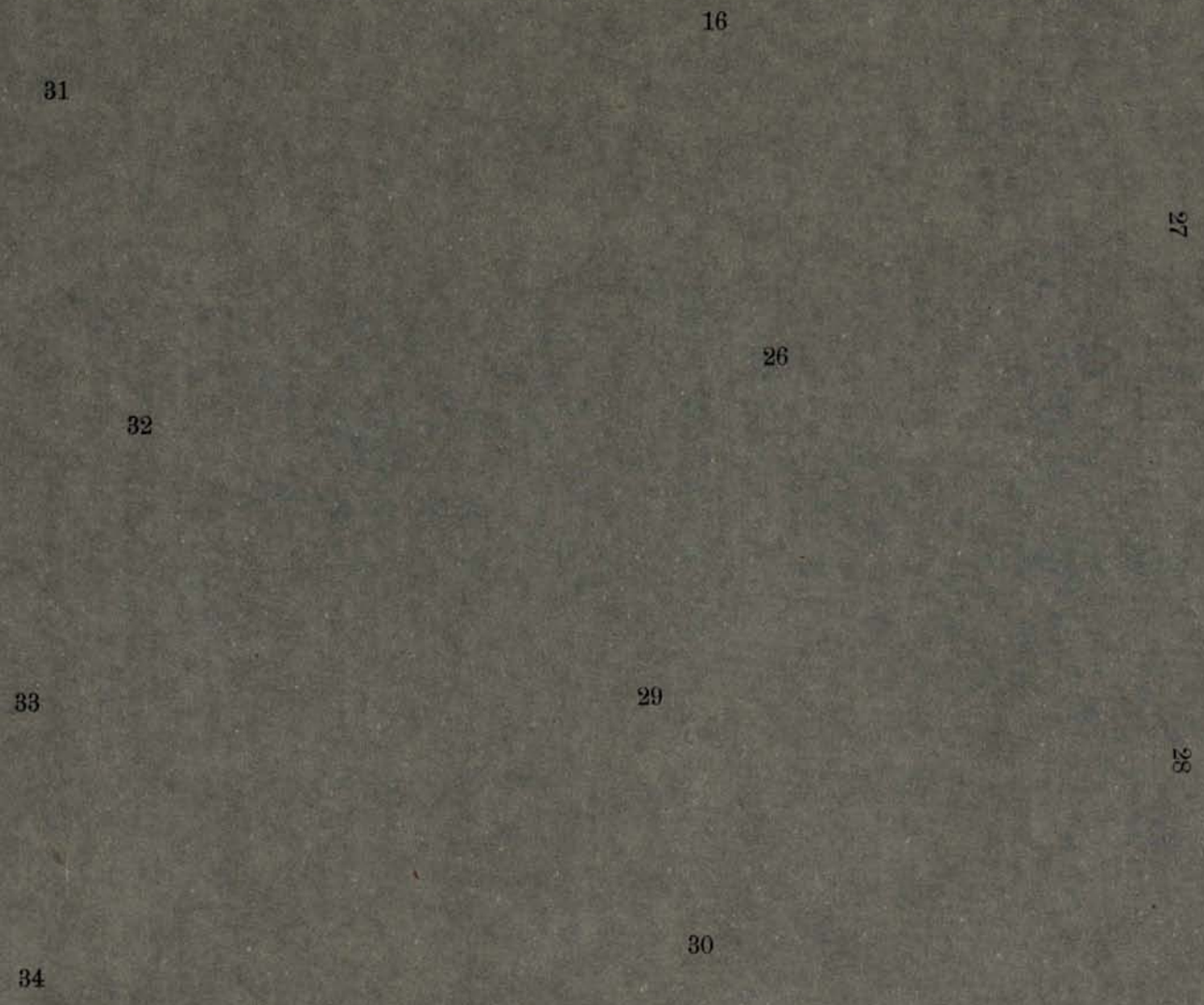
23

POLYGRAPHISCHES INSTITUT ZÜRICH



ARCHIVO GENERAL DE ANDALUCÍA

Die Backsteine von St. Urban.



POLYGRAPHISCHES INSTITUT ZÜRICH


FERA
PESSIMA
BESTISCVS.






EDICBAT-LOM
ONIL.IRIHOR
DVVTSDOR
AMEA







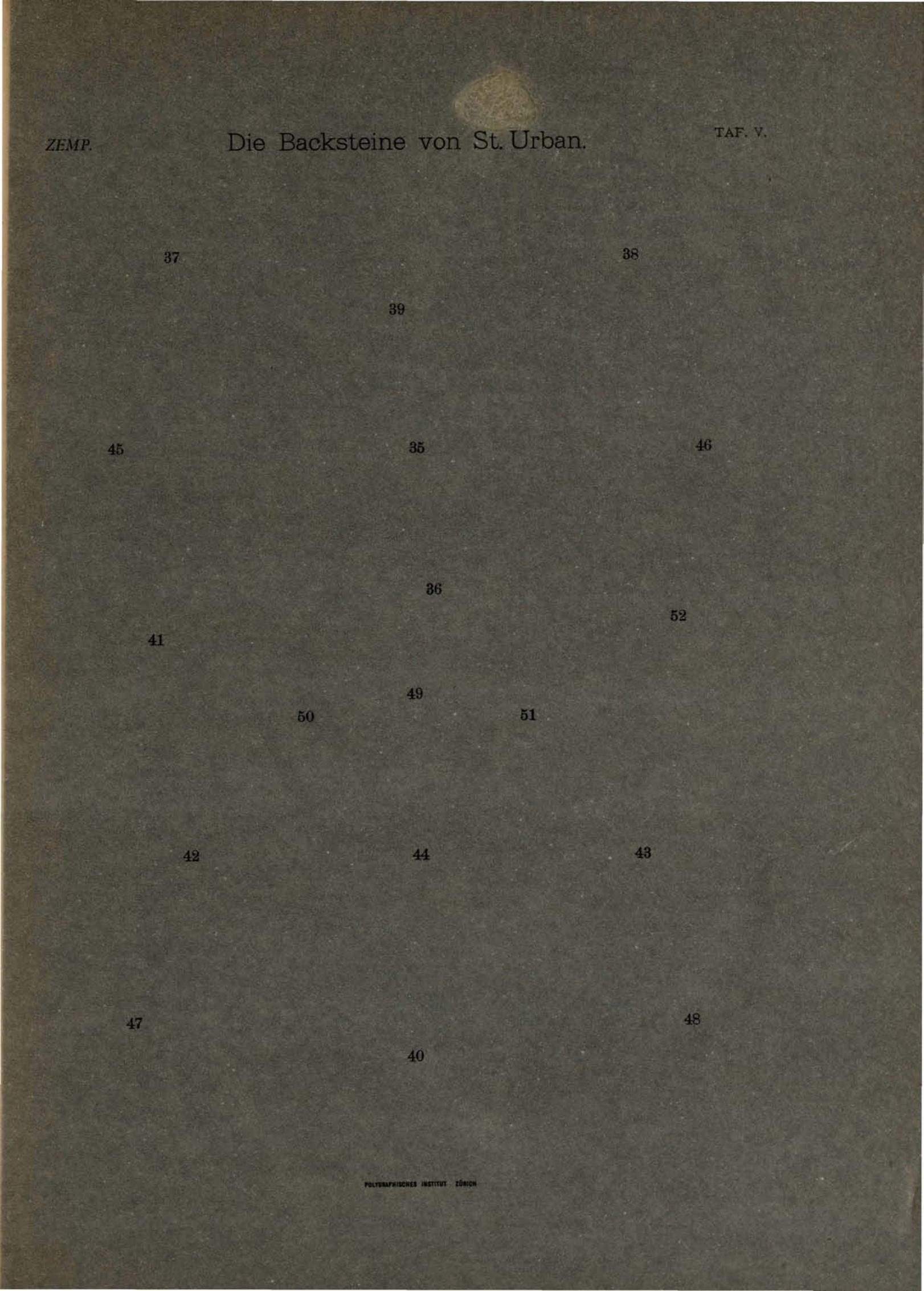




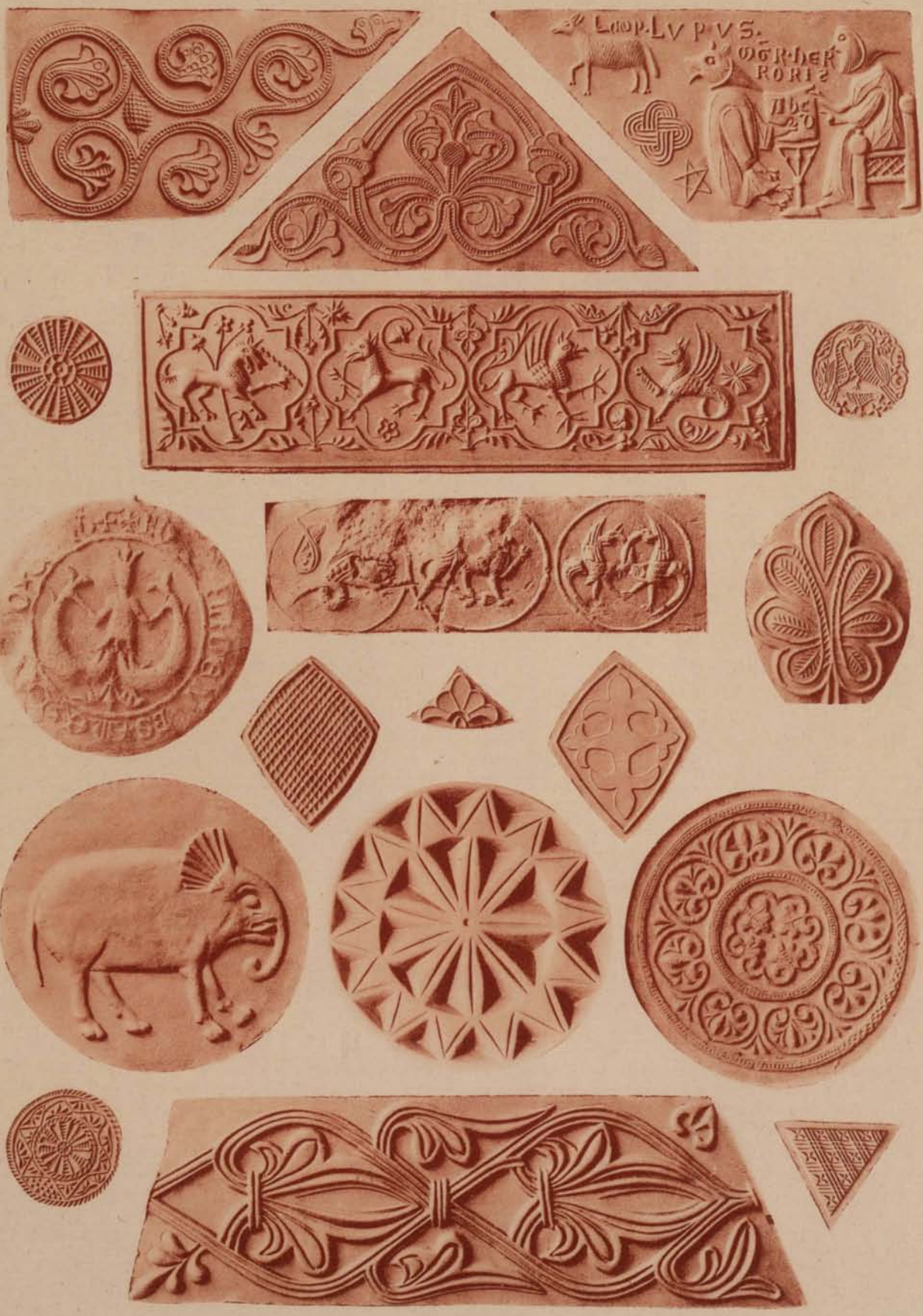


ARCHIVO GENERAL DE ANDALUCIA

Die Backsteine von St. Urban.



POLYGRAPHISCHES INSTITUT ZÜRICH


LEOP. LVPVS.
GERBERT
RORIS

Die Backsteine von St. Urban.

53

54

56

55

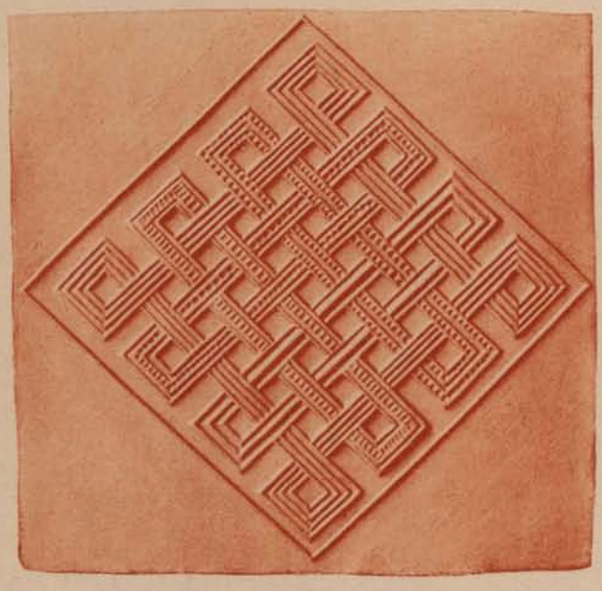
58

57

POLYGRAPHISCHES INSTITUT ZÜRICH













ARCHIVO GENERAL DE ANDALUCIA

59

60

61

62

63

64

65

66

67

68

69

70

71

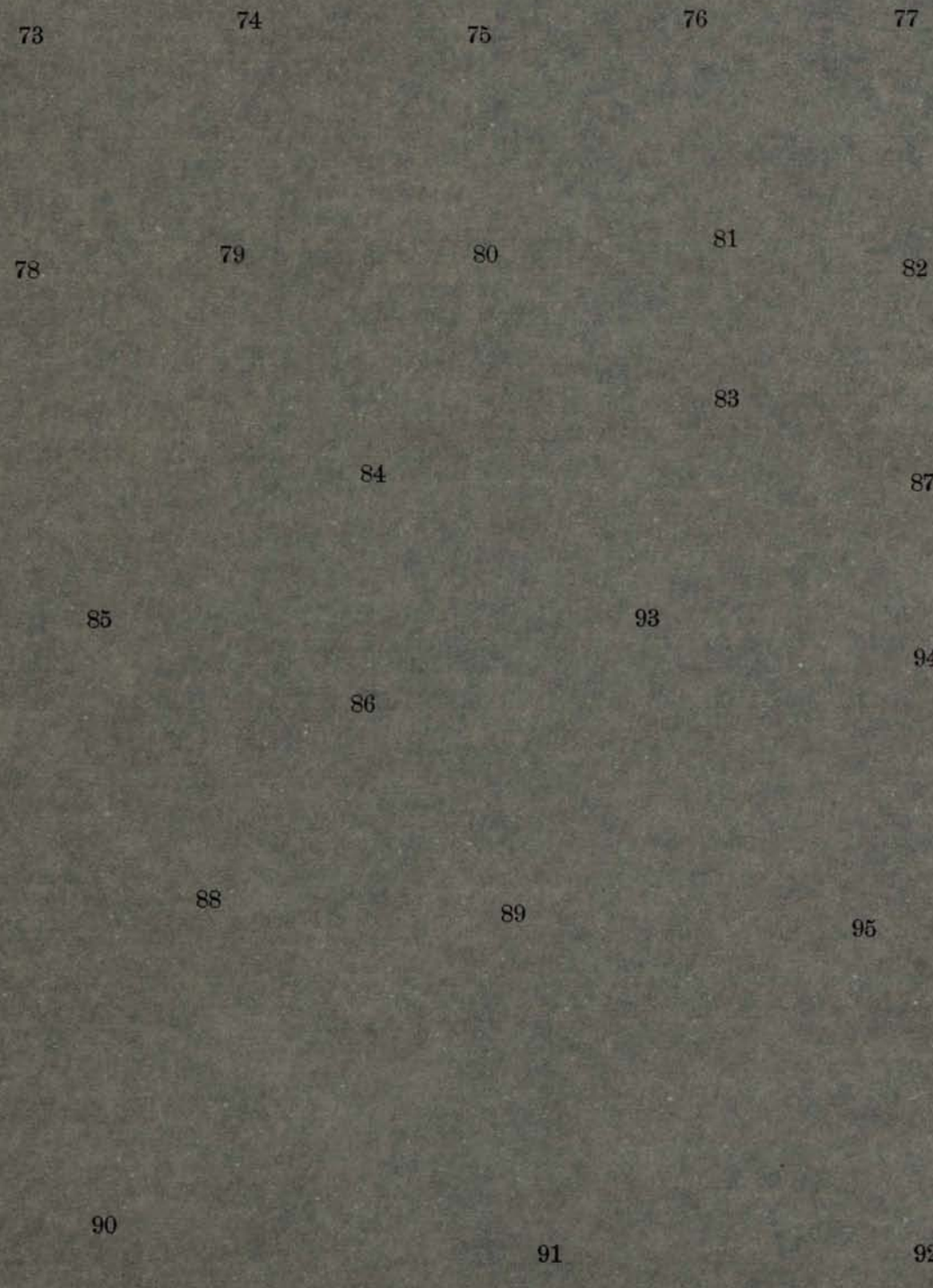
72

POLYGRAPHISCHES INSTITUT ZÜRICH


PELLICANVS · NOSTRI

ARCHIVO GENERAL DE ANDALUCIA

Die Backsteine von St. Urban.



POLYGRAPHISCHES INSTITUT ZÜRICH



ARCHIVO GENERAL DE ANDALUCIA

Ueber Flachschnitzereien in der Schweiz.

1

2

1—6. Schnitzdecke
im Schiff der Kirche von Maur, Canton Zürich.

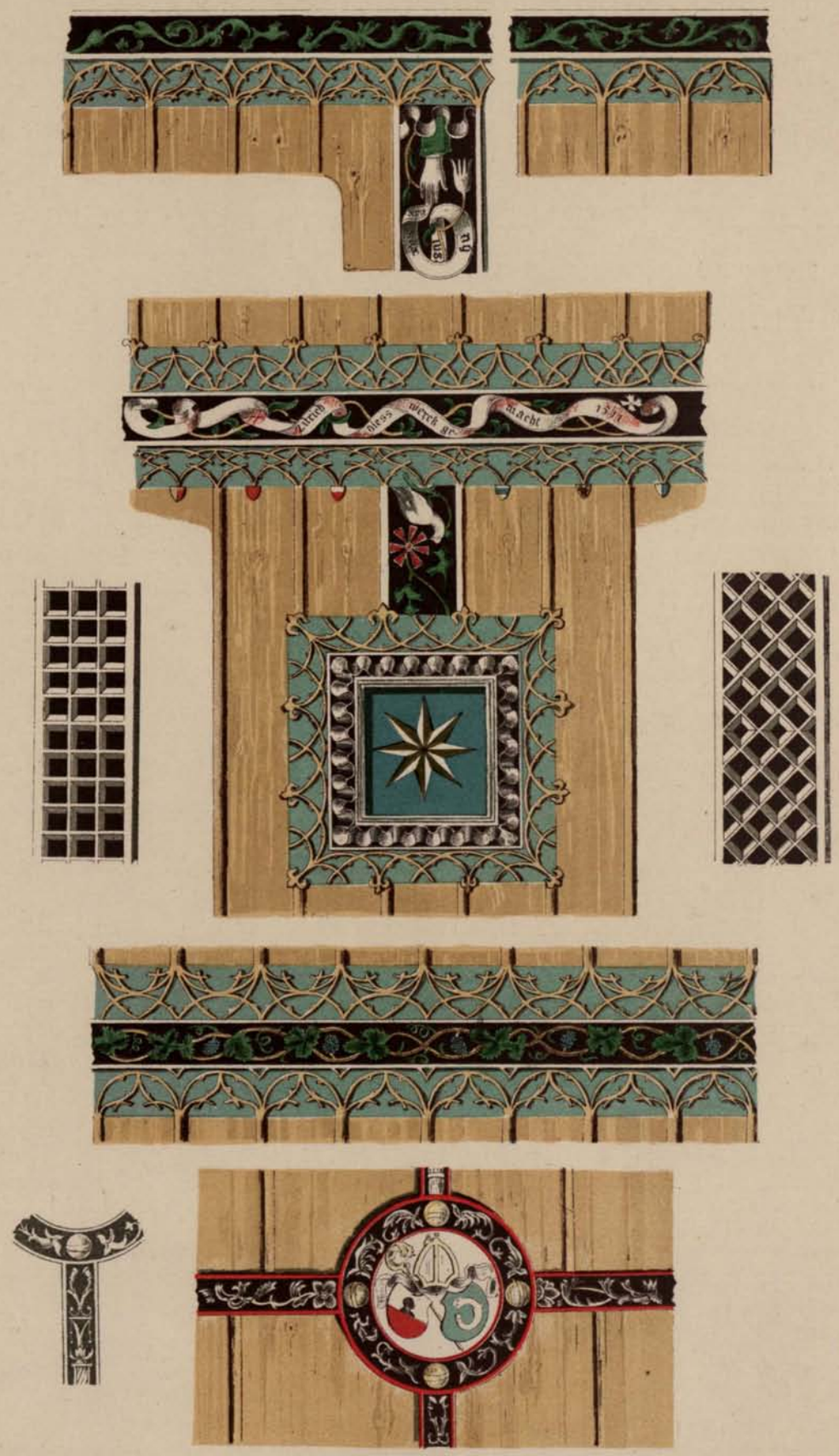
3

5 6

4

Kirche von Truttikon, Canton Zürich.

POLYGRAPHISCHES INSTITUT ZÜRICH



L. Schulthess - Kaufmann, del.

JUNTA GENERAL DE ANDALUCIA

RAHN.

Ueber Flachschnitzereien in der Schweiz.

Beinhaus in Steinen, Canton Schwyz.

Mittelstück aus der Kapelle des Kappelerhofes
in Zürich.

Friese aus Schloss Arbon,
jetzt im Schweizerischen Landesmuseum.

POLYGRAPHISCHES INSTITUT ZÜRICH


ACHTER
HERZIG


1508





ARCHIVO GENERAL DE ANDALUCIA

Becher von Hans Jakob Stampfer. 1545.

Hohenlohe-Museum in Strassburg.

POLYGRAPHISCHES INSTITUT ZÜRICH



ARCHIVO GENERAL DE ANDALUCIA

Schale von Abraham Gessner.

Depositum der l. Zunft zum Widder.

POLYGRAPHISCHES INSTITUT ZÜRICH





ARCHIVO GENERAL DE ANDALUCIA

Doppelbecher von Hans Peter Rahn.

Depositum der I. Zunft zur Waag.

POLYGRAPHISCHES INSTITUT ZÜRICH





Becher (alter Schweizer) von Hans Heinrich Riva.

Depositum der Loge «Modestia cum Libertate».

POLYGRAPHISCHES INSTITUT ZÜRICH



Becher der Schützengesellschaft der Stadt Zürich

von Hans Jakob Holzhalb - 1646.

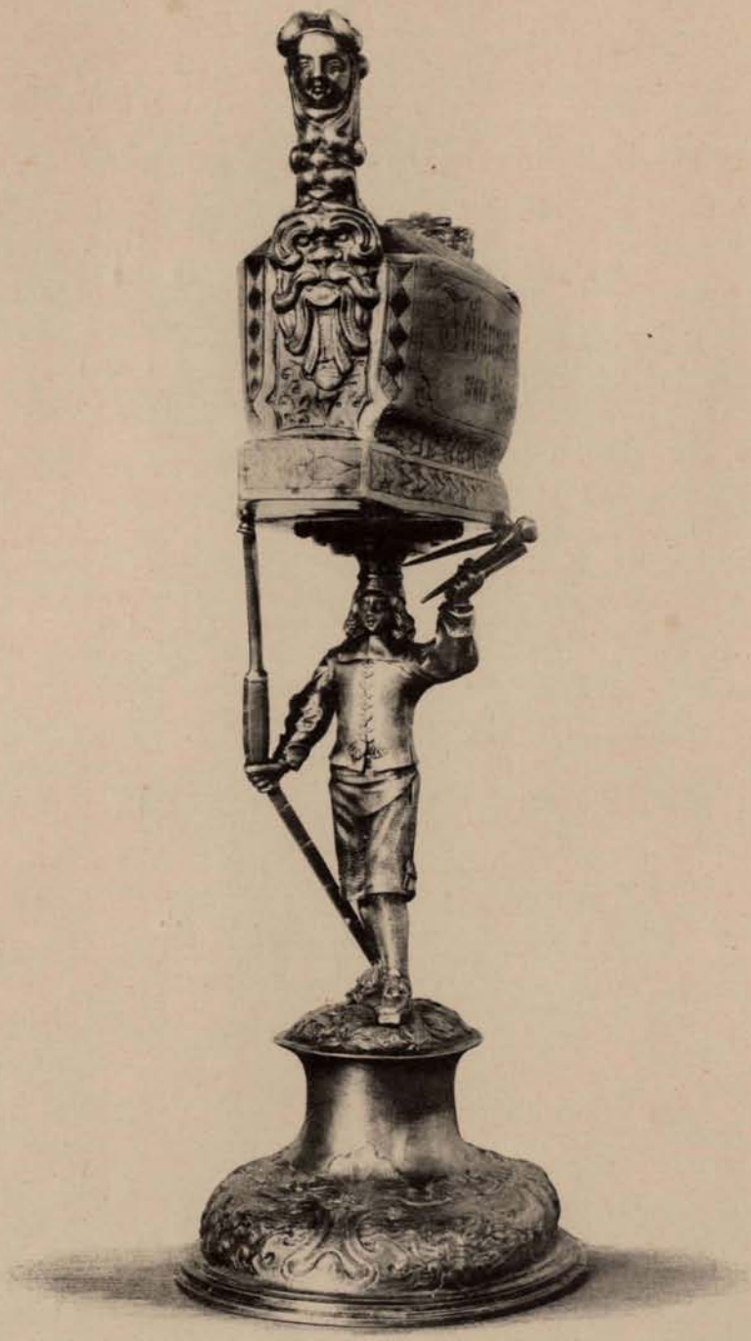
Depositum der I. Stadtschützengesellschaft.

POLYGRAPHISCHES INSTITUT ZÜRICH



Becher (Hobelträger) von Hans Jakob Bullinger.

POLYGRAPHISCHES INSTITUT ZÜRICH



ARCHIVO GENERAL DE ANDALUCIA

GB L 7

Sig.: G.B. L. 7
Tit.: Festgabe auf die eröffnung des
Aut.:
Cód.: 1008087


SIGILLVM · CIVIVM · HVICQVE · LAISIVM